

2/ 2006

23. Jahrgang

TAGUNGSBERICHT

**„Hab mich gern!“**

**Dissozialität und Anpassung**

Impressum ..... 57

## ORIGINALARBEIT

Das betrogene Selbst (*Alfried Längle*) ..... 4

## VORTRÄGE

Dissozialität (*Jürgen Kriz*) ..... 16

Randkulturen (*Roland Girtler*) ..... 23

Hermes' Schützlinge und die Dissozialität in der Therapie (*Patrick Frottier*) ..... 34

Die para-existentielle Persönlichkeitsstörung (*Cristian u. Ana-Maria Furnica*) ... 42

Die soziale Dimension der Freiheit (*Manfred Zmy*) ..... 52

## SYMPOSIA

Neoliberalismus und Dissozialität (*Anton Dorfinger*) ..... 58

Was wäre ein gutes Leben? (*Silvia Längle, Astrid Görtz, Karin Steinert, Christine Krempf*) ..... 64

Schwere Persönlichkeitsstörungen (*Doris Fischer-Danzinger*) ..... 69

Leben in der Enge – Lernen von der Weite (*Peter Winzeler*) ..... 76

BUCHBESPRECHUNGEN ..... 83

PUBLIKATIONEN ..... 84

## BEILAGE: GLE - INFO

Kontaktadressen ..... 2

Aktuelles GLE-International ..... 3

Aktuelles GLE-Österreich ..... 7

Aktuelles GLE-Deutschland ..... 16

Termine ..... 18

Weiterbildungsakademie ..... 21

GLE-Ö Fortbildungsakademie ..... 25

GLE-Ö Erwachsenenbildung ..... 26

Seminare und Vorträge ..... 28

Mitteilungen ..... 31

## BANKVERBINDUNGEN DER GLE-INT.

**Österreich:** Konto Nr.: 040-33884, Erste Österr. Spar-Casse-Bank, BLZ 20111

**Deutschland:** Konto Nr.: 7000006, Acredobank Nürnberg, BLZ 76060561

**Schweiz:** Konto Nr. 203054-10-556, Credit Suisse

**Andere Länder:** Wir bitten um Zahlung mittels Postanweisung  
oder mittels DC, VISA, EC/MC

## BANKVERBINDUNGEN DER LÄNDERVEREINE

**GLE-Österreich:** Konto Nr.: 281-120-961/00, Erste Österr. Spar-Casse-Bank

**GLE-Deutschland:** Konto Nr.: 8460700, Bank für Sozialwirtschaft

**IGEAP-Schweiz:** Konto Nr. 42 391044435, Berner Kantonalbank (BeKB)

## ABO-PREISE FÜR DIE EXISTENZANALYSE

Jahresabonnements für Nichtmitglieder: Euro 25,-/sfr 38,- inkl. Versand

Einzelpreis: Euro 16,-/sfr 24,- inkl. Versand (Europa) – Mitglieder erhalten die Zeitschrift kostenlos.

Die EXISTENZANALYSE mit Info Beilage erscheint 2 mal jährlich.

## Wissenschaftlicher

## B E I R A T

**Michael ASCHER**

Philadelphia (USA)

**Karel BALCAR**

Prag (CZ)

**Gion CONDRAU**

Zürich (CH)

**Herbert CSEF**

Würzburg (D)

**Nolberto ESPINOSA**

Mendoza (ARG)

**Reinhard HALLER**

Feldkirch (A)

**Hana JUNOVÁ**

Prag (CS)

**Christoph KOLBE**

Hannover (D)

**George KOVACS**

Miami (USA)

**Jürgen KRIZ**

Osnabrück (D)

**Anton-Rupert LAIREITER**

Salzburg (A)

**Alfried LÄNGLE**

Wien (A)

**Karin MATUSZAK-LUSS**

Wien (A)

**Corneliu MIRCEA**

Temesvar (RO)

**Christian PROBST**

Graz (A)

**Heinz ROTHBUCHER**

Salzburg (A)

**Christian SIMHANDL**

Wien (A)

**Christian SPAEMANN**

Braunau (A)

**Michael TITZE**

Tuttlingen (D)

**Liselotte TUTSCH**

Wien (A)

**Helmuth VETTER**

Wien (A)

**Beda WICKI**

Unterägeri (CH)

**Wasiliki WINKLHOFER**

München (D)

**Elisabeth WURST**

Wien (A)

## HINWEISE

---

Themenredaktion  
**Mag. Karin Steinert**

**MSc Upgrading**  
Infoheft Seite 15

**Kongress GLE-Int.**  
**Wien 28.-29. April 2007**  
DAS WESENTLICHE SEHEN  
Phänomenologie in Psychotherapie  
und Beratungum

Programm unter  
[www.existenzanalyse.org](http://www.existenzanalyse.org)

**Neuer Service**  
**Seminare und Vorträge**  
Infoheft ab Seite 28

**Professur für**  
**Existenzanalyse in**  
**Moskau**

Infoheft Seite 4

---

## THEMEN-VORSCHAU

1/2007  
Sexualität, Liebe, Erotik

2/2007  
Tagungsbericht Phänomenologie

**Redaktionsschluss EA**  
**Nummer 1/2007**  
**01. 03. 2007**

### *Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen!*

Dissozial – das sind doch die anderen, die, die von einem so weit weg sind und von denen man sich auch weit weg fühlt. Kann das ein Tagungsthema sein, dass viele Kolleginnen und Kollegen anspricht?

Sind es nicht nur die KollegInnen, die in Erziehungsheimen, in den Justizanstalten und in der Begleitung Haftentlassener arbeiten, die mit dissozialen Menschen in Berührung kommen? Natürlich auch in der Drogenszene, da hat man ebenfalls damit zu tun. - So irgendwie dachte ich.

Und dann kam die Kongressvorbereitung: inhaltliche Vertiefung, Titelsuche. „Hab’ mich gern!“ formulierte unsere Kollegin Karin Steinert. „Du kannst mich mal ...“ heißt das wohl. Eh klar, denen sind alle anderen gleichgültig, Hauptsache sie holen sich das, was sie wollen: Rücksichtslos und egoistisch, nicht eingegliedert in die Gesellschaft, nicht eingliederbar.

Aber da gibt es auch die andere Seite: Dieses „Hab’ mich gern!“, das fragt, wer mag mich, wer kümmert sich um mich, bin ich denn allen zuwider? Diese Seite im Dissozialen, die einen auch berührt, für die man sich öffnen kann und die im Außenseiter jemanden in seiner Einsamkeit und Haltlosigkeit sieht.

„Hab’ mich gern!“ – das ist auch der unauffällige Außenseiter, der Stille und Überangepasste. Ist das nicht auch eine Art Dissozialität?

Der durch Jana Bozuk und ihr Team fein organisierte und gesellige Kongress in Prag im April 2006 zur Dissozialität war eine Schule der Wahrnehmung, eine Anleitung, genauer hinzuschauen und die alltägliche Präsenz der Dissozialität und ihrer Wurzeln wahrzunehmen.

Die Beiträge dieses Heftes machen den Kongress nachlesbar und nachspürbar. Und wir wünschen Ihnen beim Lesen soviel Freude, wie wir und vielleicht auch Sie selbst beim Zuhören hatten.



Ihre Silvia Längle

Im Namen des Redaktionsteams

# Das betrogene Selbst

Vom sozialen Verlorensein zur dis-sozialen Lösung

Alfried Längle

*Dissozialität wird als Störung der Persönlichkeit von der Asozialität, die in Ansätzen bei jedem Menschen vorkommt und wegen der menschlichen Begrenztheit unvermeidlich ist, unterschieden. Dissozialität wird als Unfähigkeit verstanden, sich authentisch und wertorientiert in einem kontextuellen Gefüge zu verhalten. Die dazu notwendigen Ich-Strukturen und die Empathiefähigkeit sind nicht ausreichend ausgebildet.*

*Dissozialität ist eine Anpassungsstörung. Doch kann Anpassung selbst durchaus dissoziale Züge haben. Die Entstehung der Dissozialität beruht im existenzanalytischen Verständnis auf der mangelhaften Entwicklung der Ich-Funktionen (Selbstbild, Selbstbeachtung, Selbstwert). Dies geschieht vor allem durch enttäuschte Erwartungen in Beziehungen und traumatisierende Beziehungserfahrungen. Es entsteht eine Störung des Selbst, deren Spezifität im Zusammenhang mit traumatisierenden Täuschungserfahrungen in Beziehungen und dem anhaltenden Mangel erleben eines fehlenden Eingebundenseins im Leben gesehen wird. Es fehlt die Erfahrung konstruktiver Kontexte, wodurch die Person nicht in der Lage ist, selbst Kontexte zu schaffen und sich konstruktive Strukturen zu bewahren.*

*Kompensatorisch kommt es zu willkürlich erscheinenden Eigenkonstruktionen von Welterersatz und zur reaktiven Abfuhr von Spannungen. Therapeutisch kann an diesen fehlenden Strukturen angesetzt werden, indem erstens auf authentische Begegnung geachtet wird und zweitens ein entsprechendes stabiles, einbettendes und die aktive Beteiligung forderndes Milieu aufgebaut wird. Erst später bringt die Bearbeitung der Störungsgeschichte und des allfälligen Deliktverhaltens lohnende Ergebnisse.*

**Schlüsselwörter:** *Anpassung, Dissozialität, Existenzanalyse, Ich-Bildung, Persönlichkeitsstörung*

*Dissociality as a personality disorder differs from asocial elements that can to a certain extent be found in everyone due to human limitations. Dissociality means the inability to behave authentically and with orientation at values in a contextual structure. The necessary ego-structures and the capacity for empathy are not sufficiently developed. Dissociality is an adaptive disorder, but adaptation itself may have dissocial traits. In existential-analytical understanding the genesis of dissociality lies in a deficient development of ego-functions (self-image, self-respect and self-value). This comes about mainly through disappointed expectations and traumatizing experiences in relationships. The result is a disorder of the self whose specificity is seen in connection with enduring experiences of a deficient integration into life. There is no experience of constructive contexts resulting in an inability of the person to create contexts and to preserve constructive structures.*

*Compensation leads to seemingly arbitrary constructions of ersatz worlds and to a reactive diffusion of tensions. Therapy can use these lacking structures as a starting point, firstly, by paying attention to authentic encountering and, secondly, by creating an atmosphere that is at once stable, accepting and demanding active participation. Only later will work on the history of the disorder and the probable delinquency lead to positive results.*

**Key words:** *existential analysis, personality disorder, dissociality, adaptation, ego-building.*

## 1. Das Problemfeld

Wenngleich der Begriff *Dissozialität* (bzw. der ältere der *Anti-Sozialität* oder *Psychopathie*) eher selten außerhalb der psychiatrischen bzw. psychotherapeutischen Terminologie verwendet wird, ist eine Vorstufe dieses Phänomens im normalen Zusammenleben äußerst verbreitet: das *asoziale* Verhalten.

A-sozial sind Menschen dann, wenn sie „sich in die Verhaltensnormen der Gesellschaft und in ihre soziale Umwelt nicht einfügen können oder wollen und deren Sozialisierungsprozess missglückt ist.“ (Meyers Enzyklopädisches Lexikon 1971, Bd. 2, 747) Der Begriff wird mit Emile Durkheims (1902, 1973) Begriff der *Anomie* parallelisiert. Mit diesem griechischen Begriff für „Gesetzlosigkeit“ wird ein Zustand mangel-

hafter gesellschaftlicher Integration innerhalb eines sozialen Gebildes bezeichnet. Dadurch wird die Stabilität der sozialen Beziehung gestört, was von besonderem soziologischem Interesse ist. Von Anomie spricht man, wenn die institutionalisierten Normen ohne Wirkung auf das Verhalten des Individuums sind. Dies führt zu sozialen Konflikten, wirtschaftlicher Instabilität und ökonomischen Krisen, und zu einer Zunahme abweichenden Verhaltens der Individuen, beispielsweise zu Selbstmord, deviantem Sexualverhalten oder Verbrechen.

Ursprünglich hat Durkheim die Ursache der Anomie im Machtgefälle zwischen den sozialen Schichten vermutet. Später hat er die Ursache unspezifischer nur noch als Verlust der Verbindlichkeit von Verhaltensnormen beschrieben. Heute wird Anomie vorwiegend als individuell abweichendes Verhalten angesehen (Parsons 1951, Clinard 1964, Mizruchi 1964).

Dies ist eine interessante – wenn auch nicht einzige – Wendung im Verständnis der Anomie. Obwohl Asozialität und Anomie gesellschaftsrelevante Begriffe sind, wird in manchem Verständnis die soziologische Ebene als Ursache für die Entstehung des Phänomens gegenüber Störungen der individuellen Persönlichkeitsbildung als zweitrangig angesehen. Die Analyse des Phänomens verweist auf die Möglichkeit, dass die individuelle Ausbildung von Über-Ich-Funktionen (oder wie wir in der Existenzanalyse auch manchmal sagen: von Funktionen des „öffentlichen Ich“), von Verantwortung und Gewissenhaftigkeit im Vordergrund steht. Daß dabei soziale, allen voran familiäre Einflüsse eine Rolle spielen, versteht sich von selbst.

Damit erhält die Psychotherapie eine legitime Schlüsselposition im Verständnis und in der Behandlung schwerer sozialer Störungen von Individuen. Außerdem wird gleich zu Beginn deutlich, in welchem starken Wechselverhältnis Individuum und Gesellschaft stehen.

Diese Überlegungen beziehen sich auf die Frage, auf welcher Ebene asoziales, anomes oder gar antisoziales Verhalten ursächlich angesiedelt ist. Ist solches Verhalten ein Problem der Sozialisation, also des gesellschaftlichen Hineinwachsens in Struktur- und Interaktionszusammenhänge, oder ist es mehr ein Problem der Entwicklung der Ich-Funktionen? Schließlich kann es auch als eine ethisch-moralische Frage betrachtet werden, derzufolge sich der Charakter des Menschen durch Einnahme bestimmter Werte-Haltungen und Einstellungen von der Gesellschaft abweichend entwickelt. Schließlich ist anzunehmen, daß sich alle drei Bereiche – die Sozialisation mit dem Spezialgebiet der Erziehung, der Ich-Bildung und die Charakterbildung – auch überschneiden und somit nie ganz unabhängig voneinander zu sehen sind.

Bei der asozialen und anomien Entwicklung darf man den Schwerpunkt mehr in der Sozialisation und Charakterbildung (also in Bereichen, die weitgehend der persönlichen Gestaltung – und damit der Freiheit – unterliegen) als in der Störung der Ich-Struktur annehmen. Anders bei der klinischen Störung der Dissozialität: Ihre Reaktionen stammen vorwiegend aus der Persönlichkeitsstruktur und können daher mit dem Willen nicht auf direkte Weise in ihrer Entstehung verhindert werden (jedoch ist die Art des „Auslebens“ evtl. willentlich beeinfluss-

bar). Dabei ist anzumerken, dass der Prozess der Ich-Bildung nur in der Interaktion mit anderen Personen erfolgen kann (in dieser Phase also sehr im personalen Freiraum liegt), dabei aber weniger von Schichteinflüssen und sozialer Stellung abhängt als von der personalen Begegnung. Robert K. Merton (1995, 130) vertritt jedenfalls eine These, die das von den gesellschaftlichen Normen abweichende (eben anomale) Verhalten nicht in der Ich-Struktur angesiedelt sieht, sondern im Umgang mit gesellschaftlichen Vorgaben. Anomie kann daher „soziologisch als ein Symptom der Dissoziation von kulturell vorgeschriebenen Ansprüchen und sozial strukturierten Wegen zur Realisierung dieser Ansprüche angesehen werden“. Noch deutlicher sagt Merton (ebd. 146): Anomes Verhaltensweisen sind „Formen individueller Anpassung an Widersprüche in der kulturellen und sozialen Struktur“. Anomie wäre demnach weitgehend als gelernt anzusehen und nicht als Symptome einer innerpsychischen Persönlichkeitsstruktur. Anomie ist vor allem Reaktion auf soziokulturelle Chancenungleichheit bezüglich der „legalen“ Erreichung kulturell definierter Ziele.

Wohl jeder Mensch kennt in Ansätzen bei sich selbst und auch bei Angehörigen, trotz guten Zusammenlebens einzelne asoziale bis anome Verhaltensweisen. Es ist sicherlich als gesund anzusehen, zur Asozialität fähig zu sein – wie könnten wir sonst eine Autonomie ausbilden, eine Selbständigkeit, die nicht in der Gefahr der Klonung und der puren Kopie steht? – Vielleicht fallen Ihnen welche ein, wenn man Beispiele anführt wie: die kleine Lüge, eine Rücksichtslosigkeit, eine Übervorteilung, ein Hintergehen einer Abmachung, eines Versprechens, eine Untreue, eine Verleumdung, Steuerhinterziehung – ein ganzes Sündenregister, das dazu angetan ist, uns ein schlechtes Gewissen zu machen. D.h. jeder Mensch hat die Möglichkeit und die Freiheit, ja mitunter Tendenzen und gewohnheitsmäßige Neigungen, sich asozial zu verhalten, sich nicht an die in einer Gemeinschaft, einer Gruppe oder Gesellschaft – auch in einer Abmachung sich selbst – vorgegebenen Gesetze und Regeln zu halten. Wir alle können einem gemeinsamen Gefüge Schaden zufügen, und können daher Asozialität nachfühlen, uns bis an die Grenze zur Dissozialität einfühlen. Aber genau da liegt der zentrale Unterschied zwischen asozialem und dissozialem Verhalten.

Bei der Dissozialität handelt es sich um eine Form der Nicht-Eingliederung in die Gesellschaft oder Gruppe, die Charakteristika aufweist, die über das nachfühlbare Maß an Verweigerung der Anpassung hinausgehen. – Man kann daher auch nicht von einem „gesunden Maß“ an Dissozialität sprechen, sie ist allemal pathologisch.

## 2. Das Bild der dissozialen Persönlichkeitsstörung

Wie der Name schon sagt, kommt der Mensch mit einer dissozialen Störung in eine „Anti“-Position zur Gesellschaft. Er ist nicht einfach nur „nicht-sozial“, sondern er ist aus der Gesellschaft herausgelöst, nicht mit ihr verbunden. Die Beziehung zur Sozietät ist auf einer tieferen, die Struktur der Beziehung betreffende Ebene gestört. Diese Menschen sind gar nicht in der Lage, Beziehungen einzugehen. Sie sind aufgrund ihrer

Persönlichkeitsstruktur durchgehend – und nicht nur situativ – nicht sozialisiert. Sie sind nicht gemeinschaftsfähig, weil sie die Voraussetzung dazu nicht haben. Es ist ein isoliertes Dasein, dessen Mangel vom Betroffenen schwer zu ertragen ist, und durch das Leben auf Kosten anderer einen Ausgleich sucht.

Grundlage für diese Unfähigkeit zur Kontextualisierung ist eine emotionale Taubheit. Durch die Unfähigkeit zur Empathie können Zusammenhänge nicht gefühlt und Wertbezüge nicht hergestellt werden. Diese Menschen werden als dickfellig empfunden, sind emotional unbeteiligt, können sich nicht in andere Menschen hineinversetzen. Das typische innere Unbeteiligtsein, das Freud bei der Hysterie als „belle indifférence“ bezeichnete, hat in der Ausprägungsform der dissozialen Persönlichkeitsstörung, die Harmlosigkeit der hysterischen Dramaturgie mit dieser Form von Dämmerzustand hinter sich gelassen. Diese Störung wirkt sich im sozialen Leben nicht mehr einfach nur als lästig oder unecht aus, sondern wird durch ihre Rücksichtslosigkeit zur Last und sozialen Gefahr. – Im eigenen Erleben ist diese Entwicklung mit Verlusten verbunden: Sie können sich nicht wirklich freuen, nicht wirklich genießen, kennen nur *Befriedigung* von Bedürfnissen, Entlastungen.

Eine für Persönlichkeitsstörungen typische *Haltlosigkeit* durchzieht das Bild. Sie können sich weder *an sich halten* noch können sie *äußere* Strukturen, Regeln und Grenzen einhalten. Sie setzen sich über alle sozialen, ethischen, moralischen Schranken hinweg – für sie gibt es die schlichtweg nicht. Das fällt vor allem bei ihrem Verhalten im interpersonalen Raum auf, findet sich aber auch gegenüber Tieren (sadistische Tierquälerei) oder in der Natur (z.B. rücksichtslose Ausbeutung von Ressourcen; risikoreiches Verhalten im Sport). Es zählen nur die eigenen Vorstellungen, Bedürfnisse, Impulse, Verlockungen. Ihr schrankenloses und rücksichtsloses Verhalten ist daher auch nicht begleitet von negativen oder gar sanktionierenden Gefühlen. Sie haben nicht genügend innere Struktur und Kraft, um solche ertragen zu können. Tauchen Ansätze zu negativen Gefühlen auf oder werden von außen gegen sie Beschuldigungen erhoben, wird alles rundweg abgelehnt, geleugnet, zurückgewiesen, auf andere projiziert, im Umkehrverfahren den anderen vorgeworfen, oder mit falschen, auch frei erfundenen, „erlogenen“ Erklärungen neutralisiert, „wegrationalisiert“. Es wirkt so, als ob auch nur ein Ansatz eines negativen Gefühls nicht auszuhalten wäre, so heftig und lückenlos sind die Reaktionen. Ganz generell braucht es nicht viel, um in diesen Menschen unliebsame Reaktionen auszulösen: Sie sind ständig und leicht reizbar, wenn ihnen etwas nicht gefällt.

Regelhafte Haltlosigkeit im Verhalten ist die Folge eines tiefer liegenden *Struktur Mangels*. So sind diese Menschen nicht in der Lage, Verhaltensregeln zu internalisieren und ein funktionierendes Über-Ich aufzubauen. Ebenso wenig sind sie in der Lage, ein Gefühl für das Rechte und Unrechte zu entwickeln. Also auch die Entwicklung der personalen Gewissenhaftigkeit bleibt rudimentär. In der Folge kennen sie keine schuldhaften Bewertungen, weil sie keine Verantwortung kennen. Und weil sie keine entsprechenden Ich-Strukturen ausgebildet haben, gibt es auch kein Lernen in moralischen Belangen. Sanktionen, Bestrafungen fruchten kaum,

führen allenfalls zu gewissen Konditionierungen.

Im ICD 10 ist die dissoziale Persönlichkeitsstörung wie folgt beschrieben:

1. **dickfelliges Unbeteiligtsein** gegenüber den Gefühlen anderer und Mangel an Empathie;
2. deutliche und andauernde **Verantwortungslosigkeit** und Missachtung sozialer Normen, Regeln und Verpflichtungen;
3. Unvermögen zur Beibehaltung längerfristiger **Beziehungen**;
4. Sehr geringe **Frustrationstoleranz** und niedrige Schwelle für aggressives, auch gewalttätiges Verhalten;
5. Unfähigkeit zum Erleben von **Schuldbewusstsein** und zum **Lernen** aus Erfahrung, besonders aus Bestrafung;
6. Neigung, andere zu **beschuldigen** oder vordergründige Rationalisierung für das eigene Verhalten anzubieten, durch das die Person in einen Konflikt mit der Gesellschaft gerät;
7. andauernde **Reizbarkeit**.

Diese Störung kommt in unserem Kulturkreis mit einer Häufigkeit von 1,7-3,5 % vor, in anderen Kulturkreisen scheinen die Zahlen deutlich darunter zu liegen. Die dissoziale Persönlichkeitsstörung ist häufig vergesellschaftet mit anderen Störungen, vorwiegend mit narzißtischer, Borderline- und histrionischen Persönlichkeitsstörungen, aber auch mit Suchterkrankungen und mit somatoformen Störungen.

Meistens sieht man die dissoziale Persönlichkeitsstörung unter sozial Randständigen und im Kriminellenmilieu angesiedelt. Wenn die Störung der Ich-Struktur jedoch nicht schichtabhängig ist, dann ist anzunehmen, dass sich die Dissozialität auch in anderen Schichten findet, vielleicht aber versteckter. Ist die dissoziale Rücksichtslosigkeit z.B. mit hoher Intelligenz und evtl. guten sozialen Startpositionen gepaart, tut sie sich in einer Erfolgsgesellschaft durch besondere Effizienz hervor, und es könnte manchmal schwer sein, sie zu erkennen und in ihrer zerstörerischen Wirkung und Macht einzudämmen. Vielleicht ist mehr Dissozialität im Top-Management anzutreffen, als man vermuten würde – und manches, was dort als narzisstisch gilt, weil die Prahlucht mit mehr Mitteln gelebt werden kann, ist in Wirklichkeit näher an der Dissozialität anzusiedeln? Daran ist zu denken, wenn z.B. ein neuer Vorstandsvorsitzender bei Amtsantritt in ein großes Büro einzieht, das erst kurz zuvor neu und teuer adaptiert wurde. Es ist für die meisten Menschen schwer nachzuvollziehen, wenn jemand ein solches Büro in den ersten Wochen seiner Tätigkeit für 500.000 € umbauen lässt, und es wirkt geradezu schamlos, wenn er gleichzeitig die Order ausgibt, dass erhebliche Einsparungen in der Verwaltung zu erbringen seien.

Es kann hier nicht um eine Diagnose gehen, und man kann solches Verhalten als durchaus normal in der Wirtschaft ansehen. Aber wenn wir hier einmal durch das Raster der Dissozialität darauf schauen, – könnte es nicht sein, dass solches Geschäftsgebahren von Zügen geprägt sind, die die dissoziale Persönlichkeitsstörung kennzeichnen und eine große Nähe zum Narzissmus haben?

### 3. Anpassung – Überlebensnotwendigkeit oder Dissozialität nach innen?

Dissozialität wird oft als Anpassungsunfähigkeit verstanden: Diese Menschen können sich in eine Gesellschaft nicht einfügen, sich nicht an ihre Regeln anpassen. Diese Auffassung dürfte jedoch zu kurz greifen bzw. das Problem nicht ausreichend genug beschreiben. Das wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, was Anpassung bedeutet.

Es gibt eine Adaptivität, ohne die der Mensch nicht überleben kann: Man muss sich den klimatischen Bedingungen anpassen, sonst wird man erfrieren, verdursten usw. Diese Adaptivität bedeutet primär, sich darauf einzustellen, aktiv entsprechende Maßnahmen und Vorsorgen zu treffen. Im weiteren bedeutet dann die Anpassung eine Gewöhnung, ein Einschwenken der Physiologie. Leben ist mit dieser Flexibilität ausgestattet, die Darwin (1869) als „survival of the fittest“ bezeichnet hat.

Analog lässt sich eine Anpassung in anderen Bereichen des menschlichen Lebens beschreiben: soziale Anpassung, Anpassung an ökonomischen Status, an berufliche Erfordernisse.

Anpassung ist dabei stets Zurückstellung bzw. Verschiebung des Eigenen, das nicht länger in seiner Position verharren kann, sondern den neuen Umständen weicht. Das Überleben geht auf Kosten der inneren Konstanz, der Bezugnahme auf das Eigene.

Bis zu einem gewissen Grad ist daher sozial angepasstes Verhalten von Vorteil für Individuum und Gesellschaft. Sobald aber das Verhalten aus dem Gleichgewicht kommt und von der Anpassung dominiert wird, kommt das Eigene zunehmend zum Erliegen. Angepasste Menschen lassen sich von der Gesellschaft leiten; ihr Leben hat den persönlichen Charakter verloren. Sie werden zu Mitläufern, „vermassten“ Menschen (Ortega y Gasset, 1929). Es dominieren Mechanismen und unpersönliche Reaktionen, denn eine freie Entscheidung würde dieses Ausmaß an Selbstverlust höchstens für den Zeitraum zulassen, wo es um das Überleben ginge. Darin liegt der Unterschied zwischen Anpassung und der alten, monastischen Tugend des *Gehorsams*: dieser ist freiwillige Unterwerfung und Anerkennung der Autorität, der Folge geleistet wird. Gehorsam ist personal – Anpassung ist es nicht in jedem Fall.

Solche Anpassung, die aus dem Gleichgewicht zwischen Individuum und Gesellschaft kippt, kann durchaus auch als eine stille, dissoziale Verhaltensweise angesehen werden. Die trennende Bruchlinie verläuft aber bei der Anpassung nicht zwischen Individuum und Gesellschaft, sondern im Individuum selbst. Solche Anpassung kann als „Dissozialität nach innen hin“ verstanden werden.

### 4. Die Basis dieser Persönlichkeitsstörung – Anthropologischer Entwicklungshintergrund

Die dissoziale Persönlichkeitsstörung des Selbst hat ihre Wurzeln in der Störung der Ich-Funktionen.

Das vorherrschende Symptombild ist die *Störung des Ich*. Diese Menschen wissen eigentlich nicht, wer sie wirklich sind. Sie sind geprägt von einer tiefen *Haltlosigkeit*, die sie nicht

verankert sein lässt in sich – in eigenen Überzeugungen,haltungen, in einem Selbstbild, in lebenswerten Beziehungen. Vielmehr scheinen sie Opfer der Umstände bzw. der eigenen Impulse zu sein, reagieren heftig und gereizt, sind gleich aggressiv, können unangenehme Gefühle nicht ertragen. Sie haben den äußeren und inneren Einflüssen „nichts entgegenzusetzen“.

Sie haben nicht nur keine Beziehung nach außen, sondern ebenso wenig nach innen. – Zu wem auch könnten sie eine haben? Sie kennen sich nicht. Ihr Ich ist nicht entfaltet.

Für die Ich-Entfaltung sind nach der Theorie der Existenzanalyse *drei spezifische Ich-Funktionen Voraussetzung* – sie sind zugleich jene Instrumente, über die ein entfaltetes Ich verfügt: Selbstbeachtung, Selbstachtung und Selbstwertschätzung. Alle Funktionen werden von außen angestoßen, ehe sie vom Ich selbständig übernommen werden können, und bedürfen ständig der „Nahrung“ von außen wie der neuerlichen Verankerung im Innen.

Durch Mangel an Begegnung mit anderen Menschen ist somit erstens das *Selbstbild* dieser Menschen nicht ausgebildet. Denn nur im Blick des anderen bildet sich das eigene Ich als Person aus, also in einer integralen Form. Erst durch die Außensicht wird das Innenerleben komplettiert und kommt auf jene Distanz zu sich, die das reine ichhafte *Erleben* zum *Bild* werden lässt. Hierfür ist die Erfahrung der anderen Person unerlässlich; es braucht Dialog und Begegnung. Ohne diese distanzierende Wirkung der Begegnung bleibt das Ich zu sehr am Leiblich-Psychischen verhaftet und wird von ihm dominiert – es ist eben nicht „personiert“, d.h. nicht durchdrungen von der Person mit ihrer spezifischen Offenheit und Doppelbezüglichkeit auf das äußere Du und die innere Intimität hin. Ohne diese wiederholte und stabile Anleitung zur Selbstwahrnehmung entsteht dann eben auch nicht die *Selbstbeachtung und Abgrenzung*, der eigene Blick auf sich selbst zurück. Homolog dazu wird auch von anderen nicht erwartet, beachtet und gesehen zu werden. So sehr ist diese Erfahrung „eingefleischt“, in die Persönlichkeit übergegangen, dass ihre neuerliche Erfahrung nicht einmal mehr enttäuscht oder gar schmerzt, weil sie als „normal“ angesehen wird.

Zweitens entbehren diese Menschen ausreichender Erfahrungen von *Achtung* und Berücksichtigung durch andere. Die fehlende Erfahrung des Ernstgenommen-Werdens führt dazu, dass sie sich selbst nicht berücksichtigen und ihr Erleben nicht ernst nehmen. So beziehen sie sich nicht auf das, was sie selbst spüren und fühlen, insbesondere ihre Intuition und Gewissensfähigkeit, aber auch ihre Erfahrungen und ihre Gefühle. Ohne Selbstachtung geschieht ein ständiges sich Übergehen, sich Verlieren, sich Verfremden. Entsprechend kurz angebunden fallen auch die Verhaltensreaktionen aus. – So fehlt nicht nur ein Selbstbild, sondern auch ein *Selbst-Gefühl*.

Schließlich kennen Menschen mit dissozialer Persönlichkeitsstörung so gut wie keine *Wertschätzung*, die sie in ihrer Entwicklung erfahren hätten – oder eben nur für zwielichtige Taten, die anderen oder ihnen selbst einen Vorteil brachten. Da das Eigene – eine persönliche Leistung, ein Bemühen, ein Gedanke, ein Gefühl, ein Urteil, was es im

Einzelfall auch immer gewesen sein mag – nicht gesehen, nicht als solches erkannt wird und daher auch keine Berücksichtigung findet, gibt es auch keine Stellungnahme und Beurteilung dafür. Die Beurteilung des Eigenen durch die Person – des anderen, von sich selbst – ist die Grundaktion, durch die Wertschätzung und Selbstwert entstehen kann. So kennen diese Menschen auch keinen Selbstwert. Ein abgründiges Verlorensein als Person tut sich auf, sowohl im Selbstbezug als auch im Fremdbezug.

Diese Störungen teilen die Menschen mit dissozialen Persönlichkeitsstörungen mit den anderen extrovertierten Persönlichkeitsstörungen. – Worin besteht nun das Spezifische der dissozialen Persönlichkeitsstörung?

## 5. Die spezifische Beziehungserfahrung der dissozialen Persönlichkeitsstörung

Im ICD 10 wird die dissoziale Persönlichkeitsstörung ausgewiesen als eine Störform der Persönlichkeit, die sich besonders auf die *Beziehungen* und die *Emotionalität* auswirkt. Beide Störbereiche sind auf einer tiefen, strukturellen Ebene betroffen, so dass sich ihr Erleben und Verhalten lückenlos über lange Lebensabschnitte oder über das ganze Leben hinweg erhält, und nicht einfach als situative Reaktion aufzufassen wäre. Diese Menschen sind schlichtweg unfähig, Beziehungen wirklich einzugehen und mitfühlen zu können.

Womit hängt das zusammen?

Allgemein geht man davon aus (vgl. z.B. die Leitlinien der deutschen Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften 2006), dass Menschen mit dissozialen Persönlichkeitsstörungen „schwerste Verlust- und Mangelerfahrungen und frühkindliche Traumatisierungen“ erlebt haben, die als existentiell bedrohlich empfunden wurden. In den Gesprächen mit diesen Patienten braucht es naturgemäß oft lange, bis solche Inhalte Thema werden oder gar in ihrer emotionalen Bedeutung gefasst werden. Es finden sich dann aber sehr häufig Traumatisierungen und besonders oft sexuellen Missbrauch.

Dieses Verständnis existentiell bedrohlicher Traumatisierungen kann existenzanalytisch nur akzentuiert und besonders auf das Beziehungstrauma bezogen werden. Auch wenn es sich vielleicht nicht in jedem Falle bestätigen lässt, sollten wir dennoch aus heuristischen Gründen bei jedem dissozialen Patienten ursächlich von der Erfahrung eines *Beziehungstraumas* ausgehen, das sich nun im sozialen Milieu spiegelbildlich wiederholt (vgl. die Regeln der Persönlichkeitsbildung in Längle 2005a, 29-32). Die ursächliche Wirkung des Beziehungstraumas für die Entstehung der dissozialen Persönlichkeitsstörung ist unsere These.

Es kann sich bei diesen Traumatisierungen sowohl um handfeste Ereignisse handeln wie Missbrauch, körperliche Verletzungen, Beiwohnen von Gewaltakten usw., wie auch um relativ versteckte Traumatisierungen in scheinbar intakten Beziehungen. Sie werden subjektiv als **Verrat** erlebt. Wir wissen aus der Traumaforschung (z.B. Freyd 1996, DePrince & Freyd 2002), dass Verletzungen gerade dann besonders trau-

matisch sind, wenn Menschen offen sind für die Beziehung und/oder in einer Abhängigkeit stehen, wie es z.B. im Verhältnis der Kinder zu den Eltern der Fall ist. Wird Menschen eine intakte Beziehung oder sogar Liebe vorgetäuscht, die in Wirklichkeit nicht besteht, werden immer wieder Versprechungen und Hoffnungen gemacht, aber kaum je eingehalten; werden Geschenke bzw. Geld gegeben, um sich die Kinder vom Leib zu halten, so stellen das sehr schmerzliche, *hoffnungslose und betrügerische Beziehungserfahrungen* dar. Solche Formen von Beziehungsbetrug, ein solches Normalbild von Welt, das voller Täuschung ist, prägt weitgehend das Weltbild der Menschen mit dissozialer Persönlichkeitsstörung.

Das ist z.B. der Fall, wenn die Mutter den 20jährigen Sohn im Gefängnis besucht, für den sie nie Zeit hatte, dem sie sich nie widmen konnte durch ihre berufliche Tätigkeit, mit dem sie nie etwas unternommen hat – und ihm nun aus einer Mischung von schlechtem Gewissen und Mitgefühl (denn sie spürt, wie sehr er an ihr hängt) verspricht, mit ihm eine Urlaubsreise zu machen, wenn er entlassen werde. Doch dauert dies noch Jahre und in ihrem Lebensbezug ist es gleichermaßen unrealistisch wie zuvor.

Häufig sind auch echte Vernachlässigungen durch die Eltern (Patterson, Reid, Dishion 1992), die nicht wissen, was die Kinder tagsüber tun, die kein Interesse haben an dem, was sie tun und daher nicht mit ihnen in Austausch treten über das, was sie taten oder erlebten. So haben sie nicht nur keine Kontrolle, sondern – was noch wichtiger ist – sie treffen die Kinder nie an, begegnen ihnen nicht.

Eine Rolle spielt auch ein permissives Erziehungsverhalten der Eltern (Petermann, Wiedebusch 1993; Petermann, Warschburger 1998), die keine oder zu viele Regeln aufstellen, auf ihre Einhaltung aber nicht achten, sozial schädliches oder aggressives Verhalten der Kinder dulden oder nicht beachten bzw. selbst ein solches Verhalten vorleben.

So machen Menschen die Erfahrung, dass Beziehungen nicht nur *nicht verlässlich* sind, sondern *falsche Hoffnungen* wecken, mit deren Zerstörung die Fähigkeit und allmählich auch die Bereitschaft zerstört wird, sich auf andere Menschen einzulassen. Die Erfahrung, dass Beziehungen zerstören, erzeugt Abwehrreaktionen auf Beziehungen und Desinteresse, ja Gleichgültigkeit. Diese Menschen entziehen sich Beziehungen und vermeiden sie, wo immer es geht. Und wegen der zerstörerischen Potenz von Beziehungen wäre es reine Selbstzerstörung, wenn man sich bemühen würde, sich in andere Menschen einzufühlen. Mit sozialen Gefühlen ist nach ihrer Erfahrung Lebensgefahr verbunden.

Die Folgen sind mehrere:

a) Es werden die Gefühle dissoziiert. Die emotionale Kapazität schwankt zwischen Gefühllosigkeit (besonders fehlende Empathie gegenüber anderen Menschen) und einer Übersensibilität (Reizbarkeit). Dieses Muster ist per se dissoziativ, d.h. gespalten und abspaltend. Das ist eine der massiven Coping-Reaktionen, die der Mensch einsetzen kann, wenn er sich als Person bedroht fühlt. Es könnte im übrigen auch dies der wichtigste Schutz davor sein, dass Menschen mit solchen Beziehungserfahrungen nicht in Depression verfallen (was wohl auch in Kombination zu sehen ist mit der



Ich-Schwächung der Persönlichkeitsstörung – der Depressive verfügt i.a. über ein intaktes Ich).

b) Da die Traumatisierung in Beziehungen von existentiell bedrohlicher Stärke ist, hat sie – wie alle massiven, nicht bewältigten Erfahrungen – die Tendenz zur Generalisierung. Das Gefühl, dass Beziehungen zu Menschen nicht halten und enttäuschen, breitet sich auf die meisten oder alle Menschen aus und wird zur Erwartung, von Menschen getäuscht zu werden (*Täuschungserwartung*). Seine konsistente Erfahrung lässt nichts anderes annehmen, als dass der Umgang mit Menschen grundsätzlich betrügerisch, täuschend, gesetzlos, verräterisch ist. Ein unerträgliches Gefühl von Verlorensein unter den Menschen kommt auf, wird aber gleich kompensiert und schmerzarm gehalten.

c) Aus beidem – dem Verlust der emotionalen Verbundenheit und der konsistenten Betrugserwartung – bildet sich die Kontextungebundenheit heraus. Dies ist aus existenzanalytischer Sicht die zentrale Hypothese in der Entstehung der dissozialen Persönlichkeitsstörung: Durch Milieu, Mangel-erlebnisse und Traumatisierungen vor allem in der personalen Begegnung entbehren diese Menschen eines von ihnen als sinnvoll erlebten Kontextes, so dass sie in der Bildung ihres Selbst gestört werden. Ihnen fehlt zur Selbstbildung die Erfahrung der kontextuellen Eingebundenheit. In der Folge sind sie auch nicht (mehr) in der Lage, konstruktive, sinnvolle *Kontexte* für ihr Leben oder ihre Beziehungen zu schaffen oder sich in solche einzubringen. Der Rahmen, in welchem Beziehungen stattfinden, zerfließt, wie auch das Verständnis, wofür z.B. eine Arbeit gemacht werden soll. Die Kontextunfähigkeit greift über auf den weltanschaulichen Rahmen: Wofür soll etwas gemacht werden, wie kann das eingeordnet werden? Letztlich ist auch die Frage gänzlich ohne Antwort, wofür es überhaupt gut ist zu leben; hat schon der nicht gestörte Mensch in diesem Bereich oft nur eine Ahnung oder ein vages Gefühl, so fehlt dem Menschen mit der dissozialen Persönlichkeitsstörung selbst dieses vage Gefühl. Statt dessen haben sie ein durchgängiges, jedoch weitgehend reaktiv unterdrücktes Gefühl des Verlorenseins, der Heimatlosigkeit, des nicht Dazugehörens, der Ungeborgenheit, der Orientierungslosigkeit. Es ist nicht der Fall, dass diese Menschen nicht allein sein könnten. Das Unerträgliche ist, „keinen Fixpunkt“ zu haben, keinen Ort oder keinen Menschen, an dem sie sich orientieren können. Sie halten diese Bezüge in der Nähe nicht aus, bekämpfen sie, haben ablehnende Gefühle, aber brauchen sie zum Überleben.

Dieter, der 22jährige Student, der sich in seinem Verhalten selbst als asozial bezeichnet und eine leichte Form einer dissozialen Persönlichkeitsstörung darstellt (die nicht so selten ist), ist seit fast drei Jahren in einer Beziehung, in der es aber nur Streit gibt. Seine vorherige Freundin – die Freundin der jetzigen Freundin – beging Selbstmord, bald nachdem er die neue Beziehung angefangen hatte. Nun möchte er diese Beziehung lösen, – aber er schafft es nicht, obwohl sie immer nur Streit haben und seit Monaten keine sexuellen Kontakte. Nach einem Jahr extensiver Gespräche, in denen es um verschiedene Ängste und Spannungen mit den Eltern geht, kann er in Ansätzen formulieren, was er empfindet. Anlass war, dass er beim letzten Fest mit anderen Studenten in betrunkenem Zu-

stand mit wüsten Worten gegen sie ausfällig geworden war, er selbst hat aber keinerlei Erinnerung daran. Er fühlt sich in der Beziehung frustriert. Schon bald nach Beginn der Beziehung hat sich dieses Gefühl des Unglücklichseins, das er seit dem 10. Lebensjahr kennt, auch in dieser Beziehung wieder eingestellt. Er spürt nun deutlich, dass er sie am liebsten nicht mehr sehen möchte, freut sich auf ihr Auslandssemester. Dass er nebenbei keine andere Beziehung anfangen könne, erklärt er sich damit, dass er treu sei (was in Widerspruch zu seinem früheren Verhalten steht). In Wirklichkeit dürfte seine Bindung eine Abhängigkeit sein. Die Vorstellung, sie nicht zu haben, ist fast unerträglich. „Ich bin mir sicher, wenn es jetzt aus wäre, ich würde mindestens einen Monat nichts lernen können, so wie vor der Therapie, da habe ich zwei Jahre nichts gelernt.“ Es macht ihm nichts, wenn sie im Ausland ist, wenn sie sich die ganze Woche nicht sehen – aber er braucht sie als „Sicherheit“, als „fixen Punkt“, als „Familienersatz, obwohl ich froh bin, dass ich nicht mehr in der Familie wohne“. Aber wenn sie beisammen sind, ist es nur ein „gegeneinander Reden“, stets Machtkampf. Ein Wechsel der Freundin würde auch nichts bringen, es würde wieder gleich – es war immer so, in allen Beziehungen, auch in der Familie. Aber was nun erstmals deutlich wird: Er braucht unbedingt einen Fixpunkt, etwas, das ihm Orientierung gibt wie ein Leuchtturm, – der in der Ferne bleibt, aber Orientierung gibt. Er muss wissen, wo er zu Hause wäre, auch wenn er dort selten hingehet. Er muss wissen, dass er in einem Kontext steht, dass sein Leben in ein Gefüge eingebettet ist, dass es eine äußere Struktur gibt, ein Verknotetsein in einem Netz, weil er sonst mit der inneren Strukturarmut abstürzen würde. „Es ist mir ganz schwierig, unerträglich, wenn ich keinen Plan habe. Wenn ich eine unsichere Zukunft vor mir habe, wenn ich nicht eine Aufgabe habe, wo ich etwas gestalten kann! Darum geht es mir ja jetzt so gut und darum fühle ich mich erstmals im großen und ganzen glücklich, seit es mit dem Lernen hinhaut. Ich bin glücklich, dass ich so etwas wie ein Studium habe, wo ich mich engagieren kann. Ich habe etwas, das einen Sinn hat, habe endlich eine Perspektive!“

So braucht dieser Mensch für sein Selbst-sein-Können einen Sinnzusammenhang, einen Kontext, an dem er sich konturieren und sich finden kann. Hat er ihn nicht, geht er sich schmerzlich verloren, entfremdet er sich. Wenn wir im Vergleich dazu die anderen Persönlichkeitsstörungen der dritten Grundmotivation hernehmen, so nehmen sie Bezug auf andere Grundthemen der Existenz, um sich ihr bedrohtes Selbst konfigurieren zu können: Der Narzisst braucht nicht Sinnzusammenhang, sondern Wertschätzung, Anerkennung, gut Dastehen. Der Borderline-Patient braucht Beziehung, um über das Spüren von Leben und Gefühlen zu sich selbst zu finden. Und der hysterische Patient braucht das Publikum, den anderen in möglichst großer Zahl, um in deren Mitte sich seine Mitte bilden zu können.

Wie wir bei Dieter gesehen haben, gelingt es durchaus, sich einen Ersatz für das fehlende Erleben von Beziehungs- und Sinn-Zusammenhängen zu schaffen. Solche Ersatzformen sind natürlich – weil nur Ersatz – konfliktreich und unbefriedigend. Im Falle der dissozialen Persönlichkeitsstörung ist die Ersatz-

form dominiert von der Unfähigkeit bzw. Schwierigkeit, zu einer Passung (Kriz), zu einem Zusammenpassen, sich Zusammenfügen zu kommen. Diese fehlende Sozialstrukturierung imponiert als dissozial, und spiegelt weitgehend die innere Strukturarmut. *Neurobiologisch* darf man an eine Veränderung vor allem im präfrontalen Cortex und an die Amygdala denken. Bilaterale Lobotomien konnten u.a. solche Effekte wie soziale Gefühlosigkeit, fehlende Empathie und Beziehungsarmut mit sich bringen. Diese und die Amygdala sind wichtige Schaltstellen für Beziehungs- und Gefühlsleben zugleich, wie es in der 2. GM postuliert wird. Die anderen Persönlichkeitsstörungen des Selbst haben auch dissoziale Elemente, aber im Vordergrund stehen die spezifischen Nebenthemen des Bildes: So nützt der Narzisst unverblümt aus, hält sich aber weitgehend an die Regeln des Zusammenlebens. Der Borderline-Patient zerreibt die Beziehung, der Hysteriker ermüdet sein Publikum, stellt sich auch abseits von seinem Platz in eine besondere Position, aber sprengt nicht die Verbindlichkeiten. Trotz und auch wegen der dissozialen Ersatzleistung bleibt es ein **isoliertes** Dasein, das schwer zu ertragen ist, und das ständig auf Kosten anderer lebt.

## 6. Die spezifische Traumatisierung der dissozialen Persönlichkeitsstörung

### 6.1 Die Schwächung der Ich- und Selbstbildung

Durch die einheitliche Basis der Persönlichkeitsstörungen des Selbst – die Behinderung in der dritten Grundmotivation – sind diese Persönlichkeitsstörungen untereinander verwandt und unterscheiden sich nur durch die Nebenthematik. Es verwundert daher nicht, dass Patienten mit dissozialen Persönlichkeitsstörungen oft gleichzeitig als Borderline und/oder Narzissten diagnostiziert (seltener wird das sanftere histrionische und das stillere paranoide genannt). Tatsächlich haben alle diese Störungen eine überlappende Symptomatik, jedoch eine unterschiedliche Schwerpunktbildung, die eine differenzierende Beschreibung verlangt (vgl. die Cluster im DSM IV).

Im Zentrum des Störbildes der dissozialen Persönlichkeitsstörung steht die fehlende Strukturbildung des Ichs und die mangelhafte Ausbildung des Selbst. Die Voraussetzungen dafür sind Beachtung, Gerechtigkeit und Wertschätzung (Längle 2005b). Um diese Ich-Funktionen ausbilden zu können, sind

wir darauf angewiesen, diese Erfahrungen bei anderen machen zu können, um sie dann selbst zu übernehmen. Die zentralen *Ich-Funktionen* sind dann ausgebildet, wenn sich der Mensch mit diesen Voraussetzungen *selbst begegnen* kann. Das folgende Schema gibt eine Orientierung über die zentralen Ich-Funktionen (vgl. Tab. 1).

<i>von außen (äußere Bedingungen für SW)</i>	<i>von innen = Ich-Aktivität</i>	<i>Ich- Funktionen = Ich-Struktur (innere Vorausset- zungen für SW und Ich-sein- Können)</i>	<i>Folge (Resultat des sich Selbst-Ansehens)</i>	<i>Ich-Bestandteil (Persönlichkeitsbildende Folge = Ich-Anteile)</i>
1. <b>Beachtung</b> ⇒ 1. GM	Distanznahme Abgrenzung/ Eingliederung	Selbst- Wahrnehmung	Selbst-Bild	→ <b>Identität</b> Autonomie/ Über-Ich
2. <b>Gerechtigkeit</b> ⇒ 2. GM	sich ernst nehmen, Beziehung zu sich aufnehmen	sich gerecht werden (sich entsprechen, in Beziehung zu sich sein)	Selbst-Gefühl und Gespür (innere Resonanzfähigkeit)	→ <b>Authentizität</b> , Ethik/Gewissen
3. <b>Wertschätzung</b> ⇒ 3. GM	sich beurteilen, das Konstruktive an sich sehen	kritische Stellungnahme zu sich, sich zum Positiven stellen	Ich-Festigung SW- Stärkung	→ <b>Scham/Autorität</b> (Ausstrahlung) durch Selbst-Wert

Tab. 1.: Selbstwert-Bildung und Ich-Aufbau im schematischen Überblick. (SW=Selbstwert; GM=Grundmotivation)

Für die Entwicklung eines funktionsfähigen Über-Ichs und einer stabilen Identität ist das Erhalten von *Beachtung* eine notwendige Voraussetzung. Nur wer sich im Blickfeld des anderen erlebt, lernt sich wiederzuerkennen und sich so zu verhalten, dass er sich in die Gemeinschaft einfügen kann und die damit verbundenen Vorteile und Werte erleben kann.

Für die Entwicklung der Authentizität und des autonomen, mit sich selbst abgestimmten Gewissens bedarf es eines Verhaltens der anderen, die einen nicht nur sehen, sondern auch bemüht sind, einem *gerecht zu werden*. Wie sonst sollte ein eigenständiges Bemühen wachsen können, in welchem man versucht, sich selbst und anderen gerecht zu werden?

Wenn schließlich auch noch *Wertschätzung* erhalten wird, kann sich ein autonomer Selbstwert ausbilden, der in der Intimität des Mit-sich-Seins verankert ist und als Schutz Schamgefühle braucht. Zugleich gibt der übernommene und hinfort auch selbst aufrechterhaltene Selbstwert der Person eine Strahlkraft und ihrem Verhalten eine natürliche Autorität.

Aufgrund der vorliegenden, sicherlich noch zu spärlichen existenzanalytischen Untersuchungen ergeben sich drei Thesen für die Entstehung und Entwicklung der dissozialen Persönlichkeitsstörung. Die **erste These** ist, dass die Menschen mit dissozialer Persönlichkeitsstörung in einer spezifischen Form des Nicht-gesehen-Werdens aufgewachsen sind. Sie haben Beachtung, Gerechtigkeit und Wertschätzung *nicht einfach nicht erhalten*, sondern es wurde ihnen vielfach *vorgetäuscht*, dass sie das alles erhalten würden. Diese Erfahrung erhält dadurch noch mehr Gewicht, dass die Betroffenen dieser Täuschung Glauben geschenkt haben. Der spezi-

fische Schmerz liegt nun darin, dass sie in dieser ständig wachgehaltenen Erwartung langfristig und tief *betrogen* worden sind. Die These ist, dass die dissoziale Persönlichkeitsstörung ihre Verletzung durch *Täuschung in erwartungsvollen Begegnungsversuchen* erhält. Anfangs können diese Menschen nicht glauben, dass sie nicht geliebt werden. Oder sie erleben dieses „ins offene Messer rennen“ wie „Mord“, weil sie so schrecklich aus dem Zusammenhang eines ernstnehmenden, respektvollen und wertschätzenden Miteinanders gefallen sind. Dies führt zu einem resignativen Verhalten, in dem jedes soziale Bemühen verloren ging, und man sich dem jeweils leichtesten Weg bzw. den eigenen Impulsen überlässt. – Im Vergleich mit den verwandten Störbildern sind die Ursachen bei der Hysterie primär das Übersehen und Übergehen, beim Borderline die Verletzung in der Beziehung, beim Narzissmus die Verführung (Längle 2002a; Tutsch 2002), bei der paranoiden Persönlichkeitsstörung das Ausgenutztwerden – und hier das *Vorspielen falscher Zusammenhänge*. Sie haben zur Folge ein Nicht-Verstehen-Können dessen, was da geschieht. Solches Unverständnis ist beste Grundlage für *Phantasien*, die alles erklären, und für ein Ausweichen in die Irrealität. Manchmal kann man bei Fallstudien den Eindruck bekommen, dass die Mangel-Erfahrung nicht in einem Betrug beruht, sondern in einer idiopathischen Unfähigkeit, vorhandene Angebote tatsächlich internalisieren zu können, was insofern auf dasselbe hinausliefere, als die Diskrepanz zwischen subjektiver *Bedürftigkeit* und *Unerreichbarkeit* auch hierin gegeben wäre.

Im Gespräch mit diesen Menschen kann man dieses Urtrauma schnell zu spüren bekommen, wenn man sich etwa verleitet fühlt, Aufmerksamkeit vorzutäuschen, sie aber in Wirklichkeit nicht aufbringt (Gegenübertragung). Würde man dies unbedacht tun, würde sich wiederholen, was sie so oft erlebt haben und was sie nun erwarten und doch nicht wahrhaben wollen: Dass ihnen gesagt wurde, man würde sich für sie interessieren, aber kaum jemand tat es wirklich. Dass Versprechungen gemacht wurden, die nicht eingehalten werden konnten, dass materielle Geschenke gemacht wurden, Geld gegeben wurde, aber ohne Rücksicht auf das Fühlen und die Einsamkeit dieses Kindes, sondern um sich loszukaufen, um sie mit ihrer lästigen Einsamkeit loszuwerden.

Das Urtrauma hat drei unmittelbare Folgen:

- Die *Selbstwahrnehmung* und die Übernahme der Fremdwahrnehmung (des Bildes, das andere von einem haben) ist so reduziert, dass sie kein Selbstbild entwickeln und keine ausreichenden und stabilen *Identifikationen* haben. Die männlichen Patienten wollen dann nicht so sein wie der Vater (die weiblichen wie die Mütter?), haben keine Vorbilder, keine Wertbezüge, die zur Ich-Bildung dienen, und sei es nur eine Automarke, mit der sie sich identifizieren und damit fassen könnten. Außerdem haben sie keine stabilen Beziehungen – ohne solche Identifikationen und Bindungen kann kein *Über-Ich* ausgebildet werden.
- Es fehlt weiters die *innere Bezugnahme auf sich* selbst. Sie können sich nicht **ernst** nehmen, nicht in eine innere Resonanz mit sich treten, haben kein Selbst-Gefühl, können nicht spüren, was ihnen entspricht oder was anderen entspricht,

haben kein Gefühl für Gerechtigkeit – es fehlt die Voraussetzung für die Ausbildung einer inneren Moralität, für die Ausbildung des autonomen *Gewissens*. Dieses ist die ganz persönliche Fähigkeit des Menschen, zu spüren, was in einer Situation „insgesamt gut“ ist – gut ist für alle beteiligten Menschen und für alle involvierten Werte, über die Zeit hinweg. Das Gewissen schlägt somit bereits eine Brücke zur Kontextfindung.

- Schließlich fehlt die Ausbildung einer *Wertschätzung* durch kritische, konstruktive Stellungnahmen anderer und von sich selbst. So ist die Selbstwertbildung untergraben. Innere Stellungnahmen bezieht er kaum. Wird das Wertvolle an einem nicht gesehen und auch selbst nicht gespürt, bildet sich auch keine *Scham* aus, die das Kostbare zu behüten hätte, und bildet sich nicht jenes Vertrauen in sich aus, das dem Menschen natürliche *Autorität* und Strahlkraft verleiht. Das heißt aber auch, dass dissoziale Persönlichkeitsstörungen nicht nur eine reduzierte normative Moralität (Über-Ich-Bildung und Pflichtgefühl) und autonome Moralität (Gewissensbildung und Verantwortungsgefühl) haben, sie haben auch keine Angst vor Gesichtsverlust. Damit fällt ein entscheidendes Korrektiv in der Öffentlichkeit aus, das sehr viel zur Dämpfung der Rücksichtslosigkeit beiträgt. Dissoziale Persönlichkeitsstörungen sind gerade auch aus diesem Grund überraschend asozial – eben schamlos, unverschämt. Wenn man nun noch in Betracht zieht, dass das soziale Erleben von Täuschung, Betrug, Verrat geprägt ist, dann fehlt jeder Boden, der dazu anleiten könnte, dass nicht Vortäuschung, Verheimlichung, Rücksichtslosigkeit das Normale im Leben ist.

Dies bedeutet eine massive *Schwächung des Ich* – es fehlt die Ausbildung der spezifischen Ich-Funktionen Selbst-Beachtung, Selbst-Achtung, Selbst-Wertschätzung. Ohne funktionsfähiges Ich kann der Mensch seinen Bedürfnissen nichts entgegenstellen, kann sich ihnen gegenüber nicht wirklich positionieren. Das macht ihn seinen eigenen Impulsen und Bedürfnissen gegenüber haltlos; gleichzeitig sehnt er sich nach Führung, was ihn dazu verleitet, unüberlegt „mitzumachen“, „mitzulaufen“. So wird er leicht zum Mitläufer und kann ausgenutzt werden, weil er die Handlungen weder auf ihre Richtigkeit einschätzen noch nein sagen kann.

Eine weitere Folge der Ich-Schwäche ist, dass er Eindrücke *kaum personal verarbeiten* kann. Alles, was ihm widerfährt, stößt auf ein äußerst schwaches Ich, das Belastungen nicht gewachsen ist. So kann man sich die hohe *Reizbarkeit* erklären, die durch den raschen Einsatz von Copingreaktionen entsteht.

## 6.2 Die Störung der Emotionalität und des Halts

Hier geht es um die **zweite These**, die Traumatisierung der Beziehungsebene. Durch sie kommt es zu der typischen extremen Gefühllosigkeit, zu dieser emotionalen Taubheit, die das dissoziale Verhalten als „dickfellig“ erscheinen lässt. Dieses emotionale Defizit geht einher mit einer strukturellen *Beziehungsunfähigkeit*. Denn ohne Mitfühlen gibt es keine Beziehung. Beziehung haben heißt eben, mit dem anderen

emotional mitschwingen zu können, ihn zu fühlen und sich selbst bei ihm zu fühlen. Ohne Gefühle gibt es weder ein Gefühl für Verantwortung noch für Schuldgefühle.

Ohne Gefühle und ohne wirkliche Beziehungen fehlt das Lebensgefühl, was dazu führt, dass Erlebnisse aufgesucht bzw. geschaffen werden (Erlebnishunger).

In der Folge dieser zentralen Ausfälle der Existenz-Struktur entsteht ein *ständiges Gefühl des Bedrohtseins*, des Ausgesetzseins, des eingeschränkten Könnens. Dazu kommen in den meisten Fällen entsprechende Erfahrungen, die zur Erschütterung des Daseins erheblich beigetragen haben, und das Vertrauen, die Sicherheit, den Halt im Dasein untergraben. Das erzeugt eine ständige Spannung anstatt der nicht gefühlten Angst, in welcher der Mensch steht.

### 6.3 Der Kontextverlust

Dies ist die **dritte These** über die Entstehung der dissozialen Persönlichkeitsstörung. Mit einem defizitären Selbstbezug, der durch Täuschungen der Erwartungen nicht richtig ausgebildet worden ist, und mit einem generalisierten Beziehungstrauma, das nicht verarbeitet werden konnte, sind grundlegende Strukturen für die Existenzbewältigung geschwächt. Ohne Identität, ohne ausgebildetes Über-Ich und ohne Gewissensbildung, bei bestehender Beziehungsunfähigkeit und mit einem ständigen Gefühl des Bedrohtseins ist die Grundlage für ein Zugehen auf die Welt und für ein sinnvoll gestaltetes Leben entzogen. Durch das spezifische Muster dieser Störungen wird in den beiden existentiellen Bereichen des Selbstseins und des Lebensbezugs der darin enthaltene Kontextanteil beeinträchtigt. Diese *Störung des Kontexterlebens* zieht wieder mehrere Folgen nach sich:

- Durch die fehlende Einbettung in der Welt des Selbst und in der Welt der Beziehungen kommt die *Offenheit* für diese Zusammenhänge zum Erliegen.
- Durch die Vorspiegelung falscher Tatsachen, durch welche die Begegnungserwartungen ins Leere gingen, und durch die Verletzung der Verbundenheit in den Beziehungen ist die Welt verstellt. Statt der notwendigen Identifizierungen mit Elementen der Welt, wodurch es zur Selbstbildung kommt, findet die Identifizierung ersatzweise mit den eigenen Bedürfnissen statt, die als Realitätsäquivalent eine überproportionale Bedeutsamkeit erhalten. Durch diese binnenhafte Identifikation (mit eigenen Bedürfnissen statt mit Werten in der Welt) wird die *Kontextunfähigkeit*, die die Dissozialität kennzeichnet, gefestigt.
- Es fehlen Erfahrungen von *Aufgehobensein in einem größeren Ganzen*. Ein religiöser Glaube, der emotional empfunden wird, könnte z.B. ein solches Defizit abschwächen, so dass postuliert werden kann: Es ist unwahrscheinlich, dass ein religiöser Mensch eine dissoziale Persönlichkeitsstörung entwickelt, weil er genügend abpuffernde Kontextualität hat, die ihm ausreichend Verstehenszusammenhänge bietet. Dann können sich Verletzungen nicht so schwer auswirken. – Religiöse Fanatiker würden wir der paraexistentiellen Persönlichkeitsstörung (Furnica 1999, 2006) zurechnen.
- So ohne Gefüge und Verstehen des Erlebten in der Welt zu

stehen macht den Menschen subjektiv einsam, unverstanden, mit einem tiefen Gefühl des Verlorenseins, das auf Erfahrungen des Getäuschtseins, des vagabundierenden auf sich allein Gestellt-Seins aufruht. Da der Mensch ohne konfigurierende Kontexte nicht leben kann, lebt er sein Leben nach seinen Bedürfnisse, den biologischen Zusammenhängen, schafft sich seine Zusammenhänge nach seinen Vorstellungen, lebt selbstgerecht aus einer fehlenden Eingebundenheit heraus, die er der Welt zurückspiegelt. Ohne Kontextverständnis und Verstehen kennt sich der Mensch nicht – und er kennt die Welt und die Mitwelt nicht, weiß nicht, wie sie gefügt ist. Betrügen ist dann das Normalste auf der Welt, denn es hilft, überhaupt überleben zu können.

Subjektiv wird dieser Zustand als unerträglich empfunden. Wegen der bestehenden Hilflosigkeit auf der Verarbeitungsebene setzen *Copingreaktionen*, besonders der betroffenen existentiellen Themen, ein (dritte und vierte Grundmotivation – vgl. Längle z.B. 2002b), deren Grundmuster praktisch ständig präsent sind, nämlich das Leben in *Distanz* und in einer *provisorischen*, unverbindlichen Haltung. Letztere ist geprägt von Gleichgültigkeit und von einem Leben auf Widerruf.

Neben der Grundreaktion der Distanzbildung können aus der dritten Grundmotivation auch Aktivismen eintreten wie Erlebnishunger, aber auch Mitspielen mit anderen, oder ihnen Recht geben; Zorn tritt als Aggressionsreaktion auf und die schon erwähnten Phänomene der Dissoziation als Totstellreflexe.

Aus der vierten Grundmotivation ist es vor allem die spielerische Aggression wie Vandalismus, Verwirrung stiften, Chaos erzeugen, sinnlose Mutproben, gereizte Empörung, zynisch-sarkastisches Verhalten, was sich einstellt, wenn die Belastung zu groß wird. Widerstandsloses Suchtverhalten, eine Hoffnungslosigkeit und Gleichgültigkeit allem gegenüber, eine nihilistische Lebenshaltung sind die Totstellreaktionen der 4. Grundmotivation.

## 7. Die spezifische Kompensation der fehlenden Selbst-Bildung

Um trotz der Defizite ein Leben führen zu können, das sich einer erfüllenden Existenz annähert und in welchem das Personsein nicht ganz verschüttet ist, versucht der Mensch mit einer dissozialen Persönlichkeitsstörung, einen Ausgleich der Defizite zu schaffen. Das führt ihn in erster Linie zur Kompensation der fehlenden Selbst-Bildung.

### 7.1 Kompensation der fehlenden Selbst-Bildung

Um einen Ausgleich bzw. Ersatz für das reduzierte Selbst zu bekommen, setzt der Mensch mit einer dissozialen Persönlichkeitsstörung nicht das Mittelpunktstreben wie der Hysteriker ein. Er operiert auch nicht mit der Beziehungsdimension wie der Borderline-Patient und nicht wie die Narzißten mit dem Thema Anerkennung, sondern mit *Kontextstrebungen* und *Kontextkonstruktionen*. Für die Bil-

dung seines Selbst fehlt ihm neben der Begegnung vor allem das *Eingebundensein in Zusammenhänge* und Bezüge.

Als Beispiele für solche Kontextbildungen kann das Operieren mit Betrug und Täuschungen angesehen werden. Dies ist naheliegend für ihn, steht er doch selbst in einer Welt der Täuschung. Nun stülpt er die Identifikationen mit eigenen Bedürfnissen der Außenwelt über, nimmt sie, wie er sie für sein seelisches Gleichgewicht braucht. Täuschen ist für ihn nicht nur wegen der gemachten Erfahrungen „normal“, sondern nun erst recht notwendig, um sich eine „Welt“ zu schaffen und eine Orientierung zu bekommen. So kann er zum gefühllosen Hochstapler werden, ohne ein schlechtes Gewissen zu empfinden. Er kann zu seinem Zweck phantasievoll konfabulieren, und sich dabei zunehmend wohler fühlen, weil es ihn in seiner spezifischen Not entlastet. Für ihn ist Täuschung ein Äquivalent für Begegnung, der Ersatz für ein interpersonales Feld. Das kann mitunter seltsame Blüten treiben und einen missionarischen Charakter bekommen, ihn zum „Sozialreformer“ werden lassen.

Da er nicht spürt, was es für die anderen bedeutet bzw. was das „insgesamt Gute“ ist, das uns normalerweise durch das Gewissen vermittelt wird, entsteht diese unbegreifliche Gewissenlosigkeit und Skrupellosigkeit. So schafft er sich „seine Gerechtigkeit“. Diese aber ist Selbstgerechtigkeit und gibt einer Selbstjustiz den Boden.

## 7.2 Spannungsreduktion

Da die erhöhte Spannung und das Gefühl der ständigen Überwältigung durch apersonales Erleben den Menschen mit der dissozialen Persönlichkeitsstörung im personalen Lebensvollzug zusätzlich behindert, setzt die Psychodynamik mit ihren spezifischen Copingreaktionen ein, wie oben beschrieben.

## 8. Grundzüge des therapeutischen Managements und der Behandlung

Aus den beschriebenen Strukturen der dissozialen Persönlichkeitsstörung lassen sich einige Grundzüge der Therapie bzw. des Umgangs ableiten.

### 8.1 Therapie-Motivation

Die Therapie-Motivation gilt weithin als größtes Problem der Behandlung der dissozialen Persönlichkeitsstörung. Es besteht keine Krankheitseinsicht und keine Beziehungsfähigkeit. Es fehlt ein Zugang zu sich selbst und wenig Zugänglichkeit von außen. Seine Abwehrmechanismen sind fixiert und massiv.

Eine Therapiemotivation kann daher nicht aus eigenen Stücken erfolgen. Man muss davon ausgehen, dass die Behandlung der dissozialen Persönlichkeitsstörung im Normalfall ohne Eigenmotivation stattfindet.

Da die Therapie nicht im Innen ansetzen kann, muss sie im Außen beginnen. Durch die Mobilisierung und Stabilisierung der Umgebung (eines Teils des „Kontextes“) gilt es, ein „therapeutisches Milieu“ zu schaffen, das jenen Rahmen abgibt,

der zu einem spezifischen Training führen kann.

Dazu gehört ein strukturiertes, klares Setting, das dem Patienten einsichtig und durchschaubar ist. Haftbedingungen sind für diesen Zweck durchaus als günstige und oft als notwendige Voraussetzung anzusehen, weil sie einen Rahmen schaffen, aus dem der Patient nicht entweichen kann und so von außen immer wieder auf sich selbst zurückgeführt werden kann (der von anderen Persönlichkeiten oft als demotivierend empfundene Freiheitsentzug spielt bei der dissozialen Unbeteiligung und dem fehlenden Selbstwert anfangs eine untergeordnete Rolle).

Wichtig kann anfangs die *Angehörigenarbeit* sein. Sie soll womöglich im Beisein des Patienten erfolgen, kann aber auch in seiner Abwesenheit gemacht werden (da er anfangs sowieso das Setting oft nicht einhält), da ja noch kein wirkliches Arbeitsbündnis mit ihm möglich ist und er wegen der fehlenden Ausbildung des Selbst und des Eigenen nicht wirklich Scham kennt. Es kann über die Angehörigen Information über den Patienten eingeholt werden, um ihn besser kennen zu lernen, und auch über die Belastungen der Angehörigen selbst gearbeitet werden.

*Aktives Beziehungshalten* von Seiten des Therapeuten ist notwendig und geschieht z.B. durch Deutlichmachen der Intentionen und Wertvorstellungen des Therapeuten. Es kann nicht erwartet werden, dass der Patient die Persönlichkeit des Therapeuten von sich aus sehen kann. Darum ist sie stärker hervorzukehren und ihm immer wieder zu erklären, z.B. durch Anrufe, wenn der Patient nicht erscheint, mit dem Hinweis, dass man auf ihn warte, oder der Bitte, er möge doch kommen, es sei wichtig. Evtl. kann Hilfe von einem Sozialarbeiter benötigt werden, oder auch von einem Bekannten der Patienten, er möge ihn aufsuchen etc.

Eine Kombination von Einzel- und dann später Gruppentherapie scheint das Optimale zu sein. Die Gruppentherapie ist jedoch straff zu führen, damit nicht zu viel Raum für sein Agieren bleibt. – Für Gruppentherapien eignen sich anfangs am besten Camps, gemeinsame Projekte, Therapie auf dem Schiff (Winzler 2006), wo Grenze und Freiheit zugleich stark erlebbar sind. Anfangs soll das Beziehungserleben über Aktionen laufen und nicht über das Gefühlserleben und soll gemeinsam während und nach den Aktionen reflektiert werden (vgl. die Erfahrungen in der Erlebnispädagogik). Der Einsatz in Not-situationen (Hochwasser, Schneeräumungen etc.), wo das Gebrauchtwerden am stärksten spürbar ist, wäre optimal. – In allen Fällen ist intensive und lange Nachbetreuung entscheidend für den Aufbau verinnerlichter sozialer Strukturen.

### 8.2 Grundzüge der Therapie

Aus den vorangegangenen Analysen über die Entstehung und die Struktur der dissozialen Persönlichkeitsstörung ergeben sich zwei Grundzüge der Behandlung: Entsprechend der Störung der Entwicklung des Selbst bedarf er vor allem eines *begegnenden Sehens*, durch das er eine Führung erhalten kann. Man kann dieses Vorgehen „Parenting“ nennen. – Andererseits bedarf er einer *Schaffung von Kontexten*, durch die er sich selbst besser finden kann.

## Ad) Parenting

Um von einem „Es“ zu einem „Ich“ zu werden (Schmidbauer 2005; auch Gollwitzer & Schmitt 2006), bedarf es des Anstoßes und der Wechselwirkung mit anderen Menschen. Im Mittelpunkt der Therapie steht daher die Aufgabe, ihn als Person zu sehen, ihn zu sehen in dem, was ihn bewegt, seien es Bedürfnisse, Defizite, oder sei es das, was ihm wichtig ist oder wichtig sein könnte. Darin ist er zu verstehen, anzusprechen, darauf aufmerksam zu machen. Parenting bedeutet auch, eine maßvolle *Fürsorglichkeit* walten zu lassen, d.h. zu sehen, was ihm fehlt und was er vielleicht nicht bemerkt; zu sehen, was ihm gut tun könnte, denn er kennt es vielleicht nicht. Es ist eine Haltung wie von wohlwollenden, fördernden Eltern, die den Blick auf ihn richten und ruhen lassen, weil es sie interessiert, wer dieser Mensch wirklich ist, mit dem sie es zu tun haben (vgl. Abb. 1).

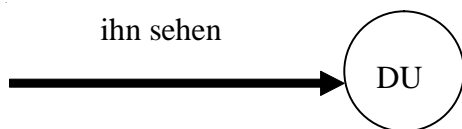


Abb. 1: Parenting ist in erster Linie: den anderen sehen, führen, begegnen, begrenzen.

Den empathischen, offenen Blick auf den anderen richten führt zur Begegnung, wenn man bereit ist, sich selbst offen und authentisch zu zeigen. Die Haltung der Wahrhaftigkeit, der Echtheit und des durchgängigen Respekts für die Person des anderen, wie es etwa der bekannten Rogerschen Grundhaltung in der Therapie entspricht, ist unumgänglich, will man eine Veränderung im Patienten bewirken und die Strukturen des Ich entwickeln.

Doch wäre dies allein nicht ausreichend. Über das Sehen, die Fürsorglichkeit und die Begegnung hinaus bedarf er der Führung, der Anleitung, des Haltens, der Vorgaben, des Vorbilds. Non-direktivität wäre hier schädlich. Er braucht zeitweise Begrenzung, Konfrontation und viel Rückmeldungen von außen, damit er langsam ein Selbstbild aufbauen kann.

Dies verlangt vom Therapeuten ein gutes In-sich-gegründet-Sein – weniger empathisches Mitgehen als Festigkeit in dem, was man selbst als richtig ansieht und wie man den Patienten erlebt. Wesentlich sind dabei die Grundvariablen der Entwicklung des Ich: Beachtung geben (sehen, was ihn bewegt und sehen, wo seine Grenzen sind, die er einzuhalten und die Mitwelt zu respektieren hat), ihn ernst nehmen (ihn im Eigenen zu fördern) und ebenfalls in jeder Sitzung auf die Wertschätzung zu achten.

## Ad) Kontextualisierung

Das Gesehen-Werden braucht bei diesen Patienten ein *Milieu des Dazugehörens*, des Benötigtwerdens, des Eingebettetseins und auf einander Bezogenseins. Dies alles soll in einem überschaubaren Rahmen stattfinden, der ihm transparent bleibt und wo nichts hinter seinem Rücken geschieht, damit er das Vertrauen in „seine Kontexte“ nicht verliert. Therapeutisch

geht es in der „Kontextualisierung“ zentral darum, Sinn-erfahrungen zu ermöglichen (vgl. Abb. 2).

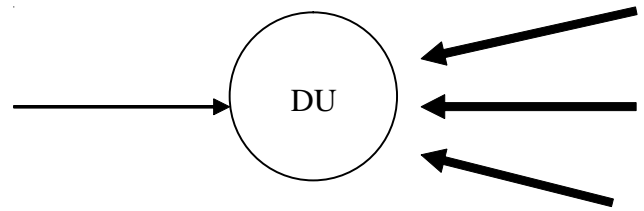


Abb. 2: Bei der Kontextualisierung geht es um den „Anspruch (Angesprochenwerden) von außen“, um das Eingebettetsein in einem Milieu, um die Erfahrung der Sinnhaftigkeit.

Praktisch besehen sind *handwerkliche* Tätigkeiten besonders anfangs von großem Wert: Arbeiten an einem Bau, in einer Schlosserei, in einer Schneiderei, Büglerei usw. Sie lernen Abläufe zu planen, erleben den Wert der Zusammenarbeit, haben ihren Platz im Gefüge, wo sie auch gebraucht werden, erfahren Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge und erfahren ihre Nützlichkeit (für etwas gut sein). So kann ein Keim von Selbstwert entstehen.

*Körperarbeit* fördert das Körpererleben. Dies kann auch durch Übungen angeleitet werden, etwa den Herzschlag zu fühlen, die Atmung zu erleben (Yoga), durch Methoden wie konzentrierte Bewegungstherapie usw. oder einfach durch Sport.

Das soziale Umfeld soll möglichst stabil und konstant gehalten werden (was im Gefängnis oft der Fall ist). So können sie eher ein Gehaltenwerden erfahren (was im Gefängnis durch den Zwang nicht so leicht möglich ist), ein Dazugehören, ein Aufgehobensein. Die Bildung von Gemeinschaften für Projekte und/oder Verrichtung alltäglicher Aufgaben soll angeregt und begleitet werden (z.B. für Unterhaltung, Kochen, Waschen usw.).

Es bedarf bei allem eines ständigen *Realitätstrainings*, d.h. einer Reflexion der Erfahrung, wie die Dinge zusammenhängen und welche Konsequenzen Handlungen haben. Dies wird aufgezeigt, man lässt es sich beschreiben, und vor allem bedarf es immer wieder der Erklärungen. In einer guten Kontextualisierung wird die Führung von außen nie ausfallen.

Die Auffassung, dass es sich bei dieser Störung vor allem um ein psychisch-geistiges Defizit handelt, und nicht um eine biologische Störung, könnte Unterstützung erhalten durch das Faktum, dass Pharmakotherapie kaum eine Wirkung hat.

## 8.3 Trauma-Arbeit und Biographie-Arbeit

Erst wenn die Ich-Strukturen etwas gestärkt und entfaltet sind, kann mit der Arbeit an den erlittenen Traumata begonnen werden. Das ist frühestens nach einigen Monaten, u.U. aber erst nach Jahren der Fall, dass der Zugang zu den Traumata möglich wird und der mit ihnen verbundene Schmerz gehalten werden kann.

Der Zugang kann sich auftun, wenn die erlebten Beziehungstraumen explizit und deutlich als Verrat, Betrug, Missbrauch usw. gegenüber dem Patienten bezeichnet wer-

den, wenn er selbst nicht auf diese Beurteilungen stößt. Die Durcharbeitung kann mit der Personalen Existenzanalyse (Längle 2000) erfolgen, durch die der Patient die Mobilisierung personaler Ressourcen lernt.

Bei der Überwindung des Traumas kann eine Reflexion des *Sinnbezugs* wichtig werden, wie dies aus der Traumatherapie bekannt ist. Schwere Traumatisierungen können kaum überwunden werden, wenn sie nicht in ein Sinngefüge eingebettet werden können (vgl. Smyth 1998; Silver, Boom, Stones 1983). Dies trifft bei diesen Traumatisierungen nicht in dem Ausmaß zu, weil es sich nicht um eine posttraumatische Belastungsstörung handelt, bei der gleichsam „eine Welt zusammengebrochen“ ist; die Welt in der dissozialen Persönlichkeitsstörung hält, aber sie ist fremd geworden, und das Ich ist gestört.

## 8.4. Die Deliktreflexion

Vollbrachte Delikte sind schon am Beginn der Therapie gelegentlich Thema, besonders wenn ihre Folgen spürbar sind oder neue Konsequenzen mit sich bringen. Es steht auch an, gelegentlich auf die Delikte direkt Bezug zu nehmen. Doch ist ihre Durcharbeitung erst in einem späten Stadium der Therapie möglich und sinnvoll, da vorher die Strukturen nicht geschaffen sind. Ein Verständnis der Bedeutung des Delikts und ein Spüren, was dieses Verhalten für die Gemeinschaft bedeutet, ist anfangs nicht oder nur im Ansatz möglich. Da die Ausbildung des Gewissens fehlt, spürt er nicht, was der Schaden für das „insgesamt Gute“ ist. Und bei der bestehenden Beziehungslosigkeit und fehlenden Empathie fühlt er nicht, wie es anderen geht und welche zwischenmenschlichen Normen und Gesetze übergangen werden. So fehlt dann eine wirkliche Einsicht. So erzeugt ein zu früher Versuch der Verarbeitung nur erneute Abwehr und verbaut die Zugänglichkeit bzw. Ansprechbarkeit zu diesem Thema.

Sind die Ich-Strukturen soweit ausgebaut und die Traumata bearbeitet (wenn diese auch kaum gänzlich aufzuarbeiten sind), kann die Integration früheren Verhaltens ins Selbst begonnen werden.

### Literatur

Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften AWMF (2006) Leitlinien zur dissozialen Persönlichkeitsstörung. In: <http://www.uni-duesseldorf.de/AWMF/II/051-014.htm> am 2. April 2006

Clinard M B (1964) (Ed.) Anomie and Deviant Behavior. New York: Free Press

Darwin Ch (1869) The origin of the species by means of natural selection. London: Murray, 4<sup>o</sup>

DePrince AP, Freyd JJ (2002) The harm of trauma: Pathological fear, shattered assumptions, or betrayal? In: Kauffman J (Ed) Loss of the Assumptive World: a theory of traumatic loss. New York: Brunner-Routledge, 71-82

Durkheim E ([1902], 1988) Über soziale Arbeitsteilung. Frankfurt: Suhrkamp

Durkheim E (1973) Der Selbstmord. Neuwied, Berlin: Luchterhand

Freyd JJ (1996) Betrayal trauma: The logic of forgetting childhood abuse. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press

Furnica C (1999) Die „paraexistentielle“ Persönlichkeitsstörung. In: Existenzanalyse 16, 1, 13-17

Furnica C, Furnica A-M (2006) Die para-existentielle Persönlich-

keitsstörung. Ein existenzanalytischer Beitrag zur Theorie der Persönlichkeitsstörungen. In: Existenzanalyse 23, 2, 42-51

Gollwitzer M, Schmitt M (2006) Sozialpsychologie. Weinheim: Beltz

Längle A (2000) (Hrsg) Praxis der Personalen Existenzanalyse. Wien: Facultas.

Längle A (2002a) Die grandiose Einsamkeit. Narzißmus als anthropologisch-existentielles Phänomen. In: Existenzanalyse 19, 2+3, 12-24

Längle A (2002b) Die Grundmotivationen menschlicher Existenz als Wirkstruktur existenzanalytischer Psychotherapie. In: Fundamenta Psychiatrica 16,1, 1-8

Längle A (2005a) Lernskriptum zur Existenzanalyse (Logotherapie) - die Grundbedingung der Existenz: Sein-Können in der Welt (1. Grundmotivation). Wien: GLE-Verlag, 3<sup>o</sup>

Längle A (2005b) Persönlichkeitsstörungen und Traumagenese. Existenzanalyse traumabedingter Persönlichkeitsstörungen. In: Existenzanalyse 22, 2, 4-18

Merton RK (1995) Sozialstruktur und Anomie. In: Merton RK (Hrsg) Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin: de Gruyter

Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Mannheim: Bibliographisches Institut

Mizuchi E H (1964) Success and Opportunity: A Study of Anomia. New York: Free Press

Ortega y Gasset (1929/2002) Aufstand der Massen. Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt

Parsons T (1951) The social system. New York: The Free Press

Parsons T (1997) Sozialstruktur und Persönlichkeit (Social structure and personality). Eschborn b. Frankfurt: Klotz

Patterson GR, Reid JB, Dishion TJ (1992) A social interactional approach: Vol 4. Antisocial boys. Eugene, OR: Castalia

Petermann Freiheit Wiedebusch S (1993) Aggression und Delinquenz. In: H-C Steinhausen, M von Aster (Hrsg) Handbuch Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin bei Kindern und Jugendlichen. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 319-349

Petermann F, Warschburger P (1998) Aggression. In Petermann Freiheit (Hrsg) Lehrbuch der klinischen Kinderpsychologie. Göttingen: Hogrefe, 127-163

Sachsse U (2002) Selbstverletzendes Verhalten. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 6. Aufl.

Schmidbauer W (2005) Vom Es zum Ich. Grundlagen einer psychoanalytischen Sozialpsychologie. Berlin: Leutner

Silver R, Boom Ch, Stones M (1983) Searching for Meaning in Misfortune. Making Sense of Incest. In: J Social Issues 39, 2, 81-102

Smyth J (1998) Written emotional expression: effect size, outcome types, and moderating variables. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 66, 174-184

Tutsch L (2002) „Wotan trifft Parsifal“ – zur Phänomenologie und Therapie der narzisstischen Persönlichkeitsstörung. In: Existenzanalyse 19, 2-3, 25-33

Winzeler P (2006) Leben in der Enge - Lernen von der Weite. In: Existenzanalyse 23, 2, 76-82

*Anschrift des Verfassers:*  
*DDR: Alfred Längle*  
*Ed. Sueß-Gasse 10, 1150 Wien*  
*alfried@laengle.info*

# Dissozialität

## Eine misslungene Passungsdynamik an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft

Jürgen Kriz

*Mein ganzes Leben habe ich über den Sinn des Daseins des Menschen auf dieser Welt und über sein Wesen nachgedacht... Eine andere Sinnerfahrung, die ich machte, ist die Annahme der Verantwortung für den Zustand der Welt, der Welt als ein Ganzes.*  
(aus dem Grußwort von Václav Havel zum Kongress der GLE-International in Prag)

*Bei der Diagnose „Dissozialität“ wird das Problem der „Persönlichkeitsstörungen“ besonders deutlich: In zirkulärer Schlussweise werden Verhaltensweisen in einer Kategorie beschreibend zusammengefasst, um damit dann dieses Verhalten wiederum zu erklären. Da es hier, im Gegensatz zu den meisten anderen psychischen Störungen, aufgrund der Ich-Syntonie keine leidenden „Patienten“ gibt – sondern eher eine leidende „Mitwelt“ – wird das Problem der Passung zwischen Individuum und Gesellschaft besonders augenfällig: Die komplex verwobenen Prozesse müssen auseinander geschnitten und einseitig auf die „Person(lichkeit)“ attribuiert werden, um pathologisches Verhalten in einer gesunden Gesellschaft konstatieren zu können (statt z.B. das Umgekehrte). Der Vortrag will hingegen stärker die Verwobenheiten ins Zentrum der Analyse stellen.*

**Schlüsselwörter: Dissozialität, Persönlichkeitsstörungen, Gesellschaft**

*The diagnosis of „Dissociality“ illustrates most clearly the problem of the „personality disorder“: a circular argumentation describes and summarises some particular behaviour in one category in order to explain this very same behaviour. Since, in contrast to the majority of the other psychological disorders and due to the ego-syntony, we do not find suffering „patients“ here – but rather a suffering „environment“ –, the problem of adaptation between the individual and society becomes particularly evident: The complexly interwoven processes must be cut apart and attributed in a one-sided fashion to the „person(ality)“ in order to diagnose pathological behaviour in a sane society (instead of the reverse). This paper is to put the interconnectedness in the centre.*

**Key words: dissociality, personality disorder, society**

### 1. Einleitung: Dissozialität in der klinischen Literatur

In der klassifikatorisch und definatorisch klar geordneten Welt psychischer Störungen, wie sie die ICD-10-Diagnostik beschreibt, tritt uns „Dissozialität“ als eine der „spezifischen Persönlichkeitsstörungen“ (F60.-) entgegen. Diese Gruppe wird im ICD-10 allgemein als „schwere Störungen der Persönlichkeit und des Verhaltens der betroffenen Person, die nicht direkt auf eine Hirnschädigung oder -krankheit oder auf eine andere psychiatrische Störung zurückzuführen sind“ definiert, die „meist in der Kindheit oder in der Adoleszenz in Erscheinung (treten) und während des Erwachsenenalters weiter (bestehen).“

Innerhalb dieser Gruppe wird die „dissoziale Persönlichkeitsstörung“ (F60.2) beschrieben als „durch eine Missach-

tung sozialer Verpflichtungen und herzloses Unbeteiligtsein an Gefühlen für andere gekennzeichnet (...). Zwischen dem Verhalten und den herrschenden sozialen Normen besteht eine erhebliche Diskrepanz. Das Verhalten erscheint durch nachteilige Erlebnisse, einschließlich Bestrafung, nicht änderungsfähig. Es besteht eine geringe Frustrationstoleranz und eine niedrige Schwelle für aggressives, auch gewalttätiges Verhalten, eine Neigung, andere zu beschuldigen oder vordergründige Rationalisierungen für das Verhalten anzubieten, durch das der betreffende Patient in einen Konflikt mit der Gesellschaft geraten ist.“ Zur weiteren (differentiellen) Beschreibung werden Attribute angeboten wie „amoralisch“, „antisozial“, „asozial“, „psychopathisch“ und „soziopathisch“.

Schon ein Vergleich mit dem ebenso verbreiteten – und in den USA vorherrschenden – Diagnose-System DSM IV zeigt



allerdings, wie stark das Beschriebene vom Beschreiben abhängt: Dort finden wir nämlich die „Persönlichkeitsstörungen“ nicht einfach zwischen „affektiven Störungen“, „neurotischen-Belastungs- und somatoformen Störungen“ etc. linear aufgereiht, wie im ICD-10. Sondern sie sind auf einer gesonderten Achse (II) aufgeführt. Dies gibt ihnen aus DSM-IV-Sicht einen besonderen Stellenwert. Denn zum einen soll auf solche Persönlichkeitsaspekte grundsätzlich und zusätzlich zu den sonstigen Störungen geachtet werden; zum anderen werden damit die oft sehr langjährigen Problematiken von den eher akut-symptomatischen Aspekten der meisten anderen diagnostischen Kategorien getrennt.

Eher an einer DSM-IV Sichtweise orientierte Lehrbücher, wie etwa Davison & Neale (1998), machen zudem einen bedeutsamen Unterschied zwischen „antisozialer Persönlichkeitsstörung“ und „Psychopathie“, der vor allem durch das Werk von Hervey Cleckley, Anfang der 40er Jahre, in die Diskussion eingebracht wurde: Bei der „Psychopathie“ liegt der Fokus weniger auf antisozialem Verhalten anderen oder der Gemeinschaft gegenüber, sondern die *psychischen* Eigenschaften des Patienten stehen im Vordergrund. Diese sind vergleichsweise intensiv untersucht und auch experimentell erforscht worden: Zitiert wird oft eine klassische Studie von Lykken (1957), in der gezeigt wurde, dass bei Psychopathen kaum Vermeidungslernen (Vermeidung eines leichten elektrischen Schocks) stattfindet. Diese Publikation hat zahlreiche weitere und differenziertere Arbeiten angeregt, die grob dahingehend zusammengefasst werden können, dass Vermeidungslernen zwar auch bei Psychopathen stattfindet, aber nur, wenn diese künstlich (durch Adrenalin-Gabe) erregt werden (Schachter & Latane 1964) oder die Bestrafung einen engen, für sie relevanten Bereich betrifft: Körperliche und soziale Bestrafung wirkt im Gegensatz zu materieller Bestrafung bei diesen Patienten fast nicht (vgl. Schmauck 1970), weil sie eine besondere Fähigkeit haben, viele Reize zu ignorieren und ihre Aufmerksamkeit auf das zu konzentrieren, was sie interessiert (Foth & Hare 1989).

Entsprechend werden „Psychopathen“ denn auch als nicht neurotisch, selten ängstlich, gefühlsarm, schamlos, charmant und manipulativ beschrieben. Amerikanische Studien weisen für nur 15-25% der verurteilten Straftäter die Merkmale für Psychopathie aus (Hart & Hare 1989) – während 75-80% der Straftäter die Kriterien für eine antisoziale Persönlichkeitsstörung erfüllen.

Beide Gruppen gelten psychotherapeutisch als schwer behandelbar: Oft wird von Misserfolgen in entsprechenden Therapien berichtet. Dies hängt sicher auch damit zusammen, dass die Patienten kaum Leidensdruck verspüren und aufgrund geringer Bestrafungsangst wenig lernfähig sind bzw. sich sogar über manipulatives Ausnutzen Anderer positive Verstärkung für ihr Verhalten verschaffen.

## 2. Die soziale Relativität der Dissozialität

Wenn man diese typischen klinischen Beschreibungen bzw. diagnostischen Kategorisierungen der Dissozialität liest, so sind diese auf die *Person* des Dissozialen hin gerichtet. Dies gilt nicht nur für die o.a. Psychopathie, sondern auch für die antisoziale

Persönlichkeitsstörung, denn auch hier wird das antisoziale Verhalten anderen oder der Gemeinschaft gegenüber auf den dissozialen Patienten attribuiert, der sich eben nicht sozial, d.h. nicht angepasst, verhält.

Im Gegensatz zu den meisten anderen psychischen Störungen, gibt es allerdings, aufgrund der weitgehenden Übereinstimmung des wahrgenommenen Verhaltens mit den eigenen Zielen und Werten, keine leidenden „Patienten“, sondern eher eine leidende „Mitwelt“. Wenn man dies in Rechnung stellt, so ergibt sich die Frage, was „Störung“ oder „Krankheit“ in Bezug auf „Dissozialität“ eigentlich bedeuten soll – d.h. die allgemeine Problematik der „Persönlichkeitsstörungen“ wird in diesem Falle besonders deutlich: In zirkulärer Schlussweise werden Verhaltensweisen in einer Kategorie (hier: Dissozialität) beschreibend zusammengefasst; und diese kategorielle Beschreibung dient dann wiederum als „Diagnose“ dazu, die Verhaltensweisen zu „erklären“.

Zudem wird bei der „Dissozialität“ das Problem der Passung zwischen Individuum und Gesellschaft besonders augenfällig: Die komplex verwobenen Prozesse und die damit zusammenhängenden Fragen, was der Anteil der Person selbst und was andererseits die Sozialgemeinschaft zur Entwicklung einer solchen „Störung“ beigetragen hat – was also als „krank“ und „abweichend“ bezeichnet wird – müssen auseinander geschnitten und einseitig auf die „Person“ bzw. die „Persönlichkeit“ attribuiert werden. Nur auf diese Weise kann „pathologisches“ Verhalten in einer „gesunden“ Gesellschaft konstatiert werden – statt beispielsweise zur umgekehrten Aussage zu kommen. Bei einem subjektiv nicht oder nur kaum leidenden Menschen fällt der normative Aspekt in der Perspektive der Sozialgemeinschaft, mit der diese etwas als „Störung“ bezeichnet, eben besonders ins Auge.

Wenn nämlich eine Definition von „Dissozialität“ vornehmlich auf die mangelnde Anpassung an die Sozialgemeinschaft abhebt, stellt sich sofort die Frage: „Was ist sozial?“ bzw. wie viel Anpassung spricht für „störungsfrei“? Hierzu einige Aspekte:

a) Denkt man an die Unterzeichner der tschechischen „Charta 77“ – unter ihnen Václav Havel – oder an die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 gegen Hitler oder an Menschen wie Ghandi oder Christus, so waren diese sicher nicht an die jeweiligen gesellschaftlichen Normen „angepasst“. Wir würde sie aber kaum als „dissozial“ bezeichnen.

b) Sind „wir“ – die Bürger der „1. Welt“, oder der „consumer society“ (wie wir von der „3. Welt“ genannt werden), nicht „antisozial“ aus Sicht dieser „3. Welt“? Den größten Teil unseres Reichtums verdanken wir der Jahrhunderte langen Ausbeutung und Unterdrückung dieser „3. Welt“. Und statt die Ungleichheit zielstrebig abzubauen, tragen wir mit vielerlei Maßnahmen dazu bei, dass sich die Schere zwischen Nord und Süd, zwischen „1. Welt“ und „3. Welt“ weiter öffnet. Was also als „sozial“ und was als „anti-sozial“ anzusehen ist, ist auch eine Frage der Perspektive, der Ebenen und des Kontextes.

c) Sind erfolgreiche Manager (sowie Unternehmer oder Politiker) nicht auch häufig vordergründig angepasst und charmant

und verfügen über die Fähigkeit zu täuschen? Wenn sie rücksichtslos Massenentlassungen trotz Milliarden-Gewinnen planen, kann man dies nicht gerade „empathisch“ für die Lebensläufe derjenigen nennen, die diese Gewinne erwirtschaftet und ihnen die übermäßigen Gehälter und Gewinnausschüttungen beschert haben. In unserer Gesellschaft werden allerdings solche Eigenschaften, die mit der ICD-10-Diagnostik der „dissozialen Persönlichkeitsstörung“ übereinstimmen, zunehmend nicht als *Entgleisungen* einzelner Psycho- oder Soziopathen betrachtet, sondern als *besondere Qualifikation* leitender Manager (vgl. im Beitrag in diesem Heft von A. Längle die Ausführungen über den Chefmanager von Daimler-Chrysler, Jürgen Schrempp – ähnlich aber Josef Ackermann, „Deutsche Bank“ oder Michael Dieckmann, „Allianz“, u.a.). Pflegen wir damit nicht zunehmend eine Kultur antisozialer „Tugenden“?

d) Hilfreich für eine Klärung des Verständnisses von „Dissozialität“ ist auch die Frage, ob ein Tier „dissozial“ sein kann. Bekanntlich findet man bei vielen Arten mit sozialem (besser: kollektivem) Verhalten auch ein von der Norm abweichendes Verhalten, das für das Kollektiv schädlich ist. Allerdings ist ein solches „anti-kollektives“ Verhalten nicht einfach „anti-sozial“ zu nennen. Mit seinem Umwelt-Konzept hat schon Uexküll vor fast hundert Jahren herausgearbeitet, dass das Tier in seine Umwelt *eingespannt* ist und nicht die Freiheit hat, anders handeln zu können – ein Aspekt, der übrigens in der gegenwärtigen Debatte um die Willensfreiheit selbst in bezug auf das menschliche Handeln problematisiert wird.

Gerade hier hat aber Heidegger mit seinem Existenzbegriff den Unterschied gesetzt – übrigens durchaus bezugnehmend auf Uexküll. „Existenz“ in diesem Kontext meint, auf eine Weise in der Welt zu sein, dass man nicht a priori so mit ihr verfügt ist wie ein Tier. Der Mensch hat die prinzipielle Freiheit zu handeln – und nicht nur, sich zu verhalten.

Allerdings kann zu dieser philosophischen Bestimmung der Existenz auch gleich die psychotherapeutisch bzw. -pathologisch bedeutsame Frage aufgeworfen werden: Wie frei ist ein psychisch Kranker in seinem konkreten Handeln – etwa jemand, dessen wahrgenommene Möglichkeiten sich so verengt haben, dass er Selbstmord begehen will. Oder, für unser Thema: Wie frei ist ein „Psychopath“ bzw. ein Mensch, bei dem wir eine „antisoziale Persönlichkeitsstörung“ diagnostizieren, im Augenblick seiner Taten?

Diese wenigen aufgeworfenen Fragen können hier nicht gründlich erörtert, geschweige denn beantwortet werden. Sie zeigen aber die Komplexität der Prozesse auf, die berücksichtigt werden müssen. Ohne die mit dem Hinweis auf die Bedeutung von „Existenz“ unterstellte Freiheit, und die damit verbundene Verantwortung für das eigene Handeln, macht ein Begriff wie „Dissozialität“ keinen Sinn (wenn wir ihn nicht einfach als „Abweichung“ von Standardwerten bzw. von Erwartungen definieren. Dann aber wären nicht nur Tiere sondern ggf. auch tote Materie in ihrer Abweichungsdynamik „dissozial“ zu nennen – was eine wenig sinnvolle Begriffsdefinition wäre.). „Dissozialität“ kann auch nicht auf die Frage „Anpassung“ versus „Nicht-Anpassung“ reduziert werden, wie am Beispiel von Ghandi oder

Christus deutlich wurde. Vielmehr geht es um Fragen der *Adaptabilität* eines hochkomplexen Prozess-Gefüges aus Anpassungs- und Abgrenzungsleistungen.

### 3. Die Vielfalt der Anforderungen an die Selbst-Entwicklung

Diese Komplexität unterschiedlicher Anpassungs- und Abgrenzungsleistungen wird schon deutlich, wenn man die dialektischen Botschaften bedenkt, die in unserer Kultur in allen Sozialisationsritten an die Heranwachsenden gerichtet werden: Einerseits finden wir nämlich vielfältige Varianten der Kernbotschaft: „Werde wie wir!“ – „Teile unsere Normen und Werte, unsere Ansichten, unsere Vorstellungen von Realität.“ Auf der anderen Seite finden wir ebenso deutlich und eindringlich die Botschaft vermittelt: „Werde Du selbst!“ – „Verstehe Dich nicht einfach als angepasstes Produkt aller Anforderungen und Äußerungen um Dich herum; versuche vielmehr, herauszufinden, was Du wirklich willst, welche Eigenheiten Dich von anderen unterscheiden, was Dein spezifischer Platz und Beitrag sein könnte.“

Beide Entwicklungsperspektiven sind bei einer hinreichend guten und gesunden Sozialisation natürlich nicht wirklich als gegensätzlich zu verstehen. Vielmehr laufen sie in gegenseitiger Co-evolution ab. Dies zeigen auch die beiden Kernkonzepte „Gemeinschaftsgefühl“ von Alfred Adler und „Individuation“ von C.G. Jung: Beiden liegt eine teleologische Vorstellung zugrunde, d.h. die Betonung auf dem Aspekt, dass sich die Entwicklung auf eine „Gestalt“ hin vollzieht. Diese gemeinsame Gestalt, auf welche die teleologisch verstandenen Entwicklungen trotz der unterschiedlichen Perspektiven „Gemeinschaft“ und „Individuum“ hinauslaufen, kann als das „Selbst“ bezeichnet werden. Im „Personzentrierten Ansatz“ von Carl Rogers wird beispielsweise das „Selbst“ explizit als „dynamische Gestalt“ bezeichnet.

Vor diesem Hintergrund können wir nun einen zweiten Klärungsschritt hinsichtlich der Komplexität unterschiedlicher Anpassungs- und Abgrenzungsleistungen vollziehen, indem wir Aspekte dieser Selbst-Aktualisierung (Kriz 2006) näher betrachten. Dabei wird auch die Verschränkung (bei gelingender Entwicklung) zwischen der Gemeinschafts- und der Individuations-Perspektive deutlich.

Wesentlich für eine gelingende Aktualisierung des Selbst als eine Gestalt, die sowohl der Dynamik innerer Bedürfnisse, als auch äußerer Anforderungen durch die sachliche und die soziale Welt, adaptiv gerecht werden kann, sind drei zentrale Aspekte:

a) Der erste Aspekt betrifft die Notwendigkeit der Bezugnahme auf „die Anderen“. Die lebensweltliche Struktur der Realität sowie die Herausbildung eines Selbst – bzw. eines Ich als reflexivem Wesen – ist notwendig auf die verstehende Begegnung mit relevanten Anderen angewiesen. Dies zeigt nicht nur die moderne Säuglingsforschung mit den bindungs-theoretischen Konzepten (Bowlby 1975), sondern auch bereits die rollen-theoretische Beschreibung der Entwicklung des Selbst, als Perspektive auf sich selbst aus der Position eines relevanten Anderen (Mead 1936/1968) oder die anthropologisch-philosophische

Betonung von Martin Buber (1923/1974): „Der Mensch wird am Du zum Ich.“

Aus der Sicht der „Personzentrierten Systemtheorie“ (Kriz 2004b) teile ich mit Rogers das Konzept des „unconditional positive regard“, dessen deutsche Übersetzung „unbedingte Wertschätzung“ allerdings bisweilen als eine Art „Freundlichkeit“ missinterpretiert wird. Es geht aber darum, dass der Mensch nur dann Erfahrungen mit der Welt (die ihm stets über seinen Organismus vermittelt werden) angemessen in sein entstehendes „Selbst“ integrieren kann, wenn sie in der frühen Entwicklung in einem wertschätzenden Klima „anerkannt“, „gesehen“ oder „verstanden“ wurden. Gerade bei negativen Emotionen des Kindes, etwa einem Wutausbruch, geht es nicht darum, dass Eltern dies „gut“ finden sollen. Sondern es geht darum, dass sie rückmelden, dass sie die Wut wahrnehmen und die Gründe oder Zusammenhänge des Wutausbruches verstehen – oder zumindest anerkennen, dass es solche Gründe geben kann. Gleichzeitig kann dann durchaus vermittelt werden, dass die Form dieses Wutausbruchs – etwa die Zerstörung wichtiger Objekte oder die Attacke auf ein Geschwisterkind – nicht akzeptiert wird. Was aber allzu häufig passiert ist, dass Affekte, Emotionen und andere Ausdrücke des Kindes nicht verstanden und stattdessen ignoriert oder umgedeutet werden. Geschieht dies in bestimmten Zusammenhängen häufig, lernt das Kind dann eher die Bedürfnisse und Interpretationen der Anderen wahrzunehmen, um deren Wertschätzung zu erhalten. Diese Wertschätzung ist somit von Bedingungen abhängig, die das Kind erfüllen muss und im Gegensatz zur unbedingten Wertschätzung führt dies zu dem, was in der Psychoanalyse „Introjekt“ genannt wird.

Aus der Perspektive des Themas „Dissozialität“ ließe sich sogar formulieren, dass bedingte Wertschätzung und die damit verbundenen Introjekte grundsätzlich als jene „charmanten, manipulativen“ Aspekte gesehen werden können, die wir oben typisch für viele Menschen mit dissozialer Persönlichkeitsstörung herausstellten. Allerdings kommt bei der „Dissozialität“ im engeren Sinne noch eine erheblich stärkere Beeinträchtigung der Selbstentwicklung hinzu, so dass die „charmanten, manipulativen“ Fähigkeiten dann vor allem zur anti-sozialen Ausnutzung der anderen eingesetzt werden.

b) Der zweite Aspekt der Selbst-Entwicklung betrifft die narrative Einbettung in die wahrgenommenen (biographischen) Lebensgeschichten und deren (historische) Geschichtlichkeit. In „Chaos, Angst und Ordnung“ (Kriz 1997) wurde betont, wie die Findung und Erfindung von Sinnstrukturen, Regeln und Ordnung Komplexität reduziert. Gleichzeitig dient diese, von der unmittelbaren Erfahrung abstrahierende aber „Not“-wendige, evolutionär erworbene Fähigkeit des Menschen dazu, seine Angst vor allzu chaotisch-unvorhersehbarer, komplexer Dynamik der „Welt“ zu bewältigen.

Diese notwendig sinnhafte Strukturierung der Lebenswelt zeigt sich – auf unterster Ebene – darin, dass das eigene Handeln immer nur vor dem Hintergrund biographisch geformter Narrationen ablaufen. Mit „Narrationen“ werden dabei bruchstückhaft, nicht immer logisch, sondern eher psycho-logisch miteinander verbundene „Geschichten“ bezeichnet. Im Fokus auf das Individuum sorgen sie dafür, dass Handlungen vor dem

Hintergrund einer persönlichen Vergangenheit, auf eine persönliche Zukunft hin entworfen werden.

Allerdings sind diese persönlich-biographischen Narrationen immer schon eingebettet in familienbiographische Narrationen – die überwiegend ihre Dynamik schon entfaltet haben, bevor der betreffende Mensch überhaupt die Lebensbühne betritt. Diese Narrationen haben daher auch seine möglichen Rollen erheblich vorstrukturiert und meistens überdauern sie zudem das Leben des einzelnen Menschen. Dabei ist zu beachten, dass mit „Familie“ nicht so sehr die von einer *soziologischen* Außenperspektive beschreibbaren demographischen Lebensformen gemeint sind. Aus einer solchen Perspektive würde man ja heute angesichts der vielen Singles, Allein-Erziehenden und Patchwork-Familien die reale „Familie“ für weitgehend überlebt erklären und sie bestenfalls noch als idealisierte Vorstellung gelten lassen. *Psychologisch* aber geht es gerade um diese Vorstellungen: Denn „Familie“ ist in diesem Zusammenhang vor allem etwas „in den Köpfen“ der Menschen. Und hier hat nicht nur die „klassische Familie“ eine ungebrochen hohe Bedeutung – man muss nur die Widerspiegelung dieser Sehnsüchte in der Werbung beobachten, die sich längst geändert hätte, wenn die Fachleute hier Veränderungen ausgemacht hätten. Sondern die familien-biographischen Narrationen üben wichtige Feldwirkungen darauf aus (Kriz 2004b), was der Einzelne für wichtig, wertvoll, möglich, richtig, gerecht, erreichbar hält und was nicht. In diesem Feld entwickelt sich nicht nur das Selbst, sondern darüber hinaus nehmen die grundlegenden Strukturierungsprinzipien der persönlichen Lebenswelt in hohem Maße darauf Bezug.

Diese hier nur angedeutete Mikro-Makro-Interdependenz zwischen den narrativen Strukturen individueller Biographien und den familiären Narrationen – eine für systemtheoretische Rekonstruktionen typisch zirkuläre Betrachtungsweise – findet sich auch eine Ebene höher: Denn natürlich sind die familiären Narrationen in ihrer Dynamik ebenfalls in die Narrationen der gesamten Kultur (allerdings auch: von Subkulturen!) eingewoben. Und es sei nur am Rande vermerkt, wie gerade im gegenwärtigen Mitteleuropa diese biographischen „Geschichten“ mit einer historischen „Geschichtlichkeit“ verbunden sind, die mit zwei Weltkriegen, Vertreibungen, Nationalsozialismus, „Wirtschaftswunder“, „eiserner Vorhang“ (und dessen Verschwinden) in vergleichsweise kurzer Zeit auch eine letztlich unfassbar große historische Komplexität an Sinn- und Wert-Herausforderungen erzeugt hat. In „Lebenswelten im Umbruch“ (Kriz 2004a) wurde skizziert, wie psychiatrische Symptome auf der individuellen Ebene über die familiären Narrative mit den historischen Herausforderungen gesellschaftlicher Narrative verstrickt sind: In vielen Jahren Arbeit mit psychiatrischen Patienten habe ich kein einziges Familien-Genogramm gesehen, wo nicht in der Eltern- und Großelterngeneration bewegende Verstrickungen in diese historisch-narrativen Wirren des 20. Jahrhunderts in Mitteleuropa zu finden sind: Schuld und Schuld-Vorwürfe im Kontext des Nazi-Regimes, Tod oder „Überlebens-Schuld“ durch Krieg und Kriegsfolgen, Vertreibung und „Ausbombung“ (oder eben Besitzerhaltung bei Wahrnehmung des Elends der anderen) sind einige dieser Themen.

Solche narrativen Felddynamiken sind für die Strukturierung familiärer Narrative auf der Mikro-Ebene ebenso bedeutsam wie

für die Selbst-Struktur mit ihren biografischen Narrativen auf der Mikro-Mikro-Ebene. Zu diesen narrativen Felddynamiken zählen auch die grundlegenden „großen“ Themen, die ich als eine Art universelle Quelle für „Sinn-Attraktoren“ bezeichnet habe (Kriz 2004b): Sie betreffen die Fragen um „schuldig vs. unschuldig“, „gerecht vs. ungerecht“, „richtig vs. falsch“, „wahr vs. unwahr/erlogen“, „krank(haft) vs. gesund/in Ordnung“, etc. – wobei diese Fragen je nach Kontexten recht unterschiedlich zu differenzierende Aspekte berühren können.

Ohne hier auf Details eingehen zu können sei bemerkt, dass diese wichtigen „großen Themen“ dann *konstruktiv* sein können, wenn sie als multiperspektivisch und fließend angesehen und zum Zwecke der Verständigung erörtert werden. Hingegen entfalten sie oft eine *destruktive* und *pathogene* Wirkung als „Sinn-Attraktoren“ – die Verstehens- und Handlungsräume zunehmend verengen – wenn sie mit dem Ziel totalitärer „Lösungen“ oder endgültiger Entscheidungen diskutiert werden. Dies ist der Fall, wenn versucht wird „endgültig“ zu klären, *wer* der Schuldige (an einem Umstand oder einer Entwicklung) war, wer krank und wer gesund ist etc. Dabei wird dann versucht, einzelnen Personen definitive Eigenschaften zuzuschreiben. Wenn dies z.B. in einer Paarbeziehung oder einer Familie geschieht, lässt sich eine pathologische Entwicklung (oder eine Scheidung und ähnliches) mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersehen.

c) Der dritte Aspekt der Selbst-Entwicklung betrifft die Art der Zukunftsgestaltung. Dabei wurde oben schon von einer *teleologischen* Wertorientierung gesprochen: Sowohl die Makro-Perspektive der Sozialisation zum Gemeinschaftssinn (Adler) als auch die Mikro-Perspektive persönlicher Individuation (Jung) können nur als *Aktualisierungen* inhärenter Möglichkeiten verstanden werden (Kriz 2006). Dies steht in starkem Kontrast zur landläufigen Vorstellung, dass Zukünftiges möglichst weitgehend über „Planen“ zu realisieren sei. Doch setzt Planung eine hinreichend genaue Zustands- sowie eine Zielanalyse voraus, die meist noch Zwischenziele umfasst, welche auf dem Weg zum Endziel zu erreichen sind.

Der Vorteil solcher Planungen besteht darin, dass Abweichungen vom geplanten Ablauf relativ schnell entdeckt und korrigiert werden können – deshalb ist „Planen“ auch nichts grundsätzlich Negatives. Aber es wird aus dieser Beschreibung deutlich, dass Planen und Kontrollieren zusammengehören – es handelt sich somit um einen Aspekt unserer abendländischen Kontroll-Ideologie. Auch Kontrolle ist ja nicht grundsätzlich negativ zu bewerten. Problematisch und pathogen wird allerdings die Tendenz, möglichst *alles* mit Kontrolle zu bewältigen, wie in „Chaos, Angst und Ordnung“ argumentiert wurde. Dasselbe gilt für die überzogene Einseitigkeit, sogar Entwicklungen grundsätzlich planen zu wollen. Die Absurditäten einiger realer Planungen, und die damit verbundene geringe Adaptabilität gegen plötzliche – nicht eingeplante – Veränderung der Umstände, wurden beispielsweise in dem Werk von Strohschneider und von der Wet (2002) „Ja, mach nur einen Plan“ ausführlich beschrieben und analysiert.

Wer sein Leben vorwiegend nach den Prinzipien von „Planung“ zu entwickeln sucht, muss daher gleichzeitig hohe Kontrollaktivitäten kultivieren und – da bei Planungen selten auf

die inhärenten Möglichkeiten abgestellt wird – Zwänge bei der Umsetzung gegenüber den „chaotischen“ Tendenzen ausüben. Denn die geplanten Entwicklungslinien müssen eingehalten werden und nichts darf „aus dem Ruder laufen“. Andernfalls wird man allzu oft erleben müssen, wie seine „Lebenspläne“ scheitern. – All dies sind aber eher Quellen für pathogene Entwicklungen.

In einer durch „Selbst-Aktualisierung“ gekennzeichneten teleologischen Entwicklungsgestaltung lässt sich „Planung“ hingegen durch „Imagination“ ersetzen: Die Entwicklung wird dabei auf ein vergleichsweise unscharfes Zukunftsbild hin ausgerichtet – beispielsweise auf einen Beruf, den man später ergreifen möchte. Bei der Annäherung an dieses Ziel sind zahlreiche Entscheidungen zu fällen, wobei bestimmte Alternativen (zumindest zunächst) ausscheiden und dadurch das genaue Ziel immer klarer und detaillierter wird. Da es sich aber um einen dynamischen Vorgang der Zielentfaltung handelt, ist diese Entwicklung sowohl hinsichtlich innerer als auch äußerer Veränderung der Umstände adaptiv. Man kann merken, dass einem dieses nun klarer werdende Ziel gar nicht liegt oder nicht die vermutete Freude und Befriedigung bereitet. Oder es zeigen sich plötzlich spezielle Schwierigkeiten auf dem Weg – vielleicht geschieht sogar etwas völlig Unvorhergesehenes. Dies muss dann aber nicht als „Fehler“ verstanden werden, der zu „korrigieren“ ist oder einen „völlig neuen Plan“ erfordert. Vielmehr ändern sich Teilaspekte des ohnedies immer differenzierter imaginierten Zieles: Nur das genaue Bild der angestrebten Berufstätigkeit hat sich dann verändert. Unter Umständen ergibt sich dabei eine völlig neue Gestalt – man entdeckt, dass einem vielleicht eine ganz andere Tätigkeit besser gefällt.

Schon am Beispiel der „Berufswahl“ sollten die Vorteile einer teleologisch verstandenen Entfaltung im Zuge der Aktualisierung inhärenter Möglichkeiten deutlich geworden sein: Sie liegen in der großen Adaptabilität für nicht vorhersehbare Veränderungen. Wie viel mehr erst ist diese Perspektive bei der Entwicklung des Selbst von Bedeutung, wo der Mensch noch weit weniger klare „Ziele“ planen kann und stattdessen noch viel mehr auf seine „Imaginationen“ angewiesen ist. Die Entwicklung des Selbst in ein von Kontrollideologien durchsetztes Joch von „Zukunftsplanung“ einzwängen zu wollen, dürfte daher viel pathogenes Potential enthalten.

Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, aber es sei zumindest darauf hingewiesen, dass die drei hier diskutierten Aspekte der Selbst-Entwicklung mit den in vielen Weisheitslehren zu findenden drei „großen Fragen“ des Menschen korrespondieren, nämlich:

- a) *Wer bin ich?* – die Frage nach dem Selbst in der Begegnung mit Anderen und der Welt, wobei eine einseitige Beantwortung im Sinne einer einzig „sozialen“ Gewordenheit ebenfalls „in-Frage“ zu stellen ist.
- b) *Wo komme ich her?* – die Frage nach der biographischen und historischen Einbettung in größere und über das eigene Leben hinausreichende Zusammenhänge.
- c) *Wo gehe ich hin?* – die Frage nach der teleologischen, Wertorientierten Ausrichtung als einer manifesten Aktualisierung inhärenter Möglichkeiten in ständiger Adaptation an die Gegebenheiten und „Gefordertheiten“ der Welt.

## 4. Dissozialität im Kontext von Kontingenzverlust und Pseudo-Erfolg

Die unterschiedlichen Erfordernisse der Sozialisation an die Gesellschaft und der Sozialisation im Sinne der Individuation erfordern adäquate Bedingungen, damit in der passungsgerechten Entwicklung des Selbst persönliche „Antworten“ auf die drei „großen Fragen“ gefunden werden können. Im Sinne der bisherigen Ausführungen sind dafür wiederum bestimmte Erfahrungen notwendig, die zu sinnvollen Strukturierungsprinzipien der Lebenswelt führen können. Denn die *Möglichkeit* für den Aufbau solcher Strukturierungsprinzipien ist zwar bereits evolutionär erworben – ähnlich wie im Teilbereich des Spracherwerbs auch die Möglichkeit für den Aufbau von syntaktischen und semantischen Strukturen. Doch sind eben nur die *Möglichkeiten* zum Erwerb und nicht die *Prinzipien* selbst erworben. Dies wäre auch dysfunktional, da die Prinzipien hochspezifisch in Passung an die jeweilige Kultur entwickelt werden müssen (was am Beispiel sprachlicher Strukturen sofort einsichtig ist).

In diesem Zusammenhang hat nun Seligman (1986) mit seinem Konzept „erlernter Hilflosigkeit“ gezeigt, wie schädlich der Mangel an Kontingenzen zwischen eigenem Tun und der „Reaktion der Welt“ ist. Selbst Hunde und Ratten, die er zunächst experimentell untersuchte, zeigten nach kurzer Zeit apathisches bis aggressives Verhalten, wenn zwischen ihrem Verhalten und der Wirkung (bei den Hunden war es die Vermeidung von Stromstößen) kein erfahrbare Zusammenhang herstellbar war. (Die Reizgabe war an das Verhalten eines jeweils *anderen* Hundes gekoppelt, welcher dabei zwar genauso viele Stromstöße erhielt, auf diese aber reagieren konnte. Dadurch entwickelte dieser keine entsprechenden Symptome.) In berechtigter Übertragung der Ergebnisse auf den Menschen und untermauert durch viele Fallgeschichten, sowie Experimente unter stark begrenzten Bedingungen (Experimente zur Erzeugung tiefgreifender Hilflosigkeit schieden hier aus ethischen Gründen natürlich aus.), entwickelte Seligman das Konzept der „erlernten Hilflosigkeit“. So lässt sich beispielsweise „Depression“ als Folge solch erlernter Hilflosigkeit aufgrund von Kontingenzmangel oder Kontingenzverlust erklären.

Systemtheoretische Analysen der modernen, globalisierten Gesellschaften zeigen nun, dass der Zusammenhang zwischen dem eigenen Handeln und dessen Ergebnissen zunehmend schwindet. Dies gilt grundsätzlich für Interventionen in komplexe dynamische „Systeme“, da das lineare Modell von Ursache und Wirkung hier nicht mehr gilt. Weit stärker und öfter wirken wesentlich komplexere nicht-lineare Zusammenhänge, wobei eine vermeintlich gleiche Intervention eine völlig andere Reaktion erzeugt, weil Historie und Zustand des Systems eine mindestens ebenso wichtige Rolle spielen wie Art und Ausmaß der Intervention.

Bringt man diese beiden Erklärungsstränge zusammen, so lässt sich für moderne Gesellschaft ein zunehmender Kontingenzverlust ableiten. Dies sind pathogene Bedingungen, die den Aufbau sinnvoller lebensweltlicher Strukturen beeinträchtigen und verstärkt zu Apathie und Aggression führen. Anders formuliert, kann die Passungsdynamik zwischen Individuum und Gesellschaft gar nicht angemessen gelingen, wenn die Strukturen der

Gesellschaft zunehmend unklarer und unsichtbarer werden und keine Kontingenzen zwischen Handeln und Ergebnissen erfahren werden.

Dass Menschen unter solchen Bedingungen verstärkt zu Scheinkontingenzen greifen bzw. Handlungsräume bevorzugen und herstellen, in denen künstlich Kontingenzen erfahrbar werden, ist somit verständlich. Der Hang, den Welt vereinfachen – „Gurus“ hinterher zu laufen – religiöser, politischer oder auch wissenschaftlicher Couleur – ist eine der möglichen Reaktionen. Eine andere ist, beispielsweise, in Computerwelten zwischen den Aktionen und dem Effekt wieder Kontingenzen erfahrbar werden zu lassen. Es geht dabei keineswegs nur um die „Baller- und Killer-Spiele“, in denen die Faszination, einen unmittelbaren Erfolg beim Abschießen zu erleben, den Spielern oft „rote Ohren“ macht. Zunehmend gibt es im Internet Seiten mit „Games“, die zu zig-tausenden besucht werden und auf denen mit irgendwelchen „erfolgreichen“ Aktionen „Punkte“ gesammelt werden können, die dann in Hitlisten erscheinen. Dabei ist die Komponente, dem Menschen als „homo ludens“ Realisierungsräume zu bieten, zwar positiv zu werten, allerdings geht es bei den meisten dieser „Games“ eben nicht um freie, kreative Entfaltung im Spiel, sondern um Erfolg in einem konkurrierenden Verdrängungswettbewerb.

Auch die kurzfristigen, unmittelbar erlebbaren „Erfolge“ antisozialer Verhaltensweisen können in diesen Kontext gestellt werden: Wenn man einen Schwächeren zusammengeschlagen oder beraubt hat, oder wenn man jemand „über den Tisch gezogen“ hat, so ist der Erfolg des Handelns eben oft deutlicher und schneller spürbar, als wenn man sich demokratisch für positive Ziele einsetzt. Dass zudem „andere über den Tisch ziehen“ nicht selten als besondere Manager-„Qualität“ geschätzt, bewundert und öffentlich belobigt wird, wurde oben schon erwähnt – dies verstärkt antisoziale Tendenzen.

Ein weiterer pathogener Einfluss unserer Gesellschaftsentwicklung ist das Verblässen des „unconditional regard“. Allzu oft steht den jungen Menschen gar nicht mehr ein erfahrbare „Du“ für eine angemessene Selbst-Entwicklung gegenüber: Es werden keine *hilfreichen* Grenzen und Werte erfahren, weil entweder eine Pseudo-Pluralität der Werte in einem letztlich desinteressierten Laisser-faire aufgeht oder aber auf der anderen Seite rigide, sinnentleerte Werte und Ordnungen eingefordert werden. Ein aktives Bekenntnis zu Werten, die vom Verkünder selbst exemplarisch erfahrbar und nicht nur auf Sonntagsreden beschränkt sind, scheint mir in vielen Bereichen – von der Schulpädagogik bis hin zur Politik – abgenommen zu haben.

Wie wir aus der Literatur wissen (z.B. Davison & Neale 1998), kommt zu diesen pathogenen Einflüssen bei Menschen mit „antisozialer Persönlichkeitsstörung“ typischerweise noch die Erfahrung von Hilflosigkeit durch schwere Traumatisierungen wie Missbrauch, Gewalt oder Drogen hinzu. Heilemann, der seit über zwei Jahrzehnten ein viel beachtetes Programm „Anti-Aggressivitäts-Training, AAT“ mit schwerst-kriminellen jugendlichen Straftätern durchgeführt hat, betont, wie häufig Körperverletzung und Seelenverletzung bei Kindern stattfindet und die Umgebung oft in stummer Toleranz zuschaut (Heilemann & Fischwasser-von Proeck 2005). Die Autoren beschreiben auch, wie die schweren Gewalttäter sich durch die Gewaltanwendung als

„Kompensationshandlung künstlich aufwerten wollen und durch Gewalt, und nur durch Gewalt“ sich als „wirksam, als Hervorrufer, als Bedinger, als Verursacher von Effekten und somit als lebendig“ erleben (ebd. 125). Hinzu kommt oft, dass ein solcher Täter „die (notgedrungen wegen fehlender anderer Wirksamkeitsinstrumente) ausgeübte Gewalt vor sich und dann vor anderen zu legitimieren und entschuldigen sucht: Er entwickelt Legitimationsstrategien, die so raffiniert sind, dass er sie selbst glaubt und dass sie in der Regel auch von den jeweiligen Opfern (vor den staatlichen Institutionen wie Polizei, Staatsanwaltschaft, Richterschaft) nur schwer widerlegt werden können.“ (ebd. 125)

Der Kern des AAT-Programms liegt übrigens in einer Art Doppelstrategie, wobei zunächst eine massive Konfrontation der Täter mit ihrer Gewalttat und der zugrunde liegenden pseudo-Stärke des „Ichs“ stattfindet. Erst darauf kann die „Ich-Optimierung“ mit persönlichem Wachstum und Anleitung zur Selbststeuerung beginnen. Das Programm und die damit hervorgerufenen Wandlungen (wozu es auch eine Filmdokumentation gibt), sind jedenfalls sehr beeindruckend – etwa wenn sich aus einem skrupellosen jugendlichen Verbrecher, der wegen ein paar Euro nicht nur einen Taxifahrer überfiel, sondern ihm eiskalt die Kehle durchschnitt, um das Risiko der Verhaftung zu senken, ein Mensch entwickelt, der sich aktiv für den Schutz von Schwächeren einsetzt. Dies macht Hoffnung – auch wenn solche Erfolge keineswegs bei allen zu verzeichnen sind.

## 5. Zusammenfassendes Resümee

Konfrontiert man die Klärung des Begriffs „Dissozialität“ mit der Frage, was genau wir eigentlich unter „sozial“ bzw. „sozial angemessenem Verhalten“ verstehen, so wird die Schwierigkeit und Komplexität des Untersuchungsgegenstandes deutlich: Dass es *nicht* primär um sozial angepasstes Verhalten gehen kann, belegen „Unangepasste“ wie Christus oder Ghandi. In Abgrenzung zu „anti-kollektivem“ Verhalten kommt zudem zwingend die Frage der Intentionalität und Freiheit ins Spiel. Und ferner zeigt die Doppelbotschaft jeglicher Sozialisation – „Werde wie wir!“ und „Werde ganz Du selbst!“ – die notwendige Integration unterschiedlicher Perspektiven bzw. Entwicklungsaufgaben an. Dabei sind zusätzliche Fragen von Legalität – etwa die gesetzeskonforme Ausnutzung der Mitmenschen und Aushöhung des Sozialsystems durch öffentlich belobigte Manager – oder des Systemkontextes – etwa die kollektive anti-soziale Haltung der ersten gegenüber der dritten Welt – hier gar nicht differenziert zur Sprache gekommen.

Aus all dem wird ersichtlich, dass es bei Entwicklung des Menschen unter der angedeuteten Perspektiven-Vielfalt um eine komplexe Dynamik unterschiedlicher Anpassungs- und Abgrenzungsleistungen geht, mit denen das Individuum sein Verhältnis zur Gesellschaft regelt (und umgekehrt). Diese Anpassungsleistung eines individuellen Selbst an die Gefordertheiten der Gemeinschaft ist bei der Dissozialität misslungen. Dies wird differenzierter deutlich, wenn zum Vergleich eine angemessene Selbst-Entwicklung unter den drei zentralen Aspekten der (a) persönlichen Selbstwertung am Du, (b) der Einbettung des biographischen Selbst in die Dynamiken familiärer und gesellschaftlicher Narrative und (c) der imaginativ-teleologischen

Wert-Orientierung auf eine Zukunft hin entfaltet wird.

Der allgemein in modernen Gesellschaften zu beklagende Kontingenzverlust zwischen Handeln und erlebbarem Erfolg, der als pathogene Grunddynamik die Wahrscheinlichkeit mannigfaltiger psychischer Störungen erhöht, wird im Falle der Dissozialität aufgrund massiver Traumatisierungen so wesentlich, dass „Erfolg“ nur noch in Form von Surrogaten und Kompensationshandlungen erfahren wird – etwa der „Erfolg“ bei der Anwendung von Gewalt bei Schwächeren und Hilflosen, oder bei der Ausnutzung Leichtgläubiger. Die Passungsdynamik zwischen dem „Ich“ und den Gefordertheiten der Sozialgemeinschaft ist hier weitgehend misslungen. Der Selbstwert konnte sich nicht in Adaptation an und in Rückbezüglichkeit auf Andere entwickeln und wachsen, sondern wird in verkümmelter Form nur *gegen* Andere, und meist selbst-täuschend, aufrecht erhalten und verteidigt.

Wie allerdings z.B. das AAT-Programm zeigt, ist nach einer massiven Konfrontation mit dieser Selbst-Täuschung, und nachfolgender Entwicklungsförderung eines selbstwerten „Ichs“ sogar bei schwersten jugendlichen Gewaltverbrechern die Möglichkeit für konstruktive Änderungen zumindest in einem Teil der Fälle gegeben.

### Literatur

- Bowlby J (1975) Bindung. München: Kindler  
 Buber M (1923/74) Ich und Du. Gerlingen: Lambert Schneider  
 Davison G C, Neale J M (1998) Klinische Psychologie. Weinheim: Beltz, 5°  
 Foth A E, Hare R D (1989) The contingent negative variation in psychopaths. *Psychophysiology*, 26, 676-682  
 Hart S D, Hare R D (1989) Discriminant validity of the Psychopathy Checklist in a forensic psychiatric population. *Psychol. Assessment*, 1, 211-218  
 Heilemann M, Fischwasser-von Proeck G (2005) Ich-Optimierung. Lengerich, Berlin: Pabst Science Publishers  
 Kriz J (1997) Chaos, Angst und Ordnung. Wie wir unsere Lebenswelt gestalten. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht (Vandenhoeck Transparent, Bd. 42, 1998, 2°).  
 Kriz J (2004a) Lebenswelten im Umbruch. Zwischen Chaos und Ordnung. Wiener Vorlesungen Bd. 106, Wien: Picus  
 Kriz J (2004b) Personzentrierte Systemtheorie. Grundfragen und Kernaspekte. In: Schlippe A v, Kriz WC (Hg): Personzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 13-67  
 Kriz J (2006) Self-Actualization. Norderstedt: BOD  
 Längle A (2006) Das betrogene Selbst. Vom sozialen Verlorensein zur sozialen Lösung. *Existenzanalyse* 23, 2, 4-15  
 Lykken D T (1957) A study of anxiety in the sociopathic personality. *J.o. Abnormal and Social Psychol.* 55, 6-10  
 Mead GH (1936/68) Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp  
 Schachter S, Latane B (1964) Crime, cognition, and the autonomic nervous system. In Levine D (Ed.): *Nebraska symposium on motivation*. Vol. 12, Lincoln: Univ. of Nebraska Press  
 Schmauck FJ (1970) Punishment, arousal, and avoidance learning in sociopaths. *J.o. Abnormal Psychol.*, 76, 443-453  
 Seligman M (1986) Erlernte Hilflosigkeit. München: PVU  
 Strohschneider S, von der Weth R (2002) Ja, mach nur einen Plan. Pannen und Fehlschläge – Ursachen, Beispiele, Lösungen. Bern: Hans Huber, 2°

Anschrift des Verfassers:  
 Univ. Prof. Dr. Jürgen Kriz  
 D-49069 Osnabrück, Universität Osnabrück  
 juergen.kriz@uni-osnabrueck.de

# Randkulturen

## Zur Kulturanthropologie und Soziologie der Dissozialität

**Roland Girtler**

*Menschen in Randgruppen bzw. Randkulturen sind zu einem Handeln miteinander verbunden, das gemeiniglich vom „braven Bürger“ als kriminell, lasterhaft, liederlich und schlechthin als „unanständig“ oder „fremdartig“ empfunden und bezeichnet wird. Sie sind – von der soziologischen Perspektive her – insofern „dissozial“, als sie durch ihr Handeln wesentlichen Vorstellungen von „sozialer Normalität“ im Sinne der Gesamtgesellschaft widersprechen.*

*Randkulturen haben alle eine spezielle Kultur, zu der eine eigene Sprache, Strategien des Überlebens und auch Rituale gehören. Aber auch Gewalt in verschiedener Form ist charakteristisch für das Leben in Randgruppen. Auf Grund meiner Forschungen glaube ich, vier Typen von Randkulturen feststellen zu können. 1. Randkulturen des Schutzes und des Überlebens, z.B. die Randgruppen der Vagabunden, der Gefangenen, der Drogensüchtigen. 2. Randkulturen der Revolution und Rebellion - Randkulturen, deren Mitglieder sich gegen bestehende Systeme auflehnen. 3. Randkulturen des illegalen oder verpönten Geschäftes - Diese Randkulturen sind in gewisser Weise identisch mit den „Kulturen der Ganoven“, der Prostitution und des Schmuggels. Gewalt bestimmt in vielerlei Hinsicht den Alltag dieser Leute. 4. Randkulturen der gemeinsamen Herkunft: Zugehörigkeit zu einer speziellen Sprachgruppe oder Kulturgemeinschaft. Vertriebene, Flüchtlinge oder Emigranten suchen zueinander Kontakte, um mit Geschick in Würde zu überleben. Ihr Handeln kann als ein „dissoziales“ aufgefasst werden, wenn es den gängigen Vorstellungen der „Gesamtgesellschaft“ widerspricht.*

**Schlüsselwörter:** Dissozialität, Gewalt, Randgruppen, Randkulturen

*People in marginal groups resp. marginal cultures are connected by common activities that are considered and labelled as criminal, depraved, dissolute and downright as indecent or strange.*

*From a sociological perspective they are „dis-social“ as far as their actions are in contradiction with essential notions of „social normality“ as held by the whole of society. Marginal cultures all have a special culture which comprises a specific idiom, strategies of survival and rituals. But violence is also characteristic of life in marginal cultures. My studies have led me to distinguish four types of marginal cultures. 1. Marginal cultures of protection and survival, such as the vagrants, prisoners and drug addicts. 2. Marginal cultures of revolution and rebellion – marginal cultures whose members rebel against existing systems. 3. Marginal cultures of the illegal or despised business- These marginal cultures are in a way identical with the „culture of thugs“, of prostitution and smuggling. Violence determines the life of these people in numerous ways. 4. Marginal cultures of common origin: sharing a specific language or cultural background. Displaced people, refugees and emigrants seek contact with each other in order to cope with their destiny in a dignified way. Their actions may be considered as „dissocial“ if it is in contradiction to conceived ideas of society as a whole.*

**Key words:** dissociality, violence, marginal groups, marginal cultures

### I. Einleitung

Menschliche Gesellschaften sind bunt, sie bestehen aus einer Vielzahl von Kulturen und speziell von Randkulturen. Überall dort, wo Menschen sich, aus welchen Gründen auch immer, zusammentun, entsteht so etwas wie eine eigene Kultur. Dies kann die Kultur von Ärzten sein, die sich gegenseitig stützen, oder die von Kindern, die sich über ihre Lehrer ärgern, oder die von ins Abseits gedrängten Men-

schen, die gemeinsam zu überleben suchen, oder auch die von Ganoven und anderem Volk. Bei all diesen Gruppen habe ich es auch mit Grenzen zu tun. Menschen in Randgruppen bzw. Randkulturen sind zu einem Handeln miteinander verbunden, das gemeiniglich vom „braven Bürger“ als kriminell, lasterhaft, liederlich, schlechthin als „unanständig“ oder „fremdartig“ empfunden und bezeichnet wird. Ein solches „andere“ Handeln reicht von den gegen die formalen Gesetze verstoßenden Aktivitäten krimineller

Randgruppen, wie der von Schmugglern und Wilderern, bis hin zu den Lebensformen von Stadstreichern und Angehörigen bestimmter Religionen. Über einige dieser Randkulturen habe ich geforscht. Darüber ist hier zu berichten.

## II. Gedanken zur Methode

Bei meinen Forschungen in Randkulturen versuchte ich, direkte Kontakte zu den betreffenden Menschen aufzunehmen. Echte Feldforschung ist Abenteuer, auch wenn sie in der eigenen Gesellschaft bei Vagabunden, Bauern und anderen feinen Leuten durchgeführt wird. In diesem Sinn habe ich meine „10 Gebote der Feldforschung“ (siehe Tab. 1) verfasst, nämlich als einen Weg, um über menschliches kulturelles Leben zu forschen.

Ich meine, der echte Feldforscher – vor allem in Randgruppen – hat mehr von einem Eroberer oder einem verwegenen Bergsteiger an sich, der fremde Welten und unbekanntes Höhen erobern und kennen lernen will, als von einem umsichtigen Theoretiker, der seinen Schreibtisch nur selten verlässt. Der Feldforscher bedient sich vor allem der Königsmethoden der „teilnehmenden Beobachtung“ und des „eroepischen Gesprächs“<sup>1</sup> – ich bin ein Gegner des Wortes „Interview“ –, die die Feldforschung zu einem höchst spannenden Unternehmen machen (vgl. Girtler 2001).

Diese beiden Methoden, auf die sich meine „10 Gebote“ hauptsächlich beziehen, sind strategisch nicht voneinander zu trennen. Es sind Methoden, die nicht mit einem vorgefassten Forschungsplan, Hypothesen und diversen „Ritualen“ (wie standardisierte Beobachtungsmethoden und Ausfüllen von Fragebögen) den Forscher binden, sondern sie stellen eine enge Beziehung zum Handeln mit all seinen Ritualen und Symbolen von Menschen her. Und gerade in Randgruppen ist es wichtig, derartige Beziehungen zu Menschen herzustellen, um wirkungsvoll forschen können.

## III. Typologie von Randkulturen

Aufbauend auf der Literatur und meinen eigenen Forschungen habe ich vier Typen von Randkulturen entwickelt, die freilich nur „ideale“ Typen sind, denn tatsächlich überschneiden sich einige. Zu den einzelnen Typen werde ich jeweils eine Randkultur, wie ich sie erforscht habe, mehr oder weniger skizzenhaft vorstellen.

### 1. Randkulturen des Schutzes und des Überlebens

Randkulturen dieses Typus bieten den Menschen Schutz und Rückzug an, wie z.B. die Randgruppen der Vagabunden, der Gefangenen, aber auch jener, die sich ins gesellschaftliche Abseits gedrängt sehen, wie zum Beispiel die der Dro-

### Die 10 Gebote der Feldforschung

1. Du sollst einigermaßen nach jenen Sitten und Regeln leben, die für die Menschen, bei denen du forschst, wichtig sind. Dies bedeutet Achtung ihrer Rituale und heiligen Zeiten, sowohl in der Kleidung als auch beim Essen und Trinken. – Si vivis Romae Romano vivito more!
2. Du sollst zur Großzügigkeit und Unvoreingenommenheit fähig sein, um Werte zu erkennen und nach Grundsätzen zu urteilen, die nicht die eigenen sind. Hinderlich ist es, wenn du überall böse und hinterlistige Menschen vermutest.
3. Du sollst niemals abfällig über deine Gastgeber und jene Leute reden und berichten, mit denen du Bier, Wein, Tee oder sonst etwas getrunken hast.
4. Du sollst dir ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse der dich interessierenden Kultur aneignen. Suche daher zunächst deren Friedhöfe, Märkte, Wirtshäuser, Kirchen oder ähnliche Orte auf.
5. Du sollst dir ein Bild von der Geographie der Plätze und Häuser machen, auf und in denen sich das Leben abspielt, das du erforschen willst. Gehe zu Fuß die betreffende Gegend ab und steige auf einen Kirchturm oder einen Hügel.
6. Du sollst, um dich von den üblichen Reisenden zu unterscheiden, das Erlebte mit dir forttragen und darüber möglichst ohne Vorurteile berichten. Daher ist es wichtig, ein Forschungstagebuch (neben den anderen Aufzeichnungen) zu führen, in das du dir jeden Tag deine Gedanken, Probleme und Freuden der Forschung, aber auch den Ärger bei dieser einträgst. Dies regt zu ehrlichem Nachdenken über dich selbst und deine Forschung an, aber auch zur Selbstkritik.
7. Du sollst die Muße zum „ero-epischen (freien) Gespräch“ aufbringen. Das heißt, die Menschen dürfen nicht als bloße Datenlieferanten gesehen werden. Mit ihnen ist so zu sprechen, dass sie sich geachtet fühlen. Man muss sich selbst als Mensch einbringen und darf sich nicht aufzwingen. Erst so lassen sich gute Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle erstellen.
8. Du sollst dich bemühen, deine Gesprächspartner einigermaßen einzuschätzen. Sonst kann es sein, dass du hinein-gelegt oder bewusst belogen wirst.
9. Du sollst dich nicht als Missionar oder Sozialarbeiter aufspielen. Es steht dir nicht zu, „erzieherisch“ auf die vermeintlichen „Wilden“ einzuwirken. Du bist kein Richter, sondern lediglich Zeuge!
10. Du musst eine gute Konstitution haben, um dich am Acker, in stickigen Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Straßen und auch sonst wo wohl zu fühlen. Dazu gehört die Fähigkeit, jederzeit zu essen, zu trinken und zu schlafen.

Tab. 1: Methoden der Feldforschung (Girtler 2001)

gensüchtigen. Zu dieser Randkultur gehört das klassische „fahrende Volk“, über das schon im Mittelalter sehr intensiv berichtet wird. Auf der Landstraße und auf den Plätzen der Städte entwickelte sich eine spannende Kultur, zu der vor allem eine gemeinsame Sprache, das Rotwelsch, gehört, eine Sprache, deren Wörter heute noch von Wiener Sndlern und von deutschen Handwerksleuten verwendet werden.

<sup>1</sup> Den Begriff „ero-episches Gespräch“ habe ich in Anlehnung an Homers „Odyssee“ entwickelt. In der „Odyssee“ fragt stets einer, und ein anderer erzählt, wobei sich jeder von beiden in das Gespräch einbringt – dabei wird getrunken und gescherzt. Den Begriff Interview finde ich schlecht, denn er entstammt der Journalistensprache. Als Zögling des Klostersgymnasiums zu Kremsmünster lernte ich sechs harte Jahre lang Altgriechisch. Hierbei ist zu erwähnen, dass ich mich als wahrer Altphilologe im besten Sinne des Wortes sehe. Das heißt, ich brachte Liebe (philos – der Freund, der Liebhaber) für das alte Griechisch auf, ohne deswegen ein guter Schüler gewesen zu sein. So erfreuten und erfreuen mich besonders die Schriften Homers, derart, dass ich jetzt auf diese zurückgriff. Schließlich erfährt der Kulturwissenschaftler eine Menge aus der „Odyssee“ über das Leben im Alltag der Antike. Im Wort „ero-episch“ stecken folgende altgriechische Vokabeln: erotan – fragen und eipon (Epos) – reden bzw. mitteilen (Erzählung).



## Die Vagabunden der Großstadt: ihre alte Sprache – das Rotwelsch

Bei Sndlern oder Pennern, wie man in Deutschland herumlungende Vagabunden nennt, handelt es sich um Menschen – hauptsächlich sind es Männer –, die aus Resignation oder persönlichen Schwierigkeiten, wie nach Gefängnisaußenenthalten oder familiären Konflikten, Kontakte zu Leuten suchen, die ähnliche Probleme haben. Das Wort Sandler könnte sich vom Wort „Sand“, mit dem man früher Läuse bezeichnet hat, ableiten. Und im Wort Penner steckt das jiddische Wort „panni“ für „müßig gehen“.

Sandler leben in einer Art Rückzugskultur, viele von ihnen sind doppelt Gescheiterte: sowohl in der normalen Welt, als auch in der Welt der Kriminalität. Dabei eröffnet sich diesen Leuten eine eigene Kultur, die, wie ihre Sprache zeigt, auf alten Traditionen ruht.

Bei meine Forschungen unter den Sndlern Wiens traf ich mich mit diesen Leuten in den Bahnhöfen, in Parks und auf öffentlichen Plätzen Wiens, überall dort, wo sie herumlungern, große Reden führen und Bier oder Schnaps trinken. Mein Interesse am Leben dieser Leute stammt aus meiner Studentenzeit, als ich mir auf dem Wiener Naschmarkt mein Geld verdient habe. Als Fahrer eines kleinen Lastautos war ich angestellt worden, um Gemüse und Obst, das ich am Naschmarkt aufzuladen hatte, zu einzelnen Greisslern in Wiens Außenbezirke zu bringen. Beim Aufladen der Waren kam ich mit Sndlern in Berührung, die für ein paar Schillinge Handlangerdienste verrichteten, um sich dann ein Bier kaufen zu können. Irgendwie erregten diese Leute meine Neugierde, denn sie erzählten mir, sie würden auf Parkbänken, in Eisenbahnwaggons oder in Abbruchhäusern schlafen.

Jahre später studierte ich schließlich diese Randkultur der Sandler oder Stadstreicher.

Ich erfuhr, wie sie zu einer guten „Klostertsuppe“ kommen, in welchen Abbruchhäusern sie übernachten können und vieles mehr. Dabei sah ich, dass diese Menschen tatsächlich eine alte Kultur besitzen.

Dies wurde mir so richtig bewusst, als ich einen Sandler fragte, was er am Nachmittag zu tun gedenke. Er antwortete mir, er wolle jemandem die „Rippe eindrücken“. Ich erschrak und fragte, was dies bedeute. Nun erklärte er mir, er habe die Absicht, freundliche Menschen zu bitten, ihm etwas Geld für ein Bier zu geben. Die „Rippe eindrücken“ heiße also soviel wie „betteln“. Da ich aber keine Beziehung zwischen „Rippe“ und „betteln“ herstellen konnte, schaute ich in alten Rotwelschbüchern, den Gaunerwörterbüchern, nach. Das Wort Rotwelsch leitet sich übrigens von „rot“ für gefährlich oder verdächtig ab und vom althochdeutschen „waliska“, das soviel heißt wie „anders sprechen“. In dem berühmten „Liber Vagatorum“, dem Buch der Vaganten, das um 1500 in der Nähe von Nürnberg erschienen ist, fand ich das Wort „ripa“, das soviel heißt wie „Seckel“, also „Geldtasche“. Wenn ein Sandler jemandem „die Rippe eindrücken“ will, möchte er ihn also nicht verletzen, sondern will, dass er ihm aus seiner Geldtasche etwas abgibt. Im Laufe meiner Forschungen, die ich am Wiener Westbahnhof begann, sah ich, dass eine Viel-

zahl von Wörtern, die Sandler heute noch verwenden, weit in das Mittelalter zurückreichen. Mit der Gaunersprache, wie ich sie bei Sndlern und Ganoven hörte, ist also eine Kultur verbunden. Dies faszinierte mich.

Hier einige Beispiele aus dieser Sprache:

- Stranzenstat sein – kein Quartier haben;
- Hackenstat sein – keine Arbeit haben;
- Kimmler – schlechter Mensch
- acheln (jidd.) – essen;
- fuchsene Schah – goldene Uhr;
- Bär, Janker – Geldschrank;
- Brüller – Brillantring;
- Koberer – Wirt (Bordellwirt);
- Flepn – Ausweis;
- Schmalz – Strafe;
- linkes Ban – hinterlistige Dirne;
- in die Hackn gehen – auf den Strich gehen oder: Einbruch begehen.

Diese Sprache zeigt, dass eine bunte Welt mit den Vagabunden der Stadt verbunden ist.

Ich kam schließlich auch dahinter, dass gewisse Tricks der Vagabunden der Großstadt, wie sie heute noch verwendet werden, bereits im „Liber Vagatorum“ beschrieben sind.

## Die Kultur des Gefängnisses: Demütigungen, Hierarchien und Ehre

Zu den Randkulturen des Schutzes und des Überlebens gehört auch die Kultur des Gefängnisses. Das Gefängnis ist, wie der Soziologe Goffman festhält, eine „totale Institution“, in dem Sinn, dass der hier lebende Mensch einer gänzlichen Kontrolle unterliegt, und er in seiner Bewegungsfreiheit grundsätzlich eingeschränkt ist. Dieses System zwingt seinen Insassen eine von den bisherigen Gewohnheiten vollkommen abweichende Lebensweise auf. Für den Gefängnisinsassen existiert ein nur beschränkter Kontakt zur Außenwelt. Es spricht viel dafür, sich über solche Anstalten Gedanken zu machen, denn sie sind Treibhäuser, in denen unsere Gesellschaft versucht, den Charakter von Menschen zu ändern.

Das Gefängnis ist wesentlich dadurch bestimmt, dass der Mensch als Gefangener zwangsweise aus der bisherigen sozialen Umwelt ausgegliedert und in ein geschlossenes soziales System eingegliedert wird.

Obwohl die Häftlinge vollkommen kontrolliert erscheinen, hat sich auch im Gefängnis so etwas wie eine Kultur entwickelt: nämlich Strategien des Überlebens (Girtler 1999a).

Bei meinen Studien über Randkulturen kam ich häufig mit Leuten zusammen, die einige Jahre ihres Lebens im Gefängnis verbracht haben. Und über einen Wiener Ganoven schrieb ich ein ganzes Buch, dessen wesentliche Teile sich auf das Leben in Gefängnissen beziehen und in dem die Hierarchie der Gefangenen dargestellt wird. Der Ganove, mit dem ich eine Zeit in engem Kontakt war, kam aus der Kultur der Kriminalität, das heißt, er gehörte zu jenen Männern, die beim verbotenen Glücksspiel tätig waren und die vor Gewalttaten

gegenüber Konkurrenten innerhalb der Szene nicht zurückschrecken. Jene Personen jedoch, die nicht in der Kriminalität zuhause waren, konnten damit rechnen, nicht von diesen Leuten provoziert zu werden.

Ganoven dieser Art besitzen mehr oder weniger strenge Verhaltensregeln, durch die sie sich von den weniger ehrenvollen Verbrechern unterscheiden. Sie besitzen einen spezifischen Ehrenkodex, der gerade im Gefängnis deutlich wird. Mir erzählte der Ganove – Pepi Taschner hieß er, er ist leider durch einen Unfall ums Leben gekommen – z. B., dass er einmal mit einem Kinderschänder die Zelle teilen musste. Um diesem zu zeigen, dass er ihn verachte, befahl er ihm zur Strafe für seine Untaten nicht im Bett, sondern unter diesem zu liegen.

Diese und ähnliche Geschichten interessierten mich und ich beschloss, mich näher mit dem Thema Gefängnis zu beschäftigen. Viel über den Alltag in diesen geschlossenen Anstalten erfuhr ich durch Briefe, die mir ein nicht unintelligenter Mörder, ein weiser Räuber, ein Betrüger und ein alter in Ehren ergrauter Gewohnheitseinbrecher schrieben. Aus diesen Briefen ersah ich, dass es so etwas gibt wie eine Kultur der Häftlinge, die ebenso ihre Tradition hat und die dem einzelnen, wenn er akzeptiert wird, die Möglichkeit des Schutzes anbietet.

### *Rituale der Degradierung*

Die Welt des Gefängnisses ist voll von Ritualen der Degradierung. Der in das Gefängnis neu hinzugekommene Häftling muss eine Reihe von Degradierungsritualen über sich ergehen lassen. Durch diese wird ihm klargemacht, dass er nun ein anderer ist, neue Pflichten hat, nicht widersprechen darf und sich gänzlich einzuordnen hat. Zu diesen Ritualen gehören der Kleiderwechsel und das so genannte „Zugangsbad“, eine Art Taufe, durch die dem Gefangenen symbolisch sein neuer Status demonstriert wird.

Um mit der psychischen Belastung des Gefängnisses fertig zu werden, gibt es mehrere Möglichkeiten:

1. Man zieht sich vollkommen in sich zurück, man verfällt in Stumpfsinn,
2. der Insasse weigert sich, mit dem Personal zusammenzuarbeiten,
3. er verhält sich diszipliniert, um vom Personal akzeptiert zu werden, oder
4. – dies ist für uns interessant – er findet sich mit den Gegebenheiten ab und baut sich eine Existenz auf, mit der er halbwegs zufrieden ist.

Die Autonomie des Menschen wird gänzlich verletzt und eine Möglichkeit des persönlichen Rückzugs gibt es nicht. Jeder ist aufgezwungener Genosse von jedem. Dostojewski spricht deshalb von der „Tyrannei der Kameradschaft“. Die psychische Belastung des Häftlings ist enorm.

Ein großer Eingriff in die Intimsphäre jedes Gefangenen ist die Benützung des Klosetts, denn er ist dabei von seinen Kollegen, wenn überhaupt, nur durch einen Vorhang getrennt. Allerdings hat sich hierin angeblich bereits einiges geändert. In den Zellen ist also stets ein übler Geruch, da ständig – vor allem in größeren Gemeinschaftszellen – irgend jemand auf

dem Klosett sitzt. Für den neu hinzukommenden Gefangenen bedeutet es eine Zeit, bis er sich an diese Form der Verrichtung der Notdurft gewöhnt hat. Dabei muss er sich einige Erniedrigungen von lästigen Kumpanen gefallen lassen, wie, wenn er zu lange sitzt: „Scheiß schneller!“ oder ähnliche Bemerkungen. Erst der langjährige und erfahrene Gefängnisinsasse gewöhnt sich an solche Degradierungen oder nimmt sie nicht mehr wahr.

### *Die Welt des Gefängnisses*

Die Kultur und die Tradition des Gefängnisses kommen also den erfahrenen Ganoven zugute. Zu dieser Kultur gehört auch das Rotwelsch, die Gaunersprache, die in den Gefängnissen einen fruchtbaren Boden hat und hier weiter getragen wird.

Beispielhaft sei hier auf ein paar Gaunerwörter verwiesen:

- Strafanstalt Stein: am Felsen, oder Mutterhaus;
- Strafanstalt Garsten: bei den Mostschädeln;
- Korrekzionszelle: Keller, Tiafling (die Zelle befindet sich in der Tiefe, im Keller), Kure, Bunker;
- Ausbruchsverdächtiger: Flieger, Schimmler;
- davonlaufen, fliehen: beuli gehen, beulisieren, die Fliege machen, einen Flug machen, in die Blüäh (Blühe) gehen, die Kurven kratzen, in den Arsch gehen, ein Loch suchen, ablassen, über die Häuser hauen;
- Justizbeamte, Aufseher: der Kas (Käs) (vielleicht von: Kaiserlich Königlicher Arrestschließer), Spengler, greaner Wappler, der Greanspecht, Silberling, Silberklas und Silberblattler (Offizier mit Silber auf dem Kragenspiegel), Stockchef;
- Hausarbeiter (Gefangener): Fazi (von: Kalfakter, lat. calefacere – heizen);
- unter einem falschen Namen im Gefängnis einsitzen: er pickt auf einem linken Schoem.

Auf kulturelle Traditionen des Gefängnislebens weisen die alten Bücher über Ganoven hin. Schöne Berichte dazu aus der Zeit der Mitte des 19. Jahrhunderts bringt Ave Lallemand in seinem Buch „Das deutsche Gaunertum“ (1858). So beschreibt Ave Lallemand etwas für Gefangene heute noch ungewöhnlich Wichtiges, nämlich den Schmuggel von, für den Gefangenen begehrenswerten Gütern in die Anstalt. Er schreibt: „Wer das Treiben in den Gefängnissen beobachtet hat, der muss gestehen, dass gerade alles, was im Gefängnis sich befindet, und was in dieses hineingerät oder aus ihm herauskommt, dem scharfen, erfinderischen Geist des Gauners zum Kassern (Schmuggeln) dient. Das Genie des Gauners spottet aller Wachsamkeit, und feiert Triumphe, die einer besseren Sache würdig wären. Die Kasserei ist in der Tat die spezielle Gaunerei im Gefängnis, und ein ganz eigenes Feld und Studium (!) [...]“ Mir erzählte ein ehrenwerter Ganove, dass Nachrichten zwischen Gefangenen geschickt von einem Stockwerk ins andere weitergegeben werden. Dies geschieht entweder durch Zurufe, durch Hausarbeiter und durch das so genannte „Pendeln“, bei dem ein auf einen Stein angebrachter Zettel mit der entsprechenden Nachricht von einem Zellenfenster zum anderen „gependelt“ wird. Ave Lallemand bezeich-

net diese Art der Nachrichtenübermittlung mit dem rotwelschen Wort „Kutsche“ und schreibt: „Die Kutsche ist ein Faden, der von einem Fenster zum anderen gelassen [...] auch schräg und zur Seite geführt wird. Aus dem Garn der Strümpfe, aus den Fäden der Hemden, Strohsäcke und Decken werden mit großem Geschick leichte und starke Schnüre zusammengesetzt [...] Ein Stückchen Brot oder Knäuel am unteren Ende des Fadens führt den Faden senkrecht in das untere Zellenfenster. Sehr häufig wird der Faden in pendelmäßige Schwingung gebracht, dass er das seitlich unten gelegene Fenster erreicht.“ Das mit der Nachricht weitergegebene Stück Papier wird in der Gaunersprache für gewöhnlich als „Gsiberl“ bezeichnet. Ave Lallemand erzählt: „Das Wort Kassiwer bedeutet jede schriftliche Mitteilung der Gefangenen unter sich und Dritten außerhalb des Gefängnisses [...] In verschiedenartiger Weise können Briefe von außen in die Gefängnisse gelangen, und zwar durch die Gefängnisbeamten (!) selbst... Aber auch die strengsten Beamten werden häufig getäuscht [...] Im Brot, in einer Kartoffel, einem Kloss, unter dem Mark eines Fleischknochens, im Maule eines gebackenen Fisches, in einer Rübe, Birne usw. kann irgendein geöltes Papierröllchen oder Kügelchen eingeschoben werden [...] Zwischen die Sohlen der Fußbekleidung werden besonders gern Briefe und Fluchtmittel genäht [...]“ Auf diesem Gebiet hat sich bis heute in der Welt des Gefängnisses nicht viel geändert. Eine beliebte Möglichkeit, Nachrichten auf Papier oder Papiergeld in das Gefängnis einzuschmuggeln, ergibt sich bei Besuchen von Freundinnen und Ehefrauen. Durch etwas länger dauernde Abschiedsküsse vermag man zum Beispiel klein zusammengerollte Geldscheine mit der Zunge von einem Mund in den anderen zu schieben. Geld ist vielleicht das Wichtigste, das ein Gefangener im Gefängnis benötigt. Hat man genügend Geld, so kann man so ziemlich alles am Schwarzmarkt des Gefängnisses erwerben: Zigaretten, Pornohefte, Schnaps und gutes Essen. Gutes Geld machte mein Freund, der Held meines Buches „Der Adler und die drei Punkte“ (1983), als Hausarbeiter mit dem Verkauf von Pornoliteratur, die er am Grunde eines Eimers, in dem er Tuch und Besen transportierte, zu den Zellen brachte.

### *Zeitvertreib: Tätowierung, Kartenspiel und Schnaps*

Zu den großen Problemen für den Gefangenen gehört die Frage, wie er auf beste Weise seine Zeit verbringt. Eine Fülle von Zeit fällt über ihn herein, die in bedrückt und mit der er fertig werden muss.

Eine Möglichkeit des Zeitvertreibs besteht im Anbringen von Tätowierungen am eigenen Körper. Daher können jene Leute viel Geld verdienen, die die Zeichenkunst beherrschen. Tusche, Tinte oder in Wasser aufgelöste rote Ziegelfarbe wird mit drei aneinander gebundenen Nadeln unter die Haut jener Gefangenen gebracht, die den Wunsch nach Tätowierungen haben. Tätowierungen (die „Peckerln“) haben eine lange Tradition.

Einfache Tätowierungen sind die berühmten drei Punkte am Winkel zwischen Daumen und Zeigefinger, die andeuten sollen, dass der Träger ein verschwiegener Mann ist, „der

nichts sagt, nichts sieht und nichts hört“. Bei der Polizei ist er ein so genannter „Steher“, aus dem beim Verhör so gut wie nichts herauszubekommen ist. Während meiner Polizeiuntersuchung war ich einmal Zeuge einer Vernehmung eines mutmaßlichen Diebes. Nach kurzer Zeit, in der von ihm nichts zu erfahren war, brach der Polizist das Verhör ab und meinte zu mir, der Mann wäre ein „Steher“, also jemand, der über seine und anderer Schandtaten schweigt, dies könne er aus den erwähnten drei tätowierten Punkten ablesen.

Ein wichtiger Zeitvertreib bezieht sich auf die Herstellung von Alkohol, dem Zellenschnaps, der „Pomatschka“ genannt wird. Hierin gibt es wahre Spezialisten. Darüber erzählte Pepi Taschner: „Dass Alkohol für uns Häftlinge verboten war, versteht sich. Auch dieses Verbot umgingen wir geschickt, indem wir uns den Pomatschka herstellten. Zu einem solchen benötigt man Obst. Vor allem Orangen, Äpfel und Bananen eignen sich gut dazu. Das Obst wird mit Hefe oder Brot in einem Plastiksack luftdicht abgeschlossen, den wir für einige Monate unter die Matratze legten. Man schlief also auf der künftigen Maische. Gärte das Obst, so konnte man zum Destillieren schreiten. Dafür brauchte man zwei größere Dosen, die wir uns in der Küche besorgten. Die eine Dose wurde mit der anderen durch einen Gummischlauch, den wir auch irgendwo auftrieben, verbunden. In die eine Dose, die wir schließlich erhitzen, kam die Maische und in der anderen bildete sich der Schnaps“. Ein solcher Schnaps verhalf der trinkfreudigen Zellengemeinschaft zu einiger Abwechslung.

Diese Beispiele demonstrieren gut den Erfindungsreichtum von Ganoven, um mit der Belastung des Gefängnisses fertig zu werden. Jedoch sind, wie oben schon erwähnt, jene im Vorteil, die aus der Kultur der Kriminalität kommen; sie können auf alten Traditionen aufbauen und haben die entsprechenden Kontakte im Gefängnis.

### *Frömmigkeit im Gefängnis*

Für diese Insassenkultur sind traditionell auch gewisse Strategien der Frömmigkeit charakteristisch. Denn schließlich gehören zum Leben im Gefängnis – der Gefangene hat ein Recht darauf – religiöse Übungen, Messfeiern und Kontakte zu Geistlichen. In den Gefängnisordnungen wird dies festgehalten, und humanistisch orientierte Autoren verlangen bereits im vorigen Jahrhundert, dem Gefangenen die Ausübung seiner Religion zu gestatten. Sie versprechen sich davon sittliche Besserung und moralische Herzensbildung.

Tatsächlich war und ist der Geistliche oft auch ein Gegenstand der Benutzung. In diesem Sinn erzählte mir ein früherer Gefangener: „Wie ich im Gefängnis war, ist vor dem Geistlichen nur geheuchelt worden. Ich habe selten Menschen in einer derartigen Büber und Leidensmiene gesehen wie im Gefängnis in Anwesenheit des Geistlichen. Dafür erhielt man von ihm ein paar Zigaretten und hat sich seinen Teil über den Pfarrer gedacht. Im Gefängnis ist die ganze Religiosität der Gefangenen grundsätzlich nur Schein. Ich habe kaum jemanden kennen gelernt, der wirklich fromm war. Und wenn je-

mand tatsächlich religiös war, dauernd betete oder dem Geistlichen sehr schön getan hat, so war das für uns ein Scheißkerl ohne Charakter. Der war ein schwacher Bursche.“

Echte Frömmigkeit wird im Gefängnis also eher negativ sanktioniert. Frommes religiöses Gehabe jedoch, um den Geistlichen zu imponieren, damit er z.B. Zigaretten verschenkt, wird als schlau und gescheit interpretiert. In derselben Weise werden die Messfeiern im Gefängnis als angenehme Unterbrechung des Gefängnisalltages und als Möglichkeit, Informationen auszutauschen, gesehen.

In der Randkultur des Gefängnisses weiß man also sehr gewitzt, die diversen Einrichtungen für sich zu nutzen.

## *Die Ehre des Gefangenen*

Zu den Versuchen von Gefangenen, ihre Identität hervorzukehren und Ansehen, also „Ehre“ zu erringen, gehört die Strategie, zuge dachte „Erniedrigungen“ „tapfer“, also ehrenvoll, hinzunehmen. Es wird der beabsichtigten Entwürdigung derart begegnet, dass das Unausweichliche als honorige Mutprobe interpretiert wird. In der informellen Hierarchie des Gefängnisses genießen jene Leute höchstes Ansehen, die bei ihren Delikten mit Geld zu tun hatten. Bankeinbrecher, geschickte professionelle Betrüger und andere Ganoven besitzen demnach das meiste Prestige. Gleich nach ihnen kommen jene, die als Gewalttäter mit Polizisten oder mit bekannten Männern aus der Welt der Kriminalität zu tun hatten. Am unteren Ende der sozialen Hierarchie im Gefängnis, wie eingangs angedeutet, sind die Sittlichkeitsattentäter, diejenigen, die Frauen und Kinder vergewaltigt oder gar getötet haben, angesiedelt. Von ihnen distanziert sich der „noble“ Ganove.

Für den in der Szene der Berufskriminalität angesehenen Ganoven existiert noch eine Art Ritual des Abholens durch Kumpanen bei seiner Entlassung. Während „gewöhnliche“ Strafgefangene sich bei der Entlassung eher lautlos und verschämt aus dem Gefängnis stehlen, gebärdet sich der noble Ganove mehr oder weniger lautstark und lässt sich von den ihn abholenden Kommilitonen feiern, wohl um so zu demonstrieren, dass ihm die Haft mit ihren Ritualen der Demütigung nichts anhaben konnte und er gleich einem Phönix aus der Asche zu neuem Leben unter seinesgleichen bereit ist. Gut schilderte mir Pepi Taschner seine Entlassung: „Am Tag meiner Entlassung warteten vor dem Gefängnis drei meiner Freunde von der Stoßpartie (die Herrn des verbotenen Glücksspiels) mit einem großen amerikanischen Auto. Das war mir bis jetzt nicht passiert, dass man mich mit einem Auto abholte. Ich wertete dies für mich als ein Zeichen einer gewissen Anerkennung in der Welt des Glücksspiels. Ich war also jemand und die Stoßpartie rechnete mit mir. Der Empfang durch die drei erinnert an die Behandlung von Bossen der Mafia, denen ähnliche Ehren zuteil werden. Man fuhr mich nun nach Wien, zur Stätte meiner alten Aktivitäten, wo man bereits auf mich wartete.“

In diesen Zusammenhang passt auch folgende Geschichte, die ich nun erzählen will. Pepi Taschner, der mir bei meinen Recherchen in der Welt der Dirnen und Glücksspieler sehr geholfen hat, besuchte mich einmal gemeinsam mit einem

Taschendieb in meinem Institut. Er meinte, ich könne auch diesen über seine Zeit im Gefängnis, von wo er ihn kenne, befragen. Die beiden nahmen in meinem Zimmer Platz und wir unterhielten uns über altes Gaunertum. Nach einer Zeit stand der Begleiter meines Freundes auf und erklärte, er würde kurz weggehen, um Zigaretten in der nahe gelegenen Tabak Trafik zu holen. Er erschien wenige Minuten später mit der Rauchware. Unmittelbar darauf klopfte es und ein junger Kollege, der zwei Türen weiter sein Zimmer hatte, betrat mein Zimmer und klagte, es würden ihm der Mantel und seine Brieftasche fehlen. Sofort richtete sich der Verdacht auf den Taschendieb, den Kollegen des Pepi Taschner.

Doch dieser meinte, er sei unschuldig, man könne ihn „aussackeln“, also seine Taschen auslehren. Wir suchten nun im Gang des Instituts. Der Mantel fand sich sofort, doch die Brieftasche mit Ausweisen und Geld blieb verschwunden. Nun beschimpfte Taschner seinen ehemaligen Gefängnismitbewohner und schrie ihn an, er sei der Dieb. Als dieser weiter verneinte, tat Taschner etwas, das mir unglaublich erschien für jemanden wie ihn, den hartgesotenen Ganoven mit ungefähr 28 Vorstrafen. Er begann zu weinen und sagte: „Meine Freunde hier am Institut kannst du nicht bestehlen. Wenn du nicht gleich die Brieftasche mit dem Geld hergibst, sage ich es ein paar meiner alten Freunde und wir verprügeln dich gemeinsam.“ Nun ging eine Wandlung in dem Taschendieb vor sich, er reagierte auf die gewaltige Drohung und brachte uns zu der Stelle, wo er die Brieftasche versteckt hatte, nämlich raffiniert bei einem Müllcontainer.

## *Das Überleben im Gefängnis*

Das Gefängnis mit seinen Degradierungsritualen und Hierarchien bietet jenen gewisse Vorteile, die aus der Kultur der Kriminalität kommen. Die Insassenkultur verfügt über diverse Strategien, wie die der Frömmigkeit, um entsprechend überleben zu können.

Jene Häftlinge genießen hohes Ansehen, die wegen Delikten hinter Gefängnismauern gelangt sind, die als „ehrenvoll“ angesehen werden. Kinderschänder, Frauenmörder und primitive Mörder müssen mit der Missachtung ihrer Mitgefangenen rechnen.

## **2. Randkulturen der Revolution und Rebellion**

Darunter verstehe ich Randkulturen, deren Mitglieder sich gegen bestehende Systeme auflehnen, entweder weil sie diese zu ändern versuchen oder sich auf altes Recht berufen. Zu ersteren gehören jugendliche, politische Gruppen, die mit Gewalt gegen Herrschaftsinstrumente vorgehen, und zu letzteren die Bauernburschen in den Alpen, die als Wilderer es nicht zulassen wollen, dass man ihnen das alte Recht der Jagd verwehrt. Als Rebell ist der Wilderer kein Ideologe, wie der Revolutionär, sondern er beruft sich eben auf „altes Recht“.

Soziales Rebellentum findet sich weltweit in all den bauerlichen Kulturen, in denen eine mächtige Schicht, auf dem Rücken einer armen Bevölkerung, ein Leben in Verschwen-

dung und Übermut führen kann. Rebellen traten als Briganten in Süditalien auf, sie setzten sich für die Bauern in Sardinien ein, sie kämpften gegen die ausbeuterische Schicht in England und Mexiko, und als Wildschützer waren sie die Gegner der adeligen Jagdherren in den Alpen. Sie waren die „Helden der kleinen Leuten“ und genossen bei diesen als Robin Hood, als Wildschütz Jennerwein oder als Emiliano Zapata in Mexiko hohes Ansehen.

Zu diesem Typus von Randkulturen gehören diverse Jugendkulturen, aber auch die Kultur der Fußballfans.

## **Der Fußball und die Kultur seiner Fans**

Fußball ist nicht bloß irgendeine Sportart, er erinnert vielmehr an kultische Opferungen, hat mit Ritualen und Symbolen zu tun und ist bisweilen durch die Aktionen der Fans von urgeschichtlicher, homerischer Wildheit.

Fußball ähnelt dem alten Ballspiel der Azteken, bei dem die verlierende Partei mitunter rituell verprügelt wurde. Das Ballspiel als kulturelles Gemeinschaftserlebnis kannten auch die Indianerstämme im Nordosten Nordamerikas.

Symbole, Rituale und gemeinsame kampffähliche Handlungen vermengen sich zu archaisch anmutenden Aktivitäten. Davon weiß schon Homer zu berichten. So schildert er in seiner „Odyssee“, im Zusammenhang mit den Trauerfeierlichkeiten des Patroklos, des Freundes des Achill, sportliche Kämpfe, die in aller Grausamkeit die Vernichtung der Gegner zum Ziel hatten.

Der Fußball steht als Sport wohl in einer interessanten, homerischen Tradition, er bietet Spannung, wobei die Mannschaften nach bestimmten Kriegsregeln versuchen, den Gegner zu besiegen. Dies hat eine gewisse Faszination. Die Spieler werden zu Kriegsheroen und zu kühnen Helden, welche man aus der Ferne umjubelt und verehrt, ähnlich Halbgöttern. Fahnen, Schlachtgesänge, Schals, Mützen, bestickte Jacken werden zu kämpferischen Symbolen, welche die Fans aneinander binden. Und die Gesichtsbemalungen haben dieselbe Wirkung wie Kriegsbemalungen.

Charakteristisch für einen Stamm, und ebenso für die Gruppe der Fans, ist die Schaffung von Mythen, von Erzählungen über die heroische Vergangenheit der Mannschaft – ähnlich ist dies bei nationalistischen Völkern. Die Gegner der eigenen Helden werden in Schlachtgesängen der Fans veräußert. Fahnen schwingend wird mit viel Lärm ein erfolgreicher Schuss bejubelt, und schließlich liegen sich die Fans beim Sieg ihrer Mannschaft ekstatisch schreiend und Freudenlieder singend (wie: „Immer wieder, immer wieder Österreich“) in den Armen. Es sind die Fußballfans, die den Matches Farbe geben und den Fußball zu einer faszinierenden Angelegenheit machen. Fußball ohne die Kulisse der Stadien und der Fans ist nicht vorstellbar und höchst langweilig.

## **3. Randkulturen des illegalen oder verpönten Geschäftes**

Unsere modernen Gaunerkulturen haben ihre Wurzeln im Mittelalter, in einer Zeit, in der in Armut lebende Menschen sich zusammengetan haben, um Wohlhabende um ihr gutes

Geld durch Raub, Betrug, Bettelei oder andere „Bubenstücke“ zu erleichtern.

Es waren und sind häufig Angehörige missachteter Volksgruppen oder wenig angesehener Berufe, die den Weg illegalen Handelns suchten. So ist es typisch, dass die großen Gaunerbanden des 18. und 19. Jahrhunderts von derartigen Leuten angeführt wurden. Der berühmte Schinderhannes entstammt einer Familie von Abdeckern, also von Tierkadaververwertern, die am Rande der Dörfer, meist dort, von wo der Wind kam, lebten und arbeiteten. Aus einer ebensolchen Familie kommt der in Österreich berühmte und zur Legende gewordene Räuberhauptmann Gasl.

## **Dirnen und Zuhälter**

Auch die Kultur der Prostitution ordnet sich hier ein, denn für Frauen aus degradierten und verarmten sozialen Gruppen bietet sich der Weg der Prostitution an, um auf wenig angesehene Weise schnelles und viel Geld zu erwerben. So ist es bemerkenswert, dass Frauen aus den früheren kommunistischen Ländern nach dem Öffnen der Grenzen die Chance nutzten, sich als Dirnen im nahen Österreich anzubieten, wo sie in einer Nacht mehr verdienten als ein Arbeiter aus dem Osten in einem ganzen Monat.

Es sind also bunte Kulturen, die auf alten Traditionen aufbauen und die auf illegale oder zumindest gesellschaftlich verpönte Weise ihren Mitgliedern ermöglichen, einigermaßen nobel zu überleben.

In der Kultur der Prostitution bestimmen Rituale, Symbole und spezifische Regeln die Beziehungen zwischen Dirnen, Zuhältern und Kunden. Es ist vor allem die Stadt, die Prostitution möglich macht.

Die Welt der Prostitution mit ihren vielen Grenzen ist kompliziert. Ich will hier auf ein paar Bereiche eingehen. So interessierte mich die Frage, welche Strategien der Zuhälter anwenden muss, um ein Mädchen zu einer Dirne zu machen.

Der Zuhälter versucht ein psychisches und sexuelles Nahverhältnis zu einem Mädchen aufzubauen, um dieses dazu zu bringen, für ihn auf den Strich zu gehen. Jedenfalls erscheint für die Dirne der Strich als eine wichtige Chance, für sich und ihren Freund – der auch als Verwalter des Geldes auftritt – zu Geld zu kommen und halbwegs nobel zu leben.

Allerdings bedeutet der Zuhälter für die junge Dirne auch einige Belastung. Ein solches Mädchen, das mit ihrem Zuhälter in einem Hotel wohnte, meinte: „Die Miete für das Zimmer ist nächste Woche fällig. Mein Alter (Zuhälter) hat schon gedroht, wenn ich heute nichts mache, sitzen wir auf der Straße, und ich kriege eine in die Goschen (Gesicht). Ich muss etwas verdienen, sonst bekomme ich Wickel (Ärger).“

Es gibt aber auch Frauen am Strich, die durch Freundinnen dazu verleitet werden, sich zu prostituieren. Hier ist es das Geld, das vorrangig lockt. Allerdings muss sie damit rechnen, von einem Zuhälter überredet zu werden, für ihn zu „arbeiten“.

Die „große Aufgabe“ des Zuhälters liegt nun darin, der Dirne das zu verschaffen, was sie sonst vermisst: nämlich Zärtlichkeit und Zuneigung. Dazu meinte eine Prostituierte: „Für den Kunden ist man nur eine Matratze. Kommt man jetzt

heim in die vier Wände und wartet dort niemand auf einen, so fangen viele zum Saufen an. Das habe ich getan. Wenn ich einen Alten habe, dann habe ich das gehabt, was ich haben wollte. Ob das das Bett war oder etwas anderes [...] Auch wenn der Depperte nur die Hände aufhält. Für jedes Busserl zahlst du. Wenn er dich pudert, so zahlst du.“ Der Zuhälter wird somit zur „Hur der Hur“, der sich also dafür zahlen lässt, dass er der Dirne seine Zuneigung schenkt. Der Kunde ist für die Dirne als Sexualpartner uninteressant, zu ihm versucht sie eine soziale Distanz aufzubauen. Sie will nicht als jemand gesehen werden, der sich wie ein Stück Fleisch verkauft. Die Dirne definiert sich also als jemand, die Sexualität verkauft, aber auch als eine Art Seelentrösterin, denn nicht wenige Kunden (vor allem Stammkunden) suchen den freundlichen Zuspruch, für den sie auch gerne zahlen. Keineswegs wird der Kunde als Lustobjekt begriffen. Dies stellt auch eine Dirne klar: „Wenn man eine richtige Hure ist, so muss das Geld stimmen. Der Kunde ist das Objekt, von dem ich etwas will, nämlich Geld. Was der Kunde sexuell macht, nimmt man nicht ernst. Hauptsache, man hat das Geld.“

Die Dirne sieht sich daher nicht als Gegenstand, der verkauft wird; sie verkauft etwas, nämlich Sexualität. Die Distanz zum Kunden drückt sich symbolisch darin aus, dass sie sich nicht auf den Mund küssen lässt. Sprachlich deutet die Bezeichnung für Kunden im Kreis der Wiener Dirnen und Zuhälter – nämlich „Gogl“ – darauf hin, dass man sich über den Kunden belustigt, dies entspricht dem Selbstverständnis der Dirne.

Im Kreis des braven Bürgers ist es die Frau, die den Ehemann durch Schmuck, Nichtstun usw. präsentiert. In der Welt der Prostitution jedoch ist es der Zuhälter, der zum Präsentationsobjekt der Dirne wird. Er ist es, der Schmuck trägt und durch eine teure sowie feine Kleidung dokumentiert, dass seine Dirne finanziell potent ist. Dies ist ganz im Sinn der Dirne. Eine Frau erzählte: „Wenn mein Alter wie ein Speckknödel daherkommt, so glaubt man am Gürtel gleich, ich verdiene nichts.“

In der Welt des braven Bürgers ist es im Vergleich dazu die Frau, die den Ehemann präsentiert und zeigt, dass ihr Herr und Meister es sich leisten kann, sie mit teuren Dingen zu behängen.

Für das Selbstverständnis der Dirne ist schließlich das Bewusstsein wichtig, eine für die Allgemeinheit nicht unwichtige Aufgabe zu erfüllen, wenn sie ihre Dienste anbietet.

Ich schrieb über meine Forschungen bei Wiener Dirnen ein ganzes Buch. Dieses wurde, dies sei hier auch erwähnt, schließlich Gegenstand einer Diskussionsveranstaltung im österreichischen Fernsehen, zu der neben mir auch Leute vom Strich eingeladen waren. Es ging dabei ziemlich wild zu. Jedenfalls eine bayrische Zeitung war angetan von diesem und brachte einen heiter besinnlichen Bericht, der mit diesen Worten begann: „Wie wird man(n) Zuhälter? Ex ‚Strizzi‘ Peter Stolz betrieb Berufsberatung auf Wienerisch: ‚Scho meine Mama is am Strich gengan, mit meinem ersten Mädal. Sie war halt a aufgeschlossene Frau.‘ Eines Tages habe sie ihn

gefragt: Gehst arbeitn, gehst stehln oder schickst aane am Strich? Peter: Was is mir da scho übriggeblieben?“ Und weiter hieß es: „Nachdem Ritter Roland (damit bin ich gemeint, d. Verf.) auch noch eine Lanze für das älteste Gewerbe der Welt brach, drückte ihm Couch Nachbarin Domenica, die ihm vorher die kalte Schulter gezeitigt hatte, dankbar die erfahrene Hand [...]“

## Ganoven und Gangster

Bei meinen Studien über Prostitution und Glückspiel in Wien wurde ich darauf aufmerksam, dass in Wien Banden im Stile der amerikanischen Gangs, die entsprechenden Szenen kontrollieren.

Kriminelle Gangs (diese aus dem Amerikanischen stammende Bezeichnung ist identisch mit der bei uns üblichen für Bande) und Straßenbanden haben eine eigenartige Faszination. Sie treten vor allem in jenen Zeiten auf den Plan, in denen man mit verbotenen Geschäften wie Prostitution, Drogen- und Waffenschmuggel und Glückspiel große Gewinne machen kann. Gangs dieser Art setzen sich für gewöhnlich aus Leuten zusammen, die abseits der guten Gesellschaft im Elend oder in Armut aufwachsen, und als mittellose Einwanderer, Abenteurer oder Gestrandete schnell zu Geld und Wohlstand in einer Welt gelangen wollen, in der sie kaum oder keine Chancen haben, beides zu erreichen.

Berühmt wurden in den USA Gangs irischer, italienischer und jüdischer Einwanderer. Die Gangs, wie sie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den USA entstehen, haben ihren Ursprung in den Vierteln der Einwanderer, in den Elendsvierteln und in den Armenquartieren der großen Städte. In New York, so berichtet Herbert Asbury in seinem berühmten Buch „Gangs of New York“, seien es Five Points-Districts gewesen, von denen kriminelle Gangster ihre Herrschaft ausübten (Ashbury 1928). Ähnliches spielte sich übrigens auch im Wien des beginnenden 20. Jahrhunderts ab, als Wien voll von Zuwanderern und in Armut lebender Menschen war.

Es gibt nicht die Banden oder Gangs schlechthin, sondern mehrere Typen von Gangs, wie amerikanische Soziologen – sie wirkten interessanter Weise an der Universität Chicago – bereits in den Jahren nach 1900 herausfanden.

Gangs oder Banden sind Reaktionen auf soziale Missstände, wie Desintegration der Familie, geringe Löhne, schlechte Lebensverhältnisse (Slums!) und Arbeitslosigkeit, gerade wie sie Einwandernde erleben. Gangs Jugendlicher bieten dem einzelnen Teilnahmemöglichkeiten an kollektiven Aktionen, die Spannung, Genuss und Romantik vermitteln. Oft erscheint die Mitgliedschaft in der Gang als einzige Möglichkeit, einen entsprechenden sozialen Status, mit dem man zufrieden ist, zu erwerben (vgl. Trasher 1936; Whyte 1943).

Gangs krimineller Erwachsener, die aus ersteren bisweilen hervorgehen, zeigen sich gut organisiert, haben gute Kontakte zu korrupten Politikern und lassen sich von gerissenen Anwälten beraten. Eine große Rolle spielte in die USA die italienische Mafia, die ihr Operationsgebiet von Italien in den USA verlagerte und dort offen für „Mitarbeiter“ aus den italienischen Einwanderungsvierteln war.

Auch bei uns in Europa tauchten Gangs dieser Art in den Zeiten nach den Kriegen, und nach dem Niedergang des Kommunismus und dem Öffnen der Grenzen, auf. Sie belieferten, z.B. durch organisierte Raubzüge, den Schwarzmarkt in den Ländern des Ostens und mischten im Mädchenhandel und beim Drogenschmuggel mit.

In deutschen Städten und auch in Wien tauchen russische, speziell tschetschenische, albanische und andere Emigranten auf, die auf dem Markt der Prostitution, aber auch dem des Drogenschmuggels und des Autodiebstahls, ihre verbotenen Geschäfte machen. Die Polizei spricht von „grenzüberschreitenden Verbrechen“, die von Banden oder Gangs durchgeführt werden und die nur schwer in den Griff zu bekommen sind.

Österreich ist aufgrund seiner geografischen Lage vorwiegend ein Transitland für Suchtmittel in andere europäische Staaten. Neben den bereits überwiegend in Wien auftretenden Straftätern aus Nigeria, Sierra Leone und Liberia, die sich auf den Handel mit Heroin und Kokain spezialisiert haben, wurde eine eklatante Zunahme von Verdächtigen aus anderen afrikanischen Ländern wie Gambia, Guinea, Guinea-Bissau und vereinzelt der Elfenbeinküste festgestellt. Diese Personen handeln neben Heroin und Kokain auch mit Cannabis-kraut.

Die Balkanroute mit ihren Verzweigungen ist nach wie vor dominierender Schmuggelpfad für Heroin. Neben der traditionellen Route Türkei, Bulgarien, Jugoslawien, Kroatien, Slowenien und Österreich wurde zum Teil ein Ausweichen über Rumänien, Ungarn, Tschechien und die Slowakei verzeichnet. Die Fährverbindungen zwischen der Türkei und Italien, beziehungsweise zwischen Albanien und Italien, werden vermehrt für den Transport genutzt. Albanien und das Kosovo-Gebiet gewinnen als Depotbereiche, und als Ausgangspunkt für Lieferungen in den EU-Raum, immer mehr an Bedeutung (Suchtmittelbericht 2003).

Gerade in Wien haben sich Randkulturen ausländischer Krimineller etabliert, über die ich wohl Erkundigungen eingezogen habe, die aber noch näherer zu erforschen sind.

Jedenfalls, aus diesen Kreisen stammen Drogenbosse, die hohes Ansehen genießen und wahrscheinlich auch gute Kontakte zur Polizei haben.

Gangstern gelingt es, sich, mitunter durch Gerissenheit einen speziellen Ehrenkodex, und durch ein gewisses Maß an Großzügigkeit ein besonderes Prestige aufzubauen. Ein angesehener Mann wurde so der erwähnte Herr der Wiener Prostitution, der regelmäßig Freunde, zu denen renommierte Ärzte und Anwälte gehören, zu großen Gartenfesten einlädt. Irgendwie erinnert er in seinem Lebensstil an die klassischen Mafiosi, die zeigen wollen, sie würden über den „gewöhnlichen Bürgern“ stehen. Zum Ehrenkodex der Mafia, die in Süditalien im 18. Jahrhundert aus bestimmten politischen Verhältnissen heraus entsteht, gehört es zum Beispiel, nicht auf eine Frau zu schießen. Vor einigen Monaten war in den Tageszeitungen zu lesen, dass in Calabrien zwei Frauen der calabrischen Mafia tot aufgefunden wurden. Nachforschungen der Polizei ergaben, dass es keine Männer waren, die diese Frauen getötet haben, sondern Frauen. Zwischen ver-

feindeten Familien der Mafia war es zu einem Gefecht gekommen, wobei die Frauen sich gegenseitig beschossen.

Hohes Ansehen hatte wegen seiner Großzügigkeit der berühmteste amerikanische Gangster Alphonso Capone, kurz Al Capone genannt. Er wurde 1899 in Brooklyn, einem Stadtteil von New York, als Sohn einer Einwandererfamilie geboren. Schon früh schloss er sich berüchtigten Kinder-Gangs wie den „Brooklyn Rippers“ und den „Forty Thieves Juniors“ an. Er schlug sich mit verschiedenen Gelegenheitsjobs durchs Leben und verliebte sich in eine Irin, die er auch heiratete. 1919 zog Al Capone nach Chicago, wo er für John Torrio, einen einflussreichen Bandenchef, zu arbeiten begann. Dieser erkannte schnell, welches kriminelle Potential in Capone steckte, und so stieg Capone bald in der Bandenhierarchie weit nach oben auf. Als Torrio von rivalisierenden Bandenmitgliedern angeschossen wurde, entschied sich Capone, Chicago zu verlassen. Al Capone wurde daraufhin neuer Boss der Colosimo-Bande. Schnell dehnte er seine Macht aus, kontrollierte das Glücksspiel, Nachtclubs und den Alkoholschmuggel. Durch Bestechungen und Erpressungen wuchs sein Einfluss im öffentlichen Leben, in den Gewerkschaften und auch in der Politik. Versuche, Capone zu töten, waren nie erfolgreich. Zu dicht war sein Netzwerk von Spionen, welches entsprechende Pläne schnell auffliegen ließ. Capone selbst jedoch verstand es, seine Feinde schnell und sauber aus dem Weg zu räumen. Dabei hatte er natürlich immer passende Alibis parat. Capones berüchtigster Mord war das „St. Valentine’s Day Massacre“. Am 14. Februar 1929 töteten Capones Leute, die als Polizisten verkleidet waren, sechs Mitglieder der Morans-Gang, sowie einen zufällig anwesenden Freund. Mehr als 150 Kugeln durchlöcherten die sieben Opfer. Wie immer hatte Capone auch diesmal ein Alibi. Er hielt sich zum Zeitpunkt des Massakers in Florida auf. Dennoch wusste eigentlich jeder, dass nur Al Capone hinter diesem Mordanschlag stecken konnte. 1931 wurde Capone wegen Steuerhinterziehung und mehrfachem Betrug angeklagt und schließlich zu elf Jahren Gefängnis verurteilt. Am 3. Mai 1932 trat er seine elfjährige Haftstrafe in Atlanta an, von wo er nach Alcatraz verlegt wurde. Hier wurde Al Capone zum Mustergefangenen und am 6. Jänner 1939 vorzeitig entlassen. Allerdings erkrankte er noch während seiner Haftzeit an Syphilis und verfiel zunehmend. Am 25. Januar 1947 starb er schließlich in Florida, ohne Chicago je wieder gesehen zu haben, an den Folgen einer Lungenentzündung und eines Schlaganfalls.

Al Capone fasziniert nicht nur wegen seiner kriminellen Schlaueit, sondern auch wegen seiner Freigiebigkeit. Obwohl er zahlreiche Morde befahl, oder selbst verübte, behandelte er seine Leute oft außerordentlich fair und großzügig. Capone war gleichermaßen bekannt für seine Gewalttätigkeit, als auch für seinen Sinn für Ehre und Loyalität. Nach dem großen Börsen-Crash 1929 war er der erste, der, auf eigene Kosten, Suppenküchen für Bedürftige eröffnete ließ.

Ich will hier kurz die Geschichte eines Mannes einblenden, der mich bei meinen Studien in Wiens Unterwelt unterstützt hat. Er ist zwar kein Immigrant, aber sein Lebensweg

erinnert an amerikanische Mafiosi und einwandernde große Kriminelle, die über Prostitution, oder ein ähnliches Geschäft, zu Geld und Ansehen gelangt sind.

Vor über dreißig Jahren lernte ich im Krankenhaus nach einem Motorradunfall, diesen damals jungen Mann kennen, der am Beginn einer Karriere als Zuhälter stand. Er erzählte mir, dass er als Besatzungskind in Wien zur Welt gekommen, und armselig auf der Straße in Bubenbanden aufgewachsen sei. In der Volksschule habe er gesehen, wie die Kinder wohlhabender Leute Kuchen und belegte Brote mit in die Schule bekamen. Trotz seiner Bitten gaben sie ihm, der hungern musste, nichts davon ab. Damals sagte er sich, einmal werde er reicher als sie alle sein und sich bessere Sachen leisten können. Und der Mann erreichte ganz im Stile amerikanischer nobler Gangster sein Ziel. Ab den späten sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts kam er in der Welt der Prostitution im Kreis von Wiener Ganoven oder Gangstern kleineren oder größeren Kalibers, zu Geld und Macht. Immerhin gelang es ihm und seinen „Mitarbeitern“, den Wiener Strich frei von ausländischen Banden zu halten. Geschickt verstand er es, der Polizei und den Gerichten immer wieder zu entkommen. Er wurde zu einem angesehenen Mann, der heute ein Landgut mit Hochlandrindern, Pferden und Rotwild besitzt. Er führt das Leben eines reichen Aristokraten, sogar ein Wappen ließ er sich machen. Irgendwie erinnert er mich an die alten Gangsterbosse der USA, denen es ebenso gelang, ein geradezu aristokratisches Leben mit Leibwächtern und feinem Ambiente zu führen. Typisch für sie alle ist, wie ich noch zeigen werde, ein gewisses Maß an Großzügigkeit gegenüber Außenstehenden, um die Würde ihrer Person hervorzukehren.

Es ist interessant, dass das liberale und intellektuelle Bürgertum zu einer Romantisierung des Ganoven, Gangsters oder Räubers neigt: Im kühnen und elegant auftretenden Räuber und Gangster sieht es ein Gegenbild zur Rücksichtslosigkeit und Geldgier reicher und politisch einflussreicher Leute. Vor diesem Hintergrund sind wohl Schillers Stück „Die Räuber“ und Filme über die Mafia zu sehen. Der edle Räuberhauptmann und der noble Mafiosi, die verwegen auftreten, und von schönen Frauen umgeben sind, stellen sich den Aristokraten gleich. Sie tragen, obwohl sie Randkulturen angehören, das Charisma der Außeralltäglichkeit.

## 4. Randkulturen der gemeinsamen Herkunft

Hierbei handelt es sich um Randkulturen, deren Mitglieder durch Zugehörigkeit zu einer Sprach- oder Kulturgemeinschaft, wie einer religiösen Gruppe oder einer Großfamilie, miteinander verbunden und aneinander gebunden sind. Dazu gehören Gruppen von Romas, Juden, Griechen, Italienern, Armeniern und ähnliche ethnische Gruppierungen. Als Vertriebene, Flüchtlinge oder Emigranten suchen sie zueinander Kontakte, um mit Geschick in Würde zu überleben, wie zum Beispiel die „Landler“ in Rumänien.

### Die Landler in Rumänien

Die Landler wurden unter der angeblich frommen Maria Theresia aus Österreich nach Siebenbürgen in Rumänien ver-

bannt, weil sie sich als Protestanten geweigert hatten, katholisch zu werden. Ihre Nachfahren haben ihre Kultur bis in die heutigen Tage bewahrt. Sie bilden eine eigene Randkultur, da sie sich als Protestanten kulturell vollständig von der sie umgebenden orthodoxen rumänischen Gesellschaft abheben. Die Grenze zu der sie umgebenden Kultur ist bisweilen sehr stark.

Derartige Randkulturen entwickeln zumeist ausgeklügelte Strategien, um in einer ihnen feindlichen Welt wirkungsvoll zu bestehen. Nämlich in einer Welt, in der sie als Fremde und Außenseiter gesehen werden. Ich denke, das Beispiel der Landler ist nicht schlecht gewählt. Und schließlich handelt es sich hier um eine Kultur, die heute am Ausklingen ist, denn die Landler sind wiederum unterwegs in die Länder Österreich, aus dem sie wegen ihres Glaubens als „Kriminelle“ verbannt worden sind, und Deutschland, das ihnen als ein Land der Hoffnung vorschwebt.

Es existieren in Siebenbürgen drei Landlerdörfer, nämlich: Grosspold, Neppendorf und Grossau, sie liegen zwischen Hermannstadt (Sibiu) und Mühlbach (Sebes).

Die Landler sind mit den bereits lang vor ihnen in Siebenbürgen sesshaft gewordenen Sachsen eine enge Symbiose eingegangen. Sie haben aber dennoch ihre eigene Identität, ihr Selbstverständnis als Landler bewahrt. Sie sprechen ihre alte österreichische Sprache. Das Wort „Landler“ leitet sich übrigens von jenem Gebiet in Oberösterreich ab, in dem der Bauernkrieg seinen großen Anfang nahm, nämlich vom sogenannten „Landl“, dem Gebiet um Peuerbach und Eferding.

Ein die Landler einigendes Band ist die von den Ahnen nach Siebenbürgen gebrachte protestantische Religion samt ihrem Repräsentanten, dem Pfarrer.

Sein Fleiß hilft dem Landler, auch in schwierigen Situationen und Zeiten zu überleben. Er wusste aber auch im kommunistischen System mit der Einrichtung der Kollektivwirtschaft listig umzugehen. Über eine solche List erzählte mir eine Landlerin: „Wir hatten uns verpflichtet, 1000 Liter Milch im Jahr zum Staat zu tragen. Die Milch, die ich am Morgen gemolken habe, war die beste Milch. Die habe ich nicht zum Staat getragen. Die Abendmilch kam in einen Topf. In der Früh habe ich die Sahne (den Rahm) weggeben und noch zwei Liter Wasser dazugegeben. So habe ich die Milch abgeliefert, ohne Sahne, aber mit Wasser. Auf diese Idee sind wir erst später gekommen. Am Anfang waren wir noch ehrlich. Die Milch, die wir gebracht haben, wurde wahrscheinlich von denen, die sie gesammelt haben, noch einmal mit Wasser vermischt. Und dann noch einmal. Die Milch wurde sicherlich viermal getauft bis sie zu den Städtern kam. Die Milch war dann ganz blau, wie die Donau.“

Arbeitsfleiß entspricht der protestantischen Kultur der Landler, mit ihm verbinden sich jedoch auch Strategien des wirkungsvollen Überlebens in einer feindlichen Umwelt. Die Landler in Siebenbürgen haben eine spannende bäuerliche Kultur bewahrt, die allerdings bald verschwunden sein wird.

## IV. Nachwirkungen

Wichtige ethische Fragen ergeben sich noch nach Beendigung der Forschung, zunächst in der Phase, während der



man sich aus der untersuchten Gruppe zurückzieht. Es ist im Sinne der Ethik des freien Feldforschers, dass er die zentralen Personen, mit denen er während der Forschung, gerade in sogenannten Randkulturen, zu tun hatte, nicht „wie heiße Erdäpfel“ einfach fallen lässt.

Ich finde es zudem immer recht förderlich, auch für die gesamte Arbeit, wenn ich das fertige, aufgrund meiner Forschung erstellte Manuskript, Leuten aus der betreffenden Lebenswelt zeige. Ich erfahre dabei einiges, was der Studie nützlich sein kann. Ich demonstriere aber dadurch auch Respekt vor jenen Menschen, die mir freundlich ihre Welt präsentiert haben.

Als ich zwei Wiener Stadstreicher mein über ihre Randkultur geschriebenes Manuskript zum Lesen gab, erlebte ich Erfreuliches. Der eine meinte, 95 Prozent des Geschriebenen würde der Wahrheit entsprechen. Und der andere hielt sogar fest, dass die gesamte Arbeit, bis auf die Rechtschreibfehler, „in Ordnung“ sei.

Auch meine Studie über ein siebenbürgisches Dorf ließ ich einen dortigen Lehrer und eine Bäuerin lesen. Beide waren hoch geehrt, brachten kleine Ergänzungen an und lobten die Arbeit. Der Lehrer zeigte sich verwundert, dass es mir trotz der kurzen Zeit gelungen sei, so ziemlich „alles“ zu beschreiben.

Ein interessantes Erlebnis hatte ich nach dem Erscheinen meines Buches „Rotwelsch“ (1999b). In diesem hatte ich einen Mann am Wiener Strich, der mir sehr behilflich war, mit lobenden Worten bedacht. Richard, so hieß der Mann, war hoch erfreut. Er bat mich daher, ihn in einem seiner Bordelle zu besuchen. Ich erschien dort. Als wir gemütlich beisammen saßen, erzählte er mir, er habe für seine Freunde goldene VIP-Karten, mit diesen bräuchten die Karteninhaber in den acht auf der Karte genannten Bordellen nur die Hälfte des Preises für Getränke usw. bezahlen. Da ich jedoch sein besonderer Freund sei, weil ich in meinem Buch gut über ihn geschrieben habe, überreichte er mir zu meiner Überraschung die Platin-VIP-Karte mit der Bemerkung, für mich sei in diesen Lokalen alles frei, ich müsse also für das Dargebotene nichts bezahlen. Meine VIP-Karte hat die Nummer drei, die Nummer zwei hat angeblich der Fußballtrainer der österreichischen Fußballnationalmannschaft. Ich war über die Karte sehr geehrt. Schließlich war diese Karte für mich ein Symbol dafür, dass meine Studie über die Gaunersprache von Herrn Richard als gut und ehrlich empfunden wurde.

Ich fühlte mich in meiner Meinung bestärkt, dass der echte Feldforscher gerade in Randgruppen kein Missionar, Sozialarbeiter oder Richter sei, sondern lediglich Zeuge (siehe das 9. Gebot meiner „10 Gebote“ in Tab. 1).

## V. Abschließende Gedanken

Es ist der Drang nach Würde, der dem menschlichen Leben und dem Handeln der Menschen wesentlich zu Grunde liegt und der gerade in Randkulturen offensichtlich wird. Randkulturen sind seit Urzeiten Bestandteile menschlicher Gesellschaften. Ihre Bühnen waren und sind die Landstra-

ßen, die Städte, die Dörfer und das Felsgebirge. Fast alle haben eine lange und oft geheimnisvolle Geschichte, die von Not, Elend, Ärger, Verfolgung und Mühen kündigt, die aber auch ihre Schönheiten hat, von Mut und Würde, aber auch von ihren Grenzen erzählt, ohne die diese Buntheit nicht möglich wäre.

### Literatur

- Ashbury H (1928) Gangs of New York. New York  
Girtler R (1983) Der Adler und die drei Punkte. Die gescheiterte kriminelle Karriere des ehemaligen Ganoven Pepi Taschner. Wien: Böhlau  
Girtler R (1999a) Randkulturen – Theorie der Unanständigkeit. Wien  
Girtler R (1999b) Rotwelsch – die alte Sprache der Diebe, Dirnen und Vagabunden. Wien  
Girtler R (2001) Methoden der Feldforschung. Wien: UTB  
Goffman E (1973) Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp  
Lale-Mendt A (1858) Das deutsche Gaunertum. Wiesbaden: Suchier  
Suchtmittelbericht 2003, Jagd auf Drogenbosse, G. Brenner, Innenministerium, Wien 2004  
Trasher FM (1936) The Gang. A Study of 1313 Gangs in Chicago. Chicago  
Whyte WF Street Corner Society, Chicago 1943 (1955)

*Anschrift des Verfassers:*  
Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler  
Kirchberggasse 24  
1070 Wien  
roland.girtler@univie.ac.at

## Zum Nachhören (Sehn)Sucht – Hunger nach Leben

Herbstsymposium der GLE-Ö in Goldegg 2006

- Die vier Plenarvorträge auf Audio-CD
- Dr. Anton Nindl** (Salzburg): Wir schulden unseren Träumen noch Leben
- Dr. Lilo Tutsch** (Wien): Hunger nach Leben - Zur Therapie der substanzabhängigen Störungen
- Prim. Dr. Werner Leixnering** (Linz): Auf der Suche nach Endlosigkeit
- Prim. Univ.Prof. Dr. Reinhard Haller** (Frastanz): Suchtprävention
- Preis: EUR 12,-/Vortrag, alle vier Vorträge EUR 40,-**
- Bestellung per mail bei: [carpediem.zell@aon.at](mailto:carpediem.zell@aon.at);
- [www.carpe-diem.at](http://www.carpe-diem.at)

# Hermes' Schützlinge und die Dissozialität in der Therapie

Herausforderung, Grenze und Ressource

Patrick Frottier

**In der Geschichte der Psychotherapie ist die Arbeit mit dissozialen Persönlichkeiten von Misserfolgen geprägt. Ausgeprägte dissoziale Verhaltensweisen wurden schließlich als eigene diagnostische Kategorie beschrieben, die als kaum behandelbar, geschweige denn als heilbar angesehen wurde.**

**Diese pessimistische Haltung ist heute nicht mehr aufrechtzuerhalten, Therapiestudien weisen gute Erfolgsraten nach. Der therapeutische Umgang mit Dissozialität verlangt allerdings eine Kompetenz, die in den meisten therapeutischen Ausbildungen nicht vermittelt wird.**

**Für den Verlauf und den Erfolg der forensischen Therapie ist die Grundhaltung des Therapeuten ein entscheidendes Kriterium. Dissoziale Verhaltensweisen als Abwehr zu deuten und als eine Ressource anzusehen, die für die Behandlung genützt werden kann, bedeutet, dass die Veränderung beim Therapeuten beginnt.**

**Schlüsselwörter: Dissoziale Persönlichkeitsstörung, Psychopathie, Forensische Psychotherapie**

**In the history of psychotherapy the work with dissocial personalities has been marked by failure. Marked dissocial behaviour was finally described as a diagnostic category of its own and was considered almost impossible to treat, not to mention to heal. This pessimistic attitude cannot be maintained nowadays, therapy studies have shown high success quotas. But dealing therapeutically with dissociality demands a form of competence that is not procured by the majority of therapeutic training. The therapist's fundamental attitude is a decisive criterion for the course and the success of a forensic therapy. Understanding dissocial behaviour as a defence and as a resource that can be used for the treatment implies that change starts with the therapist.**

**Key words: dissocial personality disorder, psychopathy, forensic psychotherapy**

„Eigentlich bin ich ganz anders, ich komme nur so selten dazu.“ (Ödön von Horváth)

Hermes wurde auf dem Peloponnes auf einer Höhe des Kyllenen-Gebirges geboren und begann mit seinen Streichen, kaum dass er das Licht der Welt erblickt hatte. Da er ein Gott war, brauchten nicht erst Jahre zu vergehen, bis er eine Probe seiner Fähigkeiten geben konnte. So war er schon zu Schelmenstücken aufgelegt, bevor er noch seine Wiege verlassen hatte. Niemand weiß, wie Hermes auf den Gedanken verfiel, Apollons Rinder zu stehlen. Er kletterte aus seiner Wiege und begab sich nach Pierien, wo der Gott des Lichtes die Herden des Olymps hütete. Mit großer Geschicklichkeit gelang es Hermes, 50 junge Kühe von der Herde zu trennen, sie auf den Peloponnes zu bringen, ohne von Apollon bemerkt zu werden.

Bevor er sich mit dem gestohlenen Vieh auf den Weg machte, löste er die Hufe von den Füßen der Färsen und setzte sie ihnen falsch herum wieder an, sodass die Klauen nach hinten zeigten. Auch seine Sandalen fertigte er so, dass er sie umgekehrt tragen konnte, sodass jeder, der die Spuren auf der Straße sah, denken musste, dass die Herde und der Hirte, der sie begleitete, in die von den Fußstapfen angezeigte Richtung gingen, während es in Wirklichkeit umgekehrt war.

Nach einer Weile begegnete Hermes einem alten Mann. Da er fürchtete, dieser könnte ihn verraten, gab er ihm eines der Rinder und sagte: „Du hast nichts gesehen und nichts gehört – einverstanden?“ Hermes setzte seinen Weg fort; da er jedoch nicht sicher war, ob der Alte nicht doch die Sache ausplaudern würde, kehrte er zurück, um diesen auf die Probe zu stellen. Er nahm die Gestalt eines Jägers an und nä-

herte sich dem Mann mit den Worten: „Ich gebe dir einen Ochsen, wenn du mir sagst, welchen Weg ein kleiner Junge mit 50 Rindern genommen hat.“ Dem Alten gefiel die Aussicht, ein zweites Mal Vieh geschenkt zu bekommen und zeigte dem vermeintlichen Jäger nichtsahnend die Richtung. Im gleichen Augenblick erbebte die Erde und ein riesiger Felsblock begrub den alten Mann unter sich, sodass dieser nichts mehr verraten konnte.

Nach diesem Zwischenfall ging Hermes zur Herde zurück und schlachtete einige Tiere als Opfergabe. Um die Tiere zu braten, rieb er an trockenen Lorbeerzweigen so kräftig, dass sie in Brand gerieten. Er opferte die Tiere allen Göttern, sodass diese keinen Grund mehr hatten, auf ihn böse zu sein.

Als Apollon die Schelmentat des Hermes bemerkte, drohte er, ihn zu töten, falls dieser ihm nicht das Versteck der Rinder verriete. Hermes jedoch benahm sich kindlich-naiv wie ein Baby, das nicht wissen konnte, wo die Kühe sind, da er erst am Vortag geboren worden war.

Apollon packte Hermes und führte ihn zu Zeus. Während Hermes vor der großen Autorität seine Tat zugab, zog er eine Leier, die er am Vormittag aus dem Panzer einer Schildkröte, die er vorher getötet hatte, und den Gedärmen der geschlachteten Rinder gebaut hatte, heraus, und spielte auf ihr so wundervoll, dass Apollon berührt war. Er bot Apollon seine Leier als Freundschaftsband an, stahl jedoch bei der Übergabe des Geschenkes einige Pfeile aus Apollons Köcher. Dem Charme des Kindes nicht widerstehend, schenkte daraufhin Apollon Hermes nicht nur sein Leben, sondern auch die gestohlenen Rinder. Diesem ersten Streich des Hermes sollten unzählige folgen, sodass er als Gott der Frechheit, als Gott der Diebe und Landstreicher, aber auch als Psychopompos, als Seelenbegleiter in die Unterwelt, in die griechische Mythologie einging. (Frei nacherzählt nach Stefanides 2003, s.a. Kérényi 1966;1976)

Die Beschreibung der Dissozialität des Gottes Hermes zeigt die wertfreie Gelassenheit der Griechen gegenüber dissozialen Verhaltensweisen (Fink 1993). Ausgehend von der griechischen Mythologie gibt es zumindest drei Möglichkeiten, sich dem Begriff „dissozial“ zu nähern, ohne Vollständigkeit zu beanspruchen. Diesen drei Zugängen sind gleichzeitig drei prinzipielle Fragen zu Grunde gelegt, die die Art der Annäherung definieren:

1. Der religiöse bzw. philosophische (weltanschauliche) Zugang und der Versuch einer Antwort auf die Frage „warum?“.
2. Der wissenschaftliche Weg und die Frage „wie?“.
3. Die Begegnung, die persönliche Auseinandersetzung, die versuchte Annäherung auf die Frage „wer?“.

Jeder dieser Zugänge kann für sich alleine stehen und gültige Antworten geben. Die psychotherapeutische Auseinandersetzung mit Dissozialität verlangt jedoch neben der persönlichen eine eingehende Auseinandersetzung mit dem dissozialen Verhalten schlechthin. Therapeuten, die mit dissozialem Verhalten konfrontiert werden, sollten daher zu je-

der der genannten Fragen Antworten suchen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, über die unzähligen Klippen in der Therapie des dissozialen Verhaltens zu stürzen oder verletzt zu werden, um dann enttäuscht ihre Irritation kaschieren zu müssen, indem sie die Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens propagieren.

## Ad 1) Die Frage WARUM?

Das Phänomen „Dissozialität“ ist ortsunabhängig und zeitlos. Die Begriffsbestimmung hat sich im Laufe der Geschichte zwar verändert, ist jedoch bei der Frage „warum?“ historisch mit dem Begriff des Bösen assoziiert, wenn nicht synonym verwendet worden. Durch den Begriff des Bösen wird eine Bewertung des dissozialen Verhaltens vorgenommen, die den Umgang mit ihr eindeutig bestimmt: dissoziales, d.h. böses Verhalten ist unerwünscht, muss verhindert werden, also müssen wir uns davor schützen und es bestrafen. Die leidenschaftliche Debatte über den Umgang mit dem Bösen ist Inhalt unzähliger Bücher und selbst ein oberflächlicher Abriss der unterschiedlichen Positionen würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen (z.B. Kérényi).

Diese Sinnhaftigkeit des Bösen kann zudem nicht allgemeingültig argumentiert werden. Angesichts von Welt- und Religionskriegen, Genoziden, Serienmördern und anderen Ausprägungen des Bösen sind wir heute oftmals geneigt, Böses bar jeden Sinns anzunehmen (Lacroix 1998).

Dass die ängstliche Hoffnung auf ein Überwiegen des Sinnes notwendig ist, besonders für diejenigen Menschen, der vermehrt auf Leid, auf Sinnlosigkeit, auf Wahnsinn stößt, scheint offensichtlich. Vielleicht bedarf es gerade gegenüber diesen Tatsachen der Sinnlosigkeit des Muts, sich an einer Utopie zu orientieren, an einem Entwurf, der – gegen dessen faktische Ohnmacht – an der bedeutungsvollen Rolle des Menschen festhält. So wäre es gerade das Beharren auf dem Sinn des Bösen, das letztlich dessen Unsinn ernst nimmt, das sich aufbäumt gegen eilfertige Beruhigungen und oberflächliche Lösungen und das bereit ist, vorliegende Antworten wieder in Frage zu stellen – auf die Gefahr hin, dass damit auch hilfreiche Sicherungen verloren gehen. Die Seele ist nichts Einfaches, vielmehr eine Hierarchie von über- und untergeordneten Instanzen, ein Gewirr von Impulsen, die unabhängig voneinander zur Ausführung drängen, entsprechend der Vielheit von Trieben und von Beziehungen zur Außenwelt, viele davon einander gegensätzlich und mit einander unverträglich (Battke 1978). Die persönliche Entscheidungsfreiheit gibt uns allerdings die Möglichkeit der Konfrontation, des Standhaltens oder der Flucht angesichts des Bösen an. Letztendlich gibt uns C. G. Jung's wiederholt geäußerte Ansicht, dass in der Therapie nicht Vollkommenheit Ziel einer Persönlichkeitsentwicklung sei, sondern Vollständigkeit: d.h. die Integration unserer Schattenseiten, die Möglichkeit, frei über uns entscheiden zu können. Dissozialität ist demnach die radikale Konsequenz, dass alle Erfahrungen als Möglichkeit vorzufinden sind und dass wir die Freiheit haben uns für oder gegen diese Erfahrungen zu entscheiden.

Vielleicht hilft uns die Erinnerung an die griechische My-

thologie und Hermes, das Böse mit größerer Gelassenheit als mit der existentiellen Frage nach dem „Warum“ zu begegnen, sodass wir uns dem „wie“ widmen können.

## Ad 2) Die Frage WIE?

Der Psychoanalyse kommt das Verdienst zu, dass sie den Kontinent der menschlichen Bosheit methodisch erforscht hat. Wie mit dem Skalpell hat sie versucht, den Hass und das Mörderische im Herzen des seelischen Lebens offen zu legen: Wir beseitigen in unseren unbewussten Regungen täglich und stündlich alle, die uns im Wege stehen, die uns beleidigt und geschädigt haben, und wir sind, wenn man uns nach unseren unbewussten Wunschregungen beurteilt, wie die Urmenschen eine Rotte von Mördern. (...) Diese Triebregungen sind an sich weder gut noch böse. Wir klassifizieren sie und ihre Äußerungen in solcher Weise, je nach ihren Beziehungen zu den Bedürfnissen und Anforderungen der menschlichen Gemeinschaft (Freud 1915, 332).

Beunruhigend ist dabei die Tatsache, dass diese mörderischen Triebe nicht allein auf unsere Feinde zielen. Sie gelten auch denen, die wir lieben: Liebe und Hass sind zutiefst miteinander verbunden, sodass die Zärtlichkeiten, die wir uns Nahestehenden entgegenbringen, fast immer ambivalent sind.

Wenn wir unsere Ambivalenz erforschen wollen, das „Warum“ hintanstellen und uns dem „Wie“ zuwenden, beginnen wir, den wissenschaftlichen Spuren der Auseinandersetzung mit der Dissozialität zu folgen.

Hier ist der Begriff des Dissozialen mit dem modernen Begriff der dissozialen Persönlichkeitsstörung assoziiert. Bevor diese moderne Terminologie in der internationalen psychiatrischen Diagnostik (siehe DSM IV und ICD-10) Eingang fand, musste eine Trennung von den wertenden Betrachtungen der Philosophie versucht werden. Im folgenden ein kurzer historischer Abriss (vgl. Saß 1987).

### Die gestörte Affektivität der Dissozialität (der französische Ansatz)

Der Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigungen mit den abnormen Persönlichkeiten bzw. der erste Versuch, dissoziales Verhalten als nosologische Einheit zu erfassen, ist Pinels Beschreibung einer „manie sans délire“ (Pinel 1809). Pinel beschreibt als entscheidendes Merkmal die Beeinträchtigung der affektiven Funktionen bei ungestörten Verstandeskraften. In ätiologischer Hinsicht nimmt er mangelnde Erziehung oder perverse, zügellose Veranlagung an und formuliert damit die bis heute aktuelle Streitfrage einer biographisch entstandenen oder endogenen Verursachung.

Die Auffassungen Pinels werden in Esquirols Lehre von der Monomanie (Esquirol 1838) noch deutlicher sichtbar. Die Veränderungen des Willens und der Gefühle bei unbeeinträchtigter Intelligenz werden unter Bezeichnungen wie „Monomanie affective“ oder „Monomanie instinctive“ beschrieben. Daraus entwickelten sich Konzeptionen bestimmter Monomanien für einzelne Verhaltensweisen und Delikttypen, z.B. Kleptomanie, Pyromanie, ja sogar eine Mordmonomanie (die allerdings auf Grund der forensischen Konsequenzen von

Anfang an einer heftigen Kritik ausgesetzt war, die jedoch im modernen - und noch immer fragwürdigen - Begriff des Serienmörders seine Fortsetzung findet).

1857 publiziert Morel seine „Abhandlung über die körperlichen, intellektuellen und moralischen Degenerationen der Menschheit“. Mit dem Begriff der Degeneration ergeben sich neue Konzeptionen abnormer Persönlichkeiten: krankhafte Abweichungen vom normalen Bild des Menschen werden durch schädliche Umgebungseinflüsse und Vererbung weitergegeben und der Schweregrad der Störung nimmt von Generation zu Generation bis zum Aussterben zu. Schließlich entwickelt Magnan (1895) die Auffassung einer gesetzmäßigen Abfolge bestimmter Krankheitsbilder.

Magnan kombinierte seine Nosologie mit neurophysiologischen Überlegungen, eine fehlende Balance im Nervensystem sei Ursache der Störung.

### Die Unfähigkeit aus Erfahrung zu lernen (der angloamerikanische Ansatz)

In England ist es vor allem Prichard (1835), der mit dem Begriff der „moral insanity“ das Konzept dissozialen Verhaltens weiterentwickelt.

Moral insanity als charakteristisches Merkmal konzentriert das Interesse auf Individuen, die durch amoralische, gesellschaftsschädigende Verhaltensweisen auffallen und stellt die wichtiger werdende Frage nach der Verantwortung dieser Personengruppe. Der Versuch, die „moral insanity“ in die psychiatrische Nosologie zu integrieren, kollidiert allerdings mit rechtlichen Ordnungsvorstellungen, sodass die gegenseitige Übersetzungsschwierigkeit medizinischer und juristischer Begriffe sichtbar wird (Rasch 1999).

Maudsley (1874) verschärft diese Diskussion als er die „moral insanity“ als eine Form der geistigen Veränderung beschreibt, die so stark mit Kriminalität und menschlichen Lastern verbunden sei, dass ihre medizinische Verankerung in Frage gestellt wäre. (Diese Diskussion hat bis heute keine eindeutige Antwort gefunden, sodass in unterschiedlichen Ländern der Begriff und die Handhabung der verminderten Schuldfähigkeit stark differiert. In Österreich ist der Begriff der verminderten Schuldfähigkeit nicht in Verwendung.)

In den Vereinigten Staaten entwickelte sich unter dem Einfluss der Psychoanalyse eine Differenzierung zwischen neurotischen und psychopathischen Persönlichkeitsauffälligkeiten. Dem Ich-syntonen Psychopathen, der vorwiegend seine Umgebung stört, steht der Ich-dystone Neurotiker, der selbst unter seinen Symptomen leidet, gegenüber.

Mit den Ich-syntonen Psychopathen im dissozialen Sinn beschäftigten sich in den nachfolgenden Jahrzehnten zunehmend forensische Psychiater, Soziologen und Psychologen, während sich Psychotherapeuten bevorzugt den weniger störenden und für die Therapie attraktiveren Formen der Symptom-Neurosen zuwandten.

1930 schlug Patridge für psychopathische Persönlichkeiten die Bezeichnung „Soziopathie“ vor. Die Soziopathie war definiert als andauernde Fehlanpassung, welche durch Erziehung und Bestrafung kaum korrigiert werden könne. Die Reduktion der „Psychopathie“ auf die gesellschaftsfeindliche

„Soziopathie“ setzte sich dahingehend durch, dass beide Bezeichnungen synonym verwendet wurden und gleichbedeutend mit dem neuen Begriff der „Antisozialen Persönlichkeitsstörung“ des DSM IV (301.7) bzw. der „Dissozialen Persönlichkeitsstörung“ des ICD-10 (F 60.2) verwendet werden.

Zu den Merkmalen der Störung zählen Reizbarkeit und Aggressivität, Anpassungsversagen, Falschheit, Impulsivität, Rücksichtslosigkeit, Verantwortungslosigkeit und fehlende Reue.

Großen Einfluss auf die heutige Psychopathie-Konzeption hat schließlich Cleckleys 1946 in den USA publizierte Monographie „The Mask of Sanity“ (Cleckley 1988). Seine klinisch intuitiv gewonnenen Beschreibungen wurden in der Folge zur wichtigsten Ausgangsbasis für die empirische Forschung über Psychopathie in Nordamerika. Der Psychopath ist hier durch antisoziale Verhaltensweisen definiert. Sein Verhalten lässt keine adäquate Motivation erkennen und ist nicht durch Psychose, Neurose oder geistige Behinderung bedingt oder erklärbar.

Hare versuchte schließlich in den 80iger Jahren eine Operationalisierung der von Cleckley angegebenen Merkmale, und entwickelte daraus die „Psychopathy Check List“, die in ihrer letzten Version (PCL-R) zu einem wesentlichen Instrument der Rückfallprognose in der forensischen Psychiatrie geworden ist (Hare 2005). Die folgenden Merkmale dienen hier zu einer dimensional eingeschätzten Rückfallrisikos, d.h. je mehr Merkmale vorhanden sind, umso höher das Risiko:

- trickreich, sprachgewandter Blender mit oberflächlichem Charme
- erheblich gesteigertes Selbstwertgefühl
- pathologisches Lügen
- betrügerisch-manipulatives Verhalten
- chronisches Bedürfnis nach Stimulation
- parasitärer Lebensstil
- unzureichende Verhaltenskontrolle
- frühe Verhaltensauffälligkeiten
- Fehlen realistischer langfristiger Ziele
- Impulsivität
- Verantwortungslosigkeit
- Jugendkriminalität
- Widerruf einer bedingten Entlassung
- oberflächliche Gefühle
- Gefühlskälte, Mangel an Empathie
- Mangel an Reue, Schuldbewusstsein
- mangelnde Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen

Trotz begründeter Kritik (z.B. Gunn 1998), dass Merkmale wie oberflächlicher Charme, Mangel an Mitleid und undifferenzierte Gefühle keine zuverlässigen Kriterien und moralisierende Komponenten seien, setzte sich die PCL-R als brauchbares Instrument durch (Millon 1998).

## **Der Versuch wertfrei zu bleiben bzw. kategoriale Ansatz (der deutsche Ansatz)**

Im deutschen Sprachraum wurde der Ausdruck Psychopathie vorerst als Überbegriff für abnorme Persönlichkeiten

gewählt, der zunächst im unspezifischen Sinne alle seelischen Abnormitäten synonym mit Formulierungen, wie Seelenstörung, Psychose oder Persönlichkeitskrankheit, verwendete.

Koch (1989) benutzte erstmals die Bezeichnung „psychopathische Minderwertigkeiten“ für Persönlichkeitsanomalien, seine gleich benannte Monographie hatte in Deutschland eine ähnliche Bedeutung wie die Lehren Pinels oder Prichards in Frankreich und England.

Kochs Begriff der Minderwertigkeit trug wesentlich zur Konnotation negativer Wertungen und moralischer Verurteilung bei der Beschreibung psychopathologischer Persönlichkeiten bei (vgl. Saß 1987).

Bei Kraepelin (1903) erscheint der Begriff der psychopathischen Persönlichkeiten unter dem Gesichtspunkt der Dissozialität. Später beschreibt er sieben Haupttypen psychopathischer Persönlichkeiten, bei denen das dissoziale Element als eine Unterform auftritt: die Erregbaren, die Haltlosen, die Triebmenschen, die Verschrobener, die Lügner und Schwindler, die Streitsüchtigen sowie die Gesellschaftsfeinde.

Aus all diesen Arbeiten hebt sich letztendlich Kurt Schneiders klassische Monographie über „die psychopathischen Persönlichkeiten“ heraus, in der er zehn charakterologische Typen unterscheidet: Die Hyperthymischen, die Depressiven, die Selbstunsicheren, die Fanatischen, die Geltungsbedürftigen, die Stimmungs labilen, die Explosiblen, die Gemütlosen, die Willenlosen, die Asthenischen.

Durch die Hereinnahme vieler nicht assozialer Formen sollte das Abgleiten des Psychopathie-Begriffes in das sozial Negative und Wertende aufgehalten werden, doch räumte Kurt Schneider unter Hinweis auf die Minderwertigkeiten Kochs und die Beschränkung Kraepelins auf vorwiegend störende Varianten ein, dass dies möglicherweise misslingen werde (Saß 1987). Er sollte recht behalten. Jedenfalls hat Kurt Schneiders Lehre alle späteren deskriptiven Typologien maßgeblich geprägt. Allerdings bleibt bei dieser Entwicklung an die Skepsis Kurt Schneiders gegenüber seiner Psychopathenlehre zu erinnern, der betonte, dass es sich bei den Bezeichnungen um Typen und nicht um Diagnosen handelt, und dass die individuelle Persönlichkeit viel reicher und komplexer ist, als sich dies in einer typologischen Beschreibung ausdrücken lässt.

Die moderne Forschung hat versucht, die dissozialen Persönlichkeitsstörungen mit Verfeinerungen der deskriptiven Beschreibungen und mit Hilfe neurophysiologischer bzw. bildgebender Verfahren (z.B. Sachsse 2006) besser zu verstehen, und die Risikoprognose deutlich verbessert. Für den Therapeuten, der dem einzelnen Straftäter gegenüber sitzt, sind diese Ergebnisse eine notwendige Hilfe, und er ist gut beraten, sich eingehend weiterzubilden, um die Grenzen seiner Bemühungen adäquat einschätzen zu können. Letztlich bleibt ihm aber in der direkten Begegnung die Frage: Wer ist die Person, die mir gegenüber sitzt?

## **Ad 3) Die Frage: WER?**

Was für Menschen sind Verbrecher, wer sind sie? Wenn es sich um Außenseiter, Abwegige und Verbrecher handelt,

wird oft nur rhetorisch gefragt, denn die meisten glauben, die Antwort schon zu wissen, und die Abscheu ersetzt ihnen eine differenzierte Betrachtung des Phänomens.

Der Therapeut, der mit dem dissozialen Menschen konfrontiert wird, läuft Gefahr, bei der Frage „warum“ zu (ver-)zweifeln oder in der Frage „wie“ zu verharren. In beiden Fällen ist Begegnung bzw. eine tiefgreifende Auseinandersetzung kaum möglich. Wenn sein Ego sich stets gedrängt fühlt, seine normgerechte Position gegen alles Abweichende zu verteidigen, ist er an der Gestaltung dieser Normen und deren Festigung beteiligt, d.h. Andersein und Gleichsein bedingen und definieren sich gegenseitig.

Eine notwendiger Umweg (der die Ortskenntnis verbessert) ist die Begegnung mit seiner eigenen Dissozialität und dem eigenen Umgang mit ihr.

Ein einfacher Einstieg: Wofür brauchen wir Dissozialität in unserer Gesellschaft, wofür braucht sie der Therapeut?

Vereinfachte Antworten könnten lauten: Dissoziales Verhalten stellt in unserer Gesellschaft für viele Menschen die Lebensgrundlage dar: Nicht gemeint sind die Verbrecher selbst, sondern Polizisten, Richter, Staatsanwälte, Justizwachbeamte, Psychologen, forensische Psychiater und – Therapeuten (denn nicht nur der Delinquent will bestraft werden, sondern der Richter ist auch auf ihn angewiesen: und jeder hat zeitweise den unbezwingbaren Drang Gericht zu halten über andere (Shoham 1979)).

Dissoziales Verhalten fordert die Gesellschaft und jeden einzelnen auf, über allgemeine und persönliche Grenzen eigener Bedürfnisse nachzudenken.

In der Dimension moralischen Denkens stellt also Dissozialität eine äußere Grenze dar. Wann immer diese überschritten wird, tritt ein Regelsystem in Kraft, welches die jeweilige Gesellschaft entworfen hat und welches Grenzsetzung und bisweilen Ausgrenzung definiert.

Für den einzelnen bedeutet diese Grenzüberschreitung eine Herausforderung, in der Realität, Ausmaß der Bedürfnisse, hemmende Impulskontrolle und Identität bzw. der Wert des sozialen Netzes bewusst werden. Die Frage des Therapeuten lautet also nicht, warum sein Gegenüber dissozial ist, sondern warum und ob überhaupt er, der Therapeut, nicht dissozial ist. Die Frage nach seiner eigenen dissozialen Realität, nach den Augenblicken des Impulskontrollverlustes, seiner unsicheren Identität als Anwalt und Helfer des Delinquenten oder/und Beschützer und Vertreter der Gesellschaft (Frottier 1998). Letztendlich muss er sich fragen, wie weit er bereit ist, mit Außenseitern dieser Gesellschaft eine therapeutische Beziehung einzugehen, sich zumindest bruchstückhaft zu August Aichhorns Diktum über dissoziale und verwahrloste Jugendliche („eigentlich bin ich einer von ihnen“) anzunähern (Aichhorn 1987).

Um diese Gedanken konsequent umzusetzen, haben wir für die psychotherapeutische Behandlung von psychisch-kranken, zurechnungsfähigen Rechtsbrechern in der Justizanstalt Mittersteig in Wien ein mehrstufiges Modell entwickelt, das sich als brauchbares Konstrukt erwiesen hat. In diesem Modell werden vier Bereiche dimensional beschrieben und mit Hilfe der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik be-

stimmt (Arbeitskreis OPD 2001), die wir therapeutisch erreichen wollen:

1. Realitätskontrolle,
2. Impulskontrolle,
3. Ich-Identität,
4. Beziehungsfähigkeit.

## 1. Die Notwendigkeit einer gemeinsamen Realität

Unterschiedliche Realitätswahrnehmungen, wie sie bei Straftätern zumindest für das Delikt regelmäßig vorkommen oder auch Ursache des Verbrechens sein können, müssen soweit bearbeitbar sein, dass eine gemeinsame Realität von Therapeut und dissozialem Patienten möglich wird. Einerseits muss der Therapeut eine hohe Toleranz gegenüber der vom Delinquenten präsentierten Realität zeigen, andererseits muss er standhaft und mit hartnäckiger Freundlichkeit die Realität der Aktenlage innerhalb der Therapie lebendig erhalten. Um nicht in einem unproduktiven Konflikt durch zwei sich gegenüberstehende Realitäten zu verharren, muss der Fokus des Therapeuten auf das Schaffen einer gemeinsamen, neuen Realität gerichtet sein. Es ist daher für den Therapeuten wichtig, genaue Kenntnis über die gesetzlichen Regelungen, die statistischen Ergebnisse der forensischen Psychologie und Psychotherapie und die Aktenlage des Patienten zu haben und diese entsprechend dem Patienten als mögliche gemeinsame Grundlage vermitteln zu können (Simon, Gold 2004). Ebenso muss jeder forensisch tätige Therapeut gute Grundkenntnisse darüber haben, inwieweit psychisch kranke Menschen gefährlicher sind als psychisch gesunde und welche Zusammenhänge zwischen Kriminalität und gestörter Realitätswahrnehmung wissenschaftlich angenommen werden (s. z. B.: Chiswick, Thomsos 2004; Schanda 2006; Taylor, Estroff 2004).

Die Aufklärung über den Alltag im Gefängnis und den Umgang des Gerichtes, der Öffentlichkeit und der Justiz mit dem Delikt bzw. die Bedingungen, die für eine mögliche Therapie gesetzt werden müssen, stellen daher den Anfang allen therapeutischen Bemühens dar.

Ergebnisse in Kanada haben gezeigt, dass diese in „Einführungsgruppen“ vermittelten Informationen, die ausschließlich aufklärend wirken, den Klienten rascher zu einem therapeutischen Bündnis führen und dieser daher nicht nur früher entlassen werden kann, sondern auch seltener rückfällig wird (Marshall 2004).

## 2. Impulskontrolle

Grundsätzliche Fähigkeiten, die für eine Therapie notwendig sind, müssen bei vielen Delinquenten, die weder Leidensdruck noch Veränderungsmotivation haben, zuerst trainiert werden. In verhaltenstherapeutisch orientierten (an der dialektischen behavioralen Therapie (DBT) angelehnten) Trainingsgruppen werden Impulskontrolltechniken vermittelt und geübt, wobei bereits das Durchhalten einer zweistündigen Gruppentherapiesitzung als erster Erfolg gewertet

werden kann. Unterschiedliche therapeutische Zugänge werden dem Patienten nahegebracht, um seine Ängste vor Konfrontation zu vermindern und seine Bereitschaft, sich zu offenbaren, zu fördern (siehe z.B. Herpertz 2001; Webster, Jackson 1997).

Allerdings werden gleichzeitig mit der fehlenden Impulskontrolle des Patienten in der Therapie mit dissozialen Persönlichkeitsstörungen heftige Affekte von Ekel, Wut, Neid, und Angst im Therapeuten geweckt. Die Wahrnehmung dieser heftigen Gefühle und das Widerstehen, diese Impulse auch nur bruchstückhaft zum Nachteil des Patienten auszuleben, sind grundsätzliche Voraussetzungen für die Qualifikation des forensisch-tätigen Therapeuten.

Videostudien haben gezeigt, dass Therapeuten die sich warmherzig, aber bestimmt und direktiv, aber gesprächsbereit in Therapien verhalten (der von Kernberg geprägte Begriff „tough empathy“ trifft diesen Umstand am genauesten), langfristig weniger Rückfälle bei ihren Patienten erreichen als Therapeuten, die konfrontativ, streng und moralisierend arbeiten. Prozessanalysen von Videobändern zeigen zudem, dass erfolgreiche Therapiesitzungen durch ein Überwiegen der Aktivierung von Ressourcen gegenüber der Problemaktivierung von der ersten Minute an gekennzeichnet sind (Grawe 2005). Die Fähigkeit, sich als Therapeut in der Therapie auch in Krisensituationen ressourcenorientiert, warmherzig und gleichzeitig bestimmt verhalten zu können, korreliert mit dem Ausmaß der Selbsterfahrung (Mann 2005). Konkreter ausgedrückt heißt das demnach, je mehr Selbsterfahrung (gemessen an der Stundenzahl) der Therapeut absolviert hat, desto seltener der Rückfall des Patienten.

Ausgezeichnete Kenntnis der eigenen heftigen Affekte und die Fähigkeit, sie als eigene anzuerkennen, sind unerlässlich in der Arbeit mit schweren dissozialen Störungen. „Ein Therapeut, der seine eigene Hilflosigkeit nicht zugeben kann, wird sich schwer mit der Hilflosigkeit des Patienten identifizieren können. (...) und wenn er nicht in der Lage ist, Überraschungen zuzulassen und neue Informationen mit Misstrauen behandelt, ist es wichtig, diese Reaktionen genau zu untersuchen.“ (Kernberg 1993) Für den Psychotherapeuten, der seine Abhängigkeit von den in der therapeutischen Beziehung ablaufenden Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen anerkennt, stellt sich also z.B. die essentielle Frage, was in ihm vorgegangen ist, wenn er das emanzipatorische Potenzial seines Patienten nicht mehr sieht (Bauriedl 1997).

### 3. Identität

Untersuchungen von Straftätern zeigen, dass ein Großteil von ihnen versucht, die mangelnde Selbstsicherheit bzw. das unklare Selbstbild über dissoziales Verhalten zu kompensieren. Dissozialität ist ohne Zweifel identitätsstiftend.

Die Dissozialität ausschließlich als Defizit zu identifizieren und in der Therapie als Ziel-Fokus zu wählen, verstärkt möglicherweise die Identitätsunsicherheit des Patienten. Stattdessen sollte von Anfang an seine dissoziale Identität als Ressource erkannt und ihm der selbstschädigende Anteil dieser Ressource bewusst gemacht werden. Erst wenn er dissoziales

Verhalten als selbstschädigendes Muster erkennt, wird sein Bedürfnis nach einer neuen (sozialen) Verhaltensweise entstehen.

Für den forensischen Therapeuten mag die Faszination für das Böse eine Motivation sein, in diesem Bereich zu arbeiten („... die Sensation, die von jedem Verbrechen ausgeht und das leidenschaftliche Interesse für Verbrechenverfolgung, Gerichtsverhandlungen und dergleichen beweisen, dass sozusagen alle, insofern sie nicht abnorm stumpf oder apathisch sind, von Verbrechen in Erregung versetzt werden.(...) Sie schwingen mit, sie fühlen sich in das Verbrechen ein, sie versuchen es zu begreifen und zu erklären (...) ist es z.B. noch niemand als fragwürdig vorgekommen, dass man sich so allgemein für Detektivromane interessiert?“ (Jung 1945)). Dies birgt die Gefahr, dass sich der Therapeut unbewusst mit der dissozialen Identität des Patienten verbündet und daher die Therapie in ein Scheingefecht abgleitet, in dem die dissoziale Identität des Patienten eher gefestigt als in Frage gestellt wird.

Anders ausgedrückt heißt dies, dass für den in der Forensik arbeitenden Therapeuten ein gefestigtes Selbstbild und eine routinierte Handhabung der Übertragungs- und Gegenübertragungsverstrickungen Grundvoraussetzungen sind, um mit den Patienten konsequent und gleichzeitig empathisch arbeiten zu können. Dies wiederum wird nur durch eine ausreichend lange und tiefgreifende Selbsterfahrung erreicht. Seine Haltung gegenüber den Grundbedingungen der Therapie, wie z.B. der Verschwiegenheit, müssen gefestigt sein (Frottier 1998).

Seine Erwartung, der Patient solle doch vernünftig sein, beinhaltet nur die Aufforderung, dieser solle so denken und fühlen wie der Therapeut, oder wie dieser es braucht und wünscht. Für den Patienten sind aber die Bedürfnisse des anderen „Sachzwänge“ bzw. Anforderungen im Sinne der sozialen Erwünschtheit. Es sind nicht seine Gefühle und Wünsche, die hier berücksichtigt werden sollen. So entsteht in ihm eine Spaltung zwischen dem, was er selbst fühlt und will und dem, was der andere fühlt und will, was er selbst also „muss“. Diese Spaltung betrifft nicht nur die Trennung zwischen „Gefühl“ und Vernunft sondern auch die Trennung zwischen Gefühl und Verhalten (Bauriedl 1997). Letztendlich ist aber Ziel der Therapie, dass die Verbindung zwischen den eigenen Gefühlen und dem eigenen Verhalten wieder hergestellt wird, sodass das eigene Verhalten (wieder) aus eigenen, bewussten Entscheidungen geführt werden kann.

### 4. Beziehung

Das wesentliche Erfolgsmerkmal der Psychotherapie im allgemeinen, nämlich die therapeutische Beziehung, kann meiner Ansicht in der Therapie mit schwer gestörten Persönlichkeitsstörungen erst dann Fokus der Therapie werden, wenn Realitätskontrolle, Impulskontrolle und Identität des Patienten (und natürlich des Therapeuten) in Grundzügen ausreichend vorhanden sind. Die wissenschaftliche Erfahrung hat – und im Extremfall in (glücklicherweise wenigen) Katastrophen – gezeigt, dass das Angebot einer unreflektierten therapeutischen Beziehung bei unsicherer Identität und

mangelnder Impulskontrolle zu Realitätsverlust des Patienten und zu heftigen Rückfällen bzw. im extremen Fall zur Gefährdung des Therapeuten führen können (Wagner 1998).

Das Ausmaß des Beziehungsangebotes des Therapeuten ist hier abhängig von seiner Fähigkeit, die therapeutische Beziehung als symbolische Beziehung zu erkennen und adäquat mit seinen eigenen Übertragungsanteilen, die durch die Störung des Patienten verstärkt werden, professionell umzugehen (Frottier 1998). Die Heftigkeit der Affekte, die durch das Verhalten des forensischen Patienten oder durch die Auseinandersetzung mit seinem Delikt beim Therapeuten ausgelöst werden können, machen eine entsprechende Ausbildung notwendig. (Dies ist einer der Gründe, warum Therapeuten, die an der Justizanstalt Wien-Mittersteig als Einzeltherapeuten tätig sind, eine abgeschlossene Ausbildung in „Transference focused Psychotherapy“ vorweisen müssen (vgl. Clarkin et al. 2002)).

Die Aggression in der Gegenübertragung kann nur dann eine sinnvolle Funktion erfüllen, wenn sie durch das Interesse am Patienten kompensiert wird, wenn er die Spaltung des Patienten in seiner eigenen Ambivalenz halten kann. Denn die Aggression in der Gegenübertragung ist gespalten zwischen jenem Teil, der sich mit dem Täter identifiziert und jenem, der ihn ablehnt, der ihn ohne Anstrengung versteht und der durch ihn verwirrt wird, der sein Leiden nachempfinden kann und der die Zeit, die er mit dem Patienten in der Therapie verbringt, als verschwendete Zeit ansieht. Diese Spaltung muss vom Therapeuten gehalten werden können und in verdauter Form dem Patienten bewusst gemacht werden (Benedetti 1982). Gerade in der forensische Therapie wird sichtbar, dass die Therapeut-Patient-Beziehung viel reziproker verläuft als die meisten Therapeuten zuzugeben bereit sind (Bacal 1998). Nicht nur müssen die Delinquenten ihre Empathiefähigkeit entwickeln, um zukünftige Opfer zu vermeiden (Fernandez 2002), auch der Therapeut muss eine Zeit lang „in den Schuhen“ seines Patienten gehen.

Die Unterteilung verschiedener therapeutischer Schwerpunkte in aufklärenden Basisgruppen, verhaltensmodifizierende Gruppen mit Fokus Impulskontrolle, identitätsstützende Therapietrainingsgruppen, delikt-orientierte Gruppenprogramme, empathiefokussierte Gruppen und übertragungsfo-kussierte Einzeltherapie, stellt eine Möglichkeit dar, einzelne Defizite und Ressourcen unabhängig voneinander herauszuarbeiten, ohne die Gesamtproblematik des Patienten auf einzelne Faktoren zu reduzieren. Die künstliche Aufspaltung ermöglicht es, Spaltungstendenzen in unterschiedlicher Intensität und in sich verändernder Umgebung dem dissozialen Patienten bewusst zu machen und daran zu arbeiten. Das hierarchisch aufgebaute Stufenmodell ermöglicht es außerdem, die Fortschritte der Therapie leichter zu erkennen, bzw. bietet ausreichend Transparenz für das Gericht und externe Gutachter.

Dass spezifische Therapieprogramme, die rückfallpräventive Interventionen beinhalten und modulartig konzipiert sind, bessere Ergebnisse zeigen als unspezifische Therapien ist inzwischen wissenschaftlich gut belegt (McGuire 1997; Nedopil 2001). Folgende Zahlen mögen dies veranschaulichen (vgl. Tab. 1).

	ohne Therapie	mit klassischer Psychotherapie	mit spezieller deliktorientierter Therapie
<b>Vergewaltigung</b>	23,7	22,7	8,3
<b>Kindesmissbrauch</b>	25,8	18,3	8,1
<b>Sexualstraftäter</b>	12,0	14,3	5,6
<b>Gesamtkollektiv</b>	17,6	13,9	7,2

Tab. 1: Spezifische Rückfallsrate bei unterschiedlichen Therapieformen in % (Fiedler 2004)

In einem in der Wiener forensischen Ambulanz betreuten Population betrug die Rückfallrate bei Gewalttätern nach einer beziehungsorientierten Therapie, durchgeführt von forensisch ausgebildeten Therapeuten 6.9% im Vergleich zu 24 % Rückfallsrate ohne vergleichbare Therapie (Eher, Frottier 2006).

## Zusammenfassung

Da der Außenseiter sich in dieser Welt nicht zu Hause fühlt, zieht er sich in seine eigene Welt zurück. Er überquert jene Grenze von der sozialen Bezogenheit hin zur Gleichgültigkeit sich und den anderen gegenüber.

Dieser Zustand drückt sich oftmals in innerer Leere und Langeweile aus. Diese Leere kann sich bis zur Unerträglichkeit steigern, sodass jeder Anflug von Langeweile mit Erlebnishunger kompensiert werden muss. „Sensation seeking“, jener Charakterzug, der dem Dissozialen oftmals eigen ist, gekoppelt mit der fehlenden Fähigkeit aus Erfahrung zu lernen (und weswegen Bestrafen kaum die Rückfälligkeit senken kann) lassen ihn in der Delinquenz eine Identität finden, die meist anziehender für ihn ist, als in der, als Erstarrung erlebten sozialen Welt, zu verbleiben.

Sozial abweichende Menschen sind jedoch auch Menschen die nach Partizipation streben, nach Teilhaben an der Sozietät und an den Mitmenschen. Es ist eine freiheitsberaubende Identifikationsfalle, in die jene treten, die in unserer Gesellschaft zum Abweichler und Außenseiter geworden sind. Dissozialität und Außenseiterstatus sind für diese Selbstunsicheren identitätsstiftend und geben ihnen das Gefühl der Sicherheit, sodass der mögliche Freiheitsverlust in Kauf genommen wird. Das Bedürfnis der Freiheit wird kompensiert durch das größere Bedürfnis der (dissozialen) Identität.

Dissoziales Verhalten dient wiederum uns als ein Spiegel und ist letztendlich ein Maßstab für die Gesellschaft, wie sie mit ihren Außenseitern umgeht. Dies gilt insbesondere für psychisch kranke Rechtsbrecher, die - durch die doppelte Stigmatisierung an den äußersten Rand der Gesellschaft gedrängt - uns bewusst machen können, wie wir mit den extremen Außenseitern und sozial abweichenden Menschen umgehen und umzugehen wünschen. Diese Arbeit versucht, zu verdeutlichen, dass in der forensischen Psychotherapie die Veränderung zuerst beim Therapeuten beginnt.

Die Freiheit, die die moderne Zivilisation heute anbietet, überfordert viele von uns. Weder unsere Vorstellungskraft



noch unsere Kreativität sind ausreichend ausgebildet, um diese Freiheit adäquat nützen zu können. Dissoziales Verhalten ist eine der möglichen Reaktionen auf diese Freiheit, und erst der Verlust dieser Freiheit ermöglicht es uns, mit dem extremen Ausmaß von Dissozialität konfrontiert zu werden.

Wenn wir wieder an die Assoziation zu Hermes, dem Gott der Frechheit, der Landstreicher und Diebe, anschließen, so bleibt uns die Wahl, dissoziale Menschen „hermetisch“ abzusondern (Frottier et al. 2000), oder den an der Seele Leidenden (den „Psychopathen“) in ihre Unterwelt als „Seelenbegleiter“ (Hermes der „Psychopompos“) zu folgen, und ihnen im Gegenzug eine soziale Welt vorstellen, sie dorthin zu führen und ihnen damit eine Entscheidungsmöglichkeit anzubieten.

## Literatur

- Aichhorn A (1987) Verwahrloste Jugend. Bern: Hans Huber, 3°
- Arbeitskreis OPD (2001) Operationalisierte psychodynamische Diagnostik. Bern: Hans Huber
- Bacal A (1998) Optimal responsiveness: how therapists heal their patients. Northvale: Jason Aronson
- Bauriedl T (1997) Die innere Welt des Psychoanalytikers. In: Herberth F, Maurer J (Hg) Die Veränderung beginnt im Therapeuten. Frankfurt: Brandes & Apsel
- Battke M (1978) Das Böse bei Sigmund Freud und C.G. Jung. Düsseldorf: Patmos
- Benedetti G (1982) Sich selbst erkennen. Göttingen: Vandenhoeck
- Chiswick D, Thomson L (2004) The relationship between crime and psychiatry. In: Edinburgh J (Ed) Companion to psychiatric studies. Churchill Livingstone, 701-727
- Clarkin J, Yeomans F, Kernberg O (2001) Psychotherapie der Borderline-Persönlichkeit. Stuttgart-New York: Schattauer
- Cleckley H (1988) The mask of sanity. USA: Library of Congress
- Eher R, Frottier P (2006) Beziehungsorientierte Psychotherapie bei entlassenen Straftätern und einer Gruppe von Sexualstraftätern – Ergebnisse einer 7-Jahreskatamnese. Recht und Psychiatrie, 2, 83-90
- Esquirol E (1839) Les maladies mentales considérées sous les rapports médicaux, hygiéniques et médico. legal. Paris: Baillière
- Fernandez Y (2002) In their shoes. Oklahoma: Wood N' Barnes
- Fiedler P (2004) Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Basel: Beltz
- Fink G (1993) Who's who in der antiken Mythologie. München: DTV
- Frottier (1998) Sei standhaft, duldsam und verschwiegen. In: Forensische Psychotherapie. Wien: Facultas
- Frottier P, Frühwald S, Bender N, König F (2002) Die letzte psychiatrische Anstalt. Recht und Psychiatrie 20, 3, 162-167
- Freud S (1915) Zeitgemäßes über Krieg und Tod. Band 10. Frankfurt, 324-355
- Grawe K (2005) Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe
- Gunn J (1998) An elusive concept with moral overtones. In: Millon Psychopathy. New York: Guilford Press
- Jung KG (1945) Nach der Katastrophe. Band 10. Zürich: Walter
- Mc Guire J (1997) What works: Reducing Reoffending. USA: Wiley
- Hare R (2005) Gewissenlos. Wien, New York: Springer
- Herpertz S (2001) Impulsivität und Persönlichkeit. Stuttgart: Kohlhammer
- Kerényi K (1960) Das Problem des Bösen in der Mythologie. In: Das Böse. Zürich: Rascher, 9-25
- Kerényi K (1966) Die Mythologie der Griechen. Stuttgart: DTV
- Kerényi K (1976) Hermes Guide of Souls. Putnam: Spring Publications
- Kernberg O (1993) Psychodynamische Therapie bei Borderline Patienten. Bern: Hans Huber
- Koch J (1893) Die psychopathischen Minderwertigkeiten. Ravensburg: Maier
- Kraepelin E (1908) Psychiatrie. Leipzig: Barth, 7°
- Lacroix M (1998) Le mal. France: Flammarion
- Magnan (1895) Les dégénérés. Paris: Rueff
- Mann R (2005) Implementing and managing SOTP. Unpublizierter Vortrag, Hamburger Symposion „Gruppentherapie mit Sexualstraftätern“, 4.-7. September
- Marshall W et al. (2003) Process variables in the treatment of sexual offenders, Aggression and Violent. Behavior 8, 205-234
- Marshall W (2004) Grouptherapy with Sex Offenders. Skript zum Workshop, 27.-30. September in Wien
- Maudsley H (1874) Responsibility in mental disease. London: King
- Millon (1998) Psychopathy antisocial, criminal and violent behavior. New York: Guilford Press
- Morel B (1857) Traité des dégénérescences physiques. Paris: Baillière
- Nedopil N (2005) Prognosen in der Forensischen Psychiatrie. Lengerich: Pabst Science Publishers
- Patridge G (1930) Current conceptions of psychopathic personality. AMJ Psychiatry 10, 53-99
- Pinel P (1809) Traité médico – philosophique sur l'aliénation mentale. Paris: Brosson
- Prichard J (1835) A treatise on insanity and other disorders affecting the mind. London: Sherwood, Gilbert, Piper
- Rasch W (1999) Forensische Psychiatrie. Stuttgart: Kohlhammer
- Sachsse U (2006) Persönlichkeitsstörung und bildgebende Verfahren. Persönlichkeitsstörungen 3, 147-161
- Saß H (1987) Psychopathie Soziopathie Dissozialität. Berlin, Heidelberg, New York: Springer
- Schanda H (2006) Untersuchungen zur Frage des Zusammenhangs zwischen Psychosen und Kriminalität / Gewalttätigkeit. Fortschr Neurol Psychiat 74, 85-100
- Schneider K (1928) Die psychopathischen Persönlichkeiten. Wien: Deuticke
- Simon R, Gold L (2004) Textbook of Forensic Psychiatry. USA: American Psychiatric
- Shoham G (1979) Salvation through Gutters. Washington: Hemisphere
- Stefanides M (2003) Griechische Mythologie in 8 Bänden. Griechenland: Sigma
- Taylor P, Estroff S (2004) Schizophrenia and violence. In: Johnstone et al. (Ed) Companion to psychiatric studies. Edinburgh: Churchill Livingstone, 591-612
- Wagner E (1998) Scheitern, Krisen, Katastrophen. In: Forensische Psychotherapie, Wien: Facultas
- Webster C, Jackson M (1997) Impulsivity. New York, London: Guilford Press

*Anschrift des Verfassers:  
Dr. Patrick Frottier  
Mittersteig 25, A-1050 Wien  
patrick.frottier@justiz.gv.at*

# Die para-existentielle Persönlichkeitsstörung

## Ein existenzanalytischer Beitrag zur Theorie der Persönlichkeitsstörungen

*Cristian u. Ana-Maria Furnica*

**Es wird gezeigt, wie die gestörte Selbstfindung ein eigenes Bild von Persönlichkeitsstörung entwickelt, wenn sie mit einer gestörten Sinnfindung gekoppelt ist. Man kann dann von einer „para-existentiellen Persönlichkeitsstörung“ sprechen, weil sie „Sinn“ durch „Zweck“ ersetzt und so die „existenzielle Wende“ nicht wirklich vollzogen hat. Dadurch tritt an die Stelle der Sinnfindung - Sinngebung.**

**Der Artikel beleuchtet die Symptomatologie der Störung und ihren anthropologischen Hintergrund, sodass die Störung leichter erkannt und diagnostiziert werden kann. Anhand klinischer Fallbeispiele wird hervorgehoben, was die paraexistentielle Persönlichkeitsstörung von den anderen Persönlichkeitsstörungen des Selbst unterscheidet.**

**Schlüsselwörter: Falldarstellung, Persönlichkeitsstörung, Sinn**

**This paper is to show how faulty self-finding leads to a personality disorder, if it is accompanied with a deficient finding of meaning. This may be called „para-existential personality disorder“, because it replaces „meaning“ by „purpose“ and thus does not truly accomplish the „existential turn“. Thus the attribution of meaning supersedes the finding of meaning.**

**The paper illustrates the symptomatology of the disorder and its anthropological background, rendering the disorder easier to recognise and to diagnose. With the help of clinical cases the particularities that distinguish the para-existential personality disorder from other personality disorders will be shown.**

**Key words: case demonstration, meaning, personality disorder**

### Einleitung

In einer vor einigen Jahren publizierten Arbeit (Furnica 1999) formulierten wir die Idee der möglichen Existenz einer spezifischen Persönlichkeitsstörung, die der zeitgenössischen existenzanalytischen Theorie zufolge zur vierten personal-existentiellen Grundmotivation gehören würde.

Wir sind von der empirischen Beobachtung einiger Menschen ausgegangen, die sich nur an selbst gesetzten Zwecken und Zielen orientieren, darauf ihr Leben aufbauen und danach gestalten. Sie zeigen in verschiedenen Lebenslagen eine explizite Unfähigkeit, den existenziellen Sinn der Situationen, mit denen sie konfrontiert werden, zu erkennen. Diese Art der Auseinandersetzung mit der Welt verursacht sowohl ihnen, als auch den Menschen in ihrer Umgebung, Leid (Schneider 1962,17). Wir haben versucht, dieses Phänomen näher zu beobachten und die Mechanismen und Triebfedern, die ihm zu Grunde liegen, sowie die Konsequenzen sowohl im klinischen als auch im sozialen Bereich, zu verstehen. So sind wir zur Schlussfolgerung gelangt, dass es sich um eine spezifische Persönlichkeitsstörung handelt. Spezifisch ist die Tatsache, dass der Sinn mit dem Zweck verwechselt wird. Die *Sinnfindung*

wird von der *Sinngebung* ersetzt, was den Betroffenen daran hindert, zur *Existentialität* zu gelangen, und ihn in gewisser Weise zu einem Leben *neben* dieser „verurteilt“. Deswegen haben wir diese Störung „para-existentielle Persönlichkeitsstörung“ genannt. (Furnica 1999)

Damals, am Anfang, war es bloß ein Entwurf, eine Vermutung, die natürlich später einer genaueren Überprüfung unterzogen werden musste, einer präziseren Umschreibung, welche auf genaueren klinischen Beobachtungen basieren sollte. Dafür aber müssen wir zum Klinischen, zur konkreten Kasuistik, zurückkehren.

### 1. Ein Fallbeispiel

Alex ist 30 Jahre alt und im wahrsten Sinne des Wortes ein *Erfolgsmensch*. Er ist Geschäftsmann, verfügt über ein beachtliches Vermögen, zahlreiche Eigentumswerte, eine gut definierte Position in der mondänen Welt und hat sich vor kurzem mit einer jungen, attraktiven und aus derselben Schicht stammenden Frau verlobt, mit der er vorhat, eine Familie zu gründen und ein Kind zu bekommen.

Dies alles hat er ausschließlich sich selbst zu verdanken. Er

hat sich ins Zeug gelegt und hat es geschafft. Aber lassen wir ihn doch selbst zu Wort kommen:

Auf die Frage, wie er glaubt, dass ihn die anderen sehen, antwortet er:

*„Ich weiß nicht, wie mich die anderen sehen. Es interessiert mich auch nicht besonders. Ich habe aber einen Snobismus. Ich brauche den Aufstieg! Ich will mehr und ich will, dass die Leute sehen, dass ich habe.“*

Wenn wir uns Alex' Behauptung näher anschauen, können wir schon einige interessante Beobachtungen festhalten: Die eine betrifft seine Ausdrucksweise. Alex benutzt am häufigsten das Verb *haben*, auch als Ersatz für andere Verben, obwohl er weiß, dass es grammatikalisch nicht korrekt ist: Er erlaubt es sich, so zu sprechen, wie er ist, das heißt jenseits von Schablonen, selbst wenn diese linguistischer Natur sein sollten. Dieser eigene Sprachstil wird in fast allen seinen Zitaten, die im Laufe dieser Arbeit präsentiert werden, zu erkennen sein. Er sagt: *„Ich habe einen Snobismus“* anstatt zu sagen *„ich bin ein Snob“*, oder *„ich habe Langeweile“* anstatt *„ich langweile mich“*; *„ich hatte keinen Mangel an irgendetwas“* anstelle von *„mir fehlte nichts, ich habe Böse“* anstatt *„ich wurde bösar-tig“*, etc. Wenn die Sphäre des Verbs *haben* sich zu verkleinern droht, oder wenn er in der Dynamik der Expansion zur Vermehrung der *Habe* gebremst oder verlangsamt wird, „gerät“ Alex *„in Verzweiflung“*.

Eine zweite Bemerkung bezieht sich auf sein Wesen: Alex *muss* sich erheben, er muss aufsteigen, er muss nach oben kommen! Er *muss* mehr haben, damit die Leute sehen, dass er viel hat. Seine stets unruhigen Bemühungen haben *Suchtcharakter* und zugleich auch *Leidcharakter*. Ich habe es bis zu diesem Zeitpunkt nicht geschafft zu erfahren, was für Alex „oben“ bedeutet.

*„Oben ist oben; klar?!“* – sagt Alex.

Er gibt vor, Reichtum anzuhäufen, nur um ihn zu zeigen. Durch das viel Geld Haben, platziert er sich oben. Denn, wenn er nicht oben ist, kann er überhaupt nicht sein. *„Ich will haben und ich will, dass alle sehen, dass ich habe... Wenn ich nicht habe, kann ich nicht.“* Alex' Ziel ist es, oben anzukommen. Ein nicht definiertes Oben, das er, durch die Erfüllung seiner kurz- oder langfristigen Ziele, zu erreichen vorhat. Zum Beispiel das Ziel, Geld zu machen: *„Man macht Geld, gibt's da ein Problem?“*, sagt er; oder Berühmtheit zu erlangen. Um diesen Aspekt zu beleuchten, schauen wir uns folgende Begebenheit an, die vieles über Alex' Art zu sein aussagt.

*„Am nächsten Tag hätte der Unternehmer kommen müssen, damit ich ihm das Geld für den Anfang der Bauarbeiten beim Blockhaus gebe ... Es war mein ganzes Geld damals. Am Abend hab ich mich besoffen. Ich bin ins Casino gegangen. Ich vergesse es nie. Ich hatte mehrere Tausend Euro gewonnen, bin zur Kassa gegangen, um mein Geld zu holen und wegzugehen. Dann überkam mich die Lust noch einen Whisky zu trinken. Ich bin zurückgekehrt und hab alles verloren, plus noch etwas dazu. Es ist schon oft passiert, dass ich Krawall gemacht hab', sie bedroht hab', und man hat mir mein Geld zurückgegeben, damals aber nicht. Es hat mir finanziell weh getan, ich habe verloren; aber ich war in aller Munde!“*

Obwohl er verliert, obwohl es ihm weh tut, macht er diesmal

keinen Krawall. Und warum? Weil er *„in aller Munde war“*, – und er sagt es mit einem gewissen Stolz, denn er hat dadurch eine privilegierte Position erreicht *„was die gewissen Kreisen betrifft, in denen ich verkehre“* –, meint Alex. Dieses Ereignis ist eines der wenigen, die kohärent von Anfang bis Ende mitgeteilt wurden, und es zeigt uns, dass, obwohl er behauptet, einzig das Geld interessiere ihn und dass es der Zweck und die Bedingung *sine qua non* seiner Existenz sei, er eigentlich im Geld, wie auch in der Berühmtheit, nur Mittel sieht, um sein Endziel zu erreichen, nämlich oben anzukommen.

Wir haben schon erwähnt, dass dies eine der wenigen flüssigen Schilderungen von Alex gewesen ist. Gewöhnlich geben mir die Eile, mit der er meine Fragen abfertigt, und die Eile, mit der er sich stets nur an den Extremen platziert, den Eindruck einer oberflächlichen Bewegung des „Surfens“, jedes Mal, wenn ich ihn über sich selbst sprechen lasse, sei es auch nur als Antwort auf einfache biographische Fragen. Wenn er nicht ausweicht, „gibt“ er mir nicht wirklich, man könnte sagen er „wirft“ mir viel eher eine rasche Antwort zu, die abgeprallt zu sein scheint von der sich drehenden Oberfläche, auf die meine Frage getroffen war. Deswegen ist die Arbeit mit ihm manchmal extrem schwierig und ermüdend. Ich weiß nicht, was er genau will, was er von mir erwartet. Er führt mir seine Pläne und Ziele vor, kurz- oder längerfristige, zeigt mir seine Lebensphilosophie und zählt manchmal sogar mögliche Lösungen auf, als ob er in meiner Gegenwart nur laut denken würde. Ich bin kein Publikum für ihn, er versucht nicht, mich zu überzeugen und auch nicht zu verführen. Obwohl er „alles hat“, fühlt er jetzt zum Beispiel, dass ihm etwas noch fehlt: ein Kind. Das ist sein nächstes Ziel im Leben. Deswegen hat er eine wunderbare Villa bauen lassen, sich eine geeignete Frau gesucht und sich verlobt. Aber da die Hochzeit erst im Sommer stattfinden soll, wird er noch eine Zeitlang warten müssen, bis das Kind, das sein Leben füllen soll, auf die Welt kommt. Aber er hat keine Geduld! *„Ich habe keinen wirklichen Geschmack mehr auf nichts ... ich falle ins Leere. Ich gerate in Verzweiflung!“* Trotz seines beträchtlichen Besitzes, der ihm einen gewissen Halt geben müsste, macht Alex den Eindruck eines dauerhaften Provisoriums. Und das, nicht nur weil er jede Wohnung wechselt, nachdem er sie eingerichtet hat – er hat sehr oft und ohne jegliches Bedauern Wohnungen gewechselt, er hätte nicht einmal in der berühmten Villa lange bleiben können, wenn seine Verlobte nicht eingezogen wäre.

Was mich vom ersten Augenblick an wunderte, war sein ungepflegtes Äußeres. Als ich ihn vor einem Jahr das erste Mal in der Praxis traf, erschien er mir sogar schlecht angezogen. Am Anfang habe ich geglaubt, es sei eine „Pose“, ich hatte den Eindruck, dass er auf diese Weise beeindrucken möchte, um später zu verstehen, dass es ihm wirklich egal ist. Er ist immer gehetzt. Er scheint ständig in Bewegung zu sein, wie ein Gejagter, ein Getriebener, eine Art „homeless“. In seinem geschäftlichen Leben benimmt er sich genauso. Er wechselt ständig seinen Geschäftsbereich: von einer Serviettenfabrik zur Automobilbranche, von Immobilien zum Bauwesen.

*„Vor fünf Jahren hatte ich überhaupt nichts mit dem Bauwesen zu tun, ich bin kein Organisator, ich bin nur ein gescheiter Kerl, und ich habe Beziehungen.“*

Sich so neu zu orientieren fällt ihm überhaupt nicht schwer, er bedauert diese Änderungen nicht, die er abhängig von der Konjunktur, von plötzlichen Chancen oder einfach so unternimmt, weil ihm gerade „danach ist“ und er glaubt, dass es sich rentiert. Die Bedingung dafür ist, dass es raschen Profit einbringt und dass die Wartezeit von niemandem anderen abhängig ist, außer von ihm selbst. Der einzige Zweck, den er angibt, ist es, Geld zu verdienen.

Zur ersten Sitzung kommt er in Begleitung der Bekanntschaft, die ihn empfohlen hatte.

Seit mehr als einem Jahr leidet er unter einem Zustand der Unruhe, der Angst, aber vor allem unter Gefühlen von Leere.

*„Ich hatte den Eindruck, dass ich ins Leere falle und bin nachts mit diesem Gefühl aufgewacht. In der Früh war ich so durcheinander, dass ich nicht einmal wusste, wo ich mich befand. Ich verstand es nicht. Es hing nicht von mir ab.“*

Er wäre nicht einmal jetzt zu mir gekommen, aber: *„Ich habe Angst, dass mich das zum Wahnsinn führt, denn es ist unerträglich, unerklärlich und unkontrollierbar!“*

Es ist die kohärenteste Beschreibung, die er von seinem Leiden in der ersten Sitzung machen kann. Ansonsten sind die Sätze kurz, gehetzt, ohne Pausen dazwischen, mit einer stets unterbrochenen Intonation, anstatt einen Punkt zu setzen. Auf die Fragen, die ich ihm stelle, antwortet er sehr oft mit: *„ich weiß nicht, nein, nein, ich weiß nicht, nein ...“*, in einer Art kontrolliertem Stottern. Andere Schlüsselwörter, welche in den ersten zwei Sitzungen oft wiederholt wurden, waren: *„Ich hab' keine Lust, nein, nein, ich habe Lust auf nichts mehr!“* Oder: *„Ich habe Geschmack auf nichts mehr.“* –, gleichzeitig der Zeit vorher nachtrauernd: *„Ich bin nicht mehr, wie ich war.“*, *„Ich bin nicht mehr der, der ich war.“* – das heißt sorgenfrei, oberflächlich, ein Partymensch, der sich über alles lustig macht. *„Ich hatte keine Probleme.“*

In den nächsten Sitzungen, erläutert er dies näher. Als ich ihn auffordere, seine Gefühle zu beschreiben, sagt er: *„Ich blockiere mich ... ich gehe psychisch in den Abgrund.“* Um dann ein anderes Mal, als die Rede von einer Konfliktsituation ist, Folgendes auszusagen: *„Wenn es so ist, stehe ich auf! Ich stehe sehr schnell auf: Ich schreie, ich fluche.“*

Er schiebt alles, all die Symptome, alles, was ihn zur Psychotherapie gebracht hat, auf ein *„finanzielles Trauma“*, wie er es nennt.

Schon als Jugendlicher beschäftigte er sich damit, Geld zu machen, seine große Angst ist, mittellos zu bleiben, so wie es schon einmal passiert ist, vor zwei Jahren, als er im Handumdrehen eine richtig große Summe, die er investiert hatte, verlor. Er hat damals auch seine Position eingebüßt, in dem, was er *„gewisse Kreise, in denen ich verkehre“*, nennt. *„Davor fürchte ich mich: ohne Geld da zu stehen. Mich zu blockieren.“*

Alex ist wirklich in einer stetigen Bewegung, und seine große Angst ist es, stehen zu bleiben. Er erinnert an einen Fahrradfahrer, mit dem alles in Ordnung ist, solange er in die Pedale tritt, der, wenn er damit aufhören würde, sein Gleichgewicht verlieren und stürzen würde.

*„Jetzt ist eigentlich alles in Ordnung, aber ich finde trotzdem nicht meine Ruhe, es juckt mich.“* Finanziell ist er schnell

wieder auf die Beine gekommen, um jetzt *„noch höher“* zu sein als vorher.

*„Ich habe Zustände, wenn ich keine Betätigung habe, ich habe Langeweile, bin gestresst. Ich messe die Zeit, ich habe keine Geduld mehr, obwohl ich weiß, dass es gut gehen wird. Ich warte darauf, eine Barriere zu überschreiten. Es tut mir weh. Es ist ein Durcheinander! Wie in einer Tombola, wie im Casino, beim Roulette, beim Lotto, alles ist in meinem Kopf, und ich schließe wieder etwas ab und beginne etwas Neues.“*

Auf meine Frage, was passieren würde, wenn er nicht so handeln würde, kommt die Antwort unerwartet prompt:

*„Ich verliere den Kontakt zu mir selbst. Ich gehe psychisch in den Abgrund. Ich habe keine Freude, wie die anderen sie haben. Ich habe eine Leere zu füllen!“*

Um nicht *„den Kontakt mit sich selbst zu verlieren“*, braucht er *Aktivität*. Solange er innerhalb des Diagramms bleibt, solange die Dinge ziemlich rasch aufeinander folgen, ist es in Ordnung. Bevor er ein Ziel erreicht hat, braucht er schon ein neues, und er sorgt normalerweise dafür, dass ein solches auch existiert. Sein Ziel zu erreichen bedeutet für ihn das Paradies, aber zugleich könnte es auch die Hölle werden, wenn kein neues sich bereits am Horizont auftut.

## 1.1 Biographische Skizze

Ich habe vorhin erläutert, dass Alex zögert, sobald man etwas über ihn selbst fragt, dass er in gewisser Weise inkohärent wird und in eine Art „Stottern“ gerät. Trotzdem werde ich jetzt versuchen, seine Biographie aus den wenigen unzusammenhängenden Daten, die er mir „gütigerweise“ geliefert hat, zu rekonstruieren, auch wenn dies bloß in groben Linien, die sich aus seinen Erzählungen zusammensetzen lassen, möglich ist.

Über seine Kindheit zu sprechen, lehnt Alex beinahe ab. Er sagt nur Folgendes: dass sie *„süß“* war, *„Meer, Gebirge als Einzelkind – ich dachte, das wäre der Normalfall. Alles war in Ordnung.“* Was aber „alles“ bedeutet, bleibt ein Rätsel.

*„Ich war von älteren Menschen umgeben. Ich mochte es nicht, mit den Bengeln herumzuhängen, denn von denen konnte ich nichts lernen. Mama sagt, ich war ein braves Kind.“*

Alex stammt aus einer gut situierten Familie. Sein Vater war in einer wichtigen gesellschaftlichen Position. Als hoher Beamter im wirtschaftlichen Bereich war er oft nicht zu Hause, er unternahm viele Geschäftsreisen im In- und Ausland, was in der kommunistischen Zeit ein echtes Privileg bedeutete, das nur einer relativ kleinen Gruppe von „vertrauenswürdigen“ Personen gewährt wurde.

*„Papa reiste durchs Land oder ‚draußen‘, denn er arbeitete für eine ausländische Firma. Ich konnte es kaum erwarten, dass er wegging. Er war streng mit mir, und ich hatte Angst vor ihm. Er verdrosch mich.“* Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: *„O nein, du sollst nicht glauben ... er verdrosch mich, wenn ich was falsch machte, nicht umsonst... Er war sehr aufbrausend ...“*, versucht er, ihn zu entschuldigen.

Wir wissen nicht, womit sich seine Mutter beschäftigte. Alex spricht fast nie über sie. Sie erscheint nur als eine tugendhafte und korrekte Gestalt, die unter dem Verrat ihres Ehemanns litt, der in der Scheidung kulminierte: *„... ich weiß nicht mehr...“*

*ah ja, ich glaube, ich war ungefähr 17 Jahre alt, weil ich meinen Führerschein noch nicht gemacht hatte.“*

Die materiellen Erfolge scheinen der einzige chronologische Anhaltspunkt zu sein. Wenn ich ihn frage, wann etwas passiert ist, antwortet er mir nie direkt mit der Jahreszahl oder der Angabe seines damaligen Alters, sondern er bezieht sich nur auf etwas Haben oder Nicht-Haben: Führerschein, ein bestimmtes Auto, die Fabrik, die Firma etc.

*„Ich wurde böseartig, als er sich von uns trennte. Es bekam mir nicht gut. Die Einsamkeit meiner Mutter hat mir auch wehgetan. Er hat uns für eine Fremde mit zwei Kindern verlassen, die keine Chance bei mir hat.“*

Die Scheidung der Eltern hat ihn „böseartig“ gemacht, aber man kann wichtige Veränderungen in Alex' Benehmen schon zwei, drei Jahre vorher bemerken. Aus dem „braven Kind“, das aufpasst, seine „einsame und traurige Mutter“ nicht zu verärgern, das aufmerksam ist, um sich nicht mit seinem „aufbrausenden“ Vater schlecht zu stellen, der ihn „verdrosch“, aus dem scheuen Kind, das die Gesellschaft der Erwachsenen, von denen er „etwas zu lernen hat“, der Gesellschaft anderer Kinder vorzieht, wird Alex zum „schwarzen Zicklein“ – ein Spitzname, den er sich selbst gibt.

*„Zu Hause war ich der Bravste und in der Schule – das schwarze Zicklein. Ich machte die Lehrer an, lachte, machte mich über alles lustig.“*

Obwohl er intelligent ist und wirkliche intellektuelle Begabungen aufweist, zeigte er wenig Eifer beim Lernen. Obwohl er – „im Ernst“ – hervorragende Leistungen in der Schule hätte bringen können, entdeckte er schon im Alter von 14 oder 15 Jahren einen viel einfacheren und effizienteren Weg: das Geld.

*„In die Schule ging ich durchs Geld. Ich sah es bei Papa und ahmte es nach, denn so war es. In der Schule schlug ich alle zusammen. Mama sagte, dass ich der Bravste bin. Sie kam zur Schule, um den Katalog zu sehen, aber ich ließ ihn verschwinden – mit einem Beitrag an die Klassenlehrerin.“* (Das heißt, er bestach sie mit beträchtlichen Geldsummen, damit sie der Mutter den Katalog nicht zeigte und behauptete, dass sie ihn nicht finden könne.) *„Ich wollte Mama nicht ärgern. Sie hätte nie gedacht, dass ich ihr so etwas antun könnte!“* Aber die Methode erwies sich als nicht unfehlbar, weswegen er einmal in große Schwierigkeiten geriet.

Der Mathematiklehrer gab ihm eine schlechte Note – die er übrigens wirklich verdient hatte –, wegen der er sitzen geblieben wäre. Alex tobte vor der ganzen Klasse. Er konnte es nicht ertragen, in der Rolle des Sitzenbleibers zu sein, obwohl er wusste, dass es kein Problem wäre zu lernen, um aus dieser Situation herauszukommen. *„Wie kann er mir so etwas antun!“*, regt er sich noch heute, nach so vielen Jahren, auf. Er wartete auf den Lehrer am Abend nach der Schule an einem dunklen Ort, warf ihm einen Sack über den Kopf, damit dieser ihn nicht erkannte und schlug ihn grün und blau. Es stellte sich aber heraus, wer es gewesen – Alex glaubt, dass ihn jemand verpetzt hat –, und sein Vater, der eigentlich von nichts hätte erfahren sollen, jetzt aber seine letzte Hoffnung war, musste intervenieren, damit schlussendlich alles „arrangiert“ wurde.

Das ist ungefähr alles, was in der Schulzeit interessant war. Kein Wort über einen Freund, eine erste Liebe ... nichts. Na-

türlich hatte er eine „Clique“, in der er selbstverständlich der Leader war. Die Clique scheint auch bei dem Vorfall mit dem Mathematiklehrer eine Rolle gespielt zu haben – daher auch das „Aussickern der Informationen“ –, aber kein Freund, keine nähere Beziehung.

*„Ich war eine kältere Natur, das ist meine Art zu sein. Ich mag Worte nicht. Wenn du sagst, dass du etwas machst, und es nicht tust, ist es aus, das gibt's nicht!“* Und nach einem ziemlich langen Schweigen fügt er in einem anderen, „weißen“ Ton (es ist der Ton, in dem er mir seine „Geheimnisse“ anvertraut, während er starr in die Ferne blickt), wie in Trance hinzu: *„Früher redete ich noch. Ich ging dorthin, wo viele Leute sind. Jetzt, wenn es leer ist, rede ich nicht mehr, und ich kann es auch nicht ausstehen, andere sprechen zu hören ... Ich fühle, dass ich in eine Schlucht gefallen bin, ich bin von allem abgeschnitten. Ich sage mir, dass ich keine Lust habe, irgendetwas zu machen.“*

Ich frage ihn, wie dieser innere Dialog sich abspielt. Was für einen Charakter hat diese Stimme, die in ihm selbst erklingt? Wie „spricht man“ in ihm?

*„Willst du wirklich wissen, wie ich mit mir selbst spreche? ... Also ... wenn mir etwas nicht gelingt, sage ich mir:“* – es folgt ein Fluchen, das sogar ein Blatt Papier zum Erröten bringen würde – *„Was für ein Idiot du bist! Wie kann ich so dumm sein! Wozu hab' ich mich darauf eingelassen?“*

Achten Sie darauf, wie leicht er von der zweiten Person („Was für ein Idiot du bist!“) zur ersten Person („Wie kann ich so dumm sein!“) wechselt, als ob er einen Diskurs von außen angenommen und zu seinem eigenen gemacht hätte, ohne zu bemerken, dass dieser ihm eigentlich nicht gehört.

*„Wenn mir was gelingt, sag' ich mir: Was für ein schlauer Hund du bist! Wie gut du das gecheckt hast! Und nachher falle ich wieder.“*

Wir bemerken wieder denselben Charakter eines äußerlichen Kommentars, unbeteiligt, kalt. Kein: *„Bravo! Du bist gut!“*, sondern: *„Was für ein schlauer Hund du bist!“*

## 1.2 Die Karriere

Er beginnt als Lehrling bei seinem Vater, den er nach 1990 auf Geschäftsreisen zu begleiten anfängt.

*„Mit fünfzehn baute ich Papas Ausstellungen auf. Ich hatte keinen Mangel an irgendetwas. Aber ich wollte mein eigenes Geld haben. Wenn ich Geld habe, ist alles gut. Schon immer wollte ich dazu kommen, Geld zu haben. Dass mir nichts fehlt.“*

Es scheint so, als ob er sich eine größere Unterstützung von seinem Vater gewünscht hätte, eine wirkliche Zusammenarbeit, bei der dieser seine Bestrebungen erkannt hätte und ihm entgegengekommen wäre.

*„Papa hat gehabt, und es war ihm egal. Schon im Gymnasium wollte ich zu einem Freund nach Kanada oder nach Deutschland fahren, um Geld zu machen. Ich konnte nicht auf Papa zählen. Er ist eine Null für mich.“*

Die Schlussfolgerung ergibt sich von selbst: Er kann niemandem anderen als sich selbst und seinen eigenen Kräften vertrauen.

*„Es hat mir wehgetan, dass Papa mir nichts gegeben hat.“*

*Ich wurde böseartig. Jeder wird böseartig. Papa wollte, dass ich von ihm abhängig war. Er ist geizig, deswegen hat er mir nichts gegeben. Ich kann es nicht glauben, dass mich Papa nicht geliebt hat. Als ich um die sechzehn war, sagte ich mir: ‚Ich werde dich nicht brauchen‘. Ich wollte immer, dass Papa sieht, dass ich mehr als er mache.“*

Dies scheint ein entscheidender Wendepunkt in Alex' Leben zu sein. Das „Modell des Lebens“ wurde übernommen, ein Modell, dem gegenüber eine „Form von Dependenz“ auftritt, verbunden mit einer Stagnation in der Entwicklung der Persönlichkeit (Längle 2002b, 144). Die Übernahme des Modells, in unserem Fall klarerweise jenes des Vaters, erscheint uns als „kindisch“, karikaturhaft, eine „Fassade“ (siehe auch Häfner 1961, 101 f.). Eine „Fassade als Verdeckung des unverwirklichten Seinkönnens.“ (Ebd., 4)

## 2. Eine Persönlichkeitsstörung, aber welche?

Wenn wir uns die gesammelten Daten anschauen, werden wir sehen, dass die Wahl unter möglichen Diagnosen nicht so sicher ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Viel mehr als auf die einzelnen Symptome fällt die Aufmerksamkeit des Therapeuten auf Alex' Art zu sein, auf sein Benehmen in gewissen Situationen, auf seinen „Stil“, auf seine Art, sich auf sich selbst und die anderen zu beziehen oder wie er Dinge versteht und an diese herangeht. Kurz gesagt: sein Persönlichkeitsprofil.

Seine Lebensgeschichte gibt ein Beispiel dafür.

Anfangs ein braves und folgsames Kind, wahrscheinlich etwas zurückhaltend und wenig expansiv, zieht er die Gesellschaft und die Welt der Großen vor, ihre Geschichten, ihr Verhalten, das er sich einzuprägen versucht, weil er daraus „etwas zu lernen“ hat, wie er uns gesteht. Man soll daraus nicht schließen, dass er ein einsames Kind gewesen war, er nicht auch Teil gehabt hätte an der Freude des Spiels und der Kameradschaft mit seinen Altersgenossen; es ist bloß die Rede von einer Neigung, die er unbedingt zu einem gewissen Zeitpunkt deutlich machen möchte.

Während der Pubertät und am Anfang seiner Adoleszenz beginnt er, sich zu verändern. Er wird hinterhältig, „pragmatisch“ im traurigsten Sinne des Wortes, eingebildet, empfindlich bei allem, was sein Image bedrohen könnte, und hart und rachsüchtig mit jenen, von denen er glaubt, dass sie dieses Image schädigen. Er wird expansiv und egozentrisch, unglaublich fähig in der Manipulation der Leute bzw. Situationen zu seinen Gunsten, und dies ohne jegliche Gewissensbisse oder Skrupel. Die Hartnäckigkeit, bis hin zur Sturheit geführt, wird eine seiner ihn ausmachenden Eigenschaften. Diese Art des Benehmens, zu der auch eine ständige Unruhe dazukommt, ein „Hunger“ nach Aktivität, der an einem gewissen Zeitpunkt einen Suchtcharakter annimmt, ist einem Ziel untergeordnet, von dessen Realisierung niemand und nichts ihn abhalten kann, und wehe dem, der es versucht; dieses Ziel ist, nach *oben* zu kommen. Ein nichtdefiniertes und unklares *Oben*, das aber immer einen Namen trägt, den Namen eines seiner Etappenziele. Die Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, sind das Geld und der Ruhm, sein Bekanntheitsgrad also.

Wenn wir zu den Diagnostikhandbüchern (DSM IV; ICD 10) zurückkehren, uns jetzt aber die generellen Diagnostik-kriterien einer Persönlichkeitsstörung anschauen, bemerken wir, dass das überdauernde Muster von innerem Erleben und Verhalten, das merklich von den Erwartungen der soziokulturellen Umgebung abweicht, vorhanden ist, und sich nicht bloß in mindestens zwei, sondern in allen aufgezählten Bereichen manifestiert. Sowohl in der Kognition als auch in der Affektivität, in der Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen wie in der Impulskontrolle.

Wir haben es also mit einer Persönlichkeitsstörung zu tun, aber mit welcher?!

Es sind einige Elemente feststellbar, die für eine narzisstische Persönlichkeitsstörung sprechen, zugleich aber auch charakteristische Elemente der histrionischen Störung neben anti-sozialen Eigenschaften. Es stellt sich die Frage, ob man eine dieser Diagnosen auch beweisen kann. Um darauf eine Antwort zu finden, werden wir eine kurze differentiale Diagnose versuchen und uns dabei von den Diagnosekriterien im DSM IV-Handbuch leiten lassen.

Bei der **narzisstischen Persönlichkeitsstörung** ist das wichtigste Element ein tiefgreifendes Muster von Großartigkeit, Bedürfnis nach Bewunderung und Mangel an Empathie. Wenn wir uns aber Alex anschauen, werden wir bemerken, dass in allem, was er tut, sein Streben nicht von dem Bedürfnis nach Durchsetzung und Bestätigung seiner eigenen Großartigkeit markiert ist, sondern vom Erreichen des gesetzten Ziels, vom Erfüllen der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat. Er fällt in die „Leere“, nicht wenn er nicht bewundert oder blamiert, sondern wenn er in seiner Aktivität „blockiert“ wird, wenn er nichts machen kann. „Es geht ihm nicht um die Bestätigung seiner eigenen Großartigkeit, sein **Modell** ist großartig“ – wie meine Kollegin Ch. Koch in einer Diskussion sehr treffend bemerkte. Gegen das Fehlen von Empathie spricht in unserem Fall das Mitgefühl, das er der Mutter gegenüber ausdrückt und zeigt, das letztendliche Verständnis für den Vater, aber auch viele andere Elemente, wie zum Beispiel das Verständnis, das er anderen Geschäftsleuten und sogar manchen Konkurrenten gegenüber aufbringt.

Wenn wir die neun Diagnosekriterien aus DSM IV, von denen unser Patient mindestens fünf erfüllen müsste, der Reihe nach durchgehen, werden wir bemerken, dass nur zwei dieser Kriterien völlig zutreffen:

- (6) ist in zwischenmenschlichen Beziehungen ausbeuterisch, d.h. zieht Nutzen aus anderen, um die eigenen Ziele zu erreichen,
- (9) zeigt arrogante, überhebliche Verhaltensweisen oder Haltungen.

Sowie ein drittes nur teilweise:

- (5) legt ein Anspruchsdenken an den Tag, d.h. übertriebene Erwartungen an eine besonders bevorzugte Behandlung oder automatisches Eingehen auf die eigenen Erwartungen.

Alex hat kein großartiges Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit. Er beschäftigt sich nicht mit Phantasien eines uneingeschränkten Erfolges. Er wünscht sich den Aufstieg, wobei

jede Stufe dieses Aufstiegs für ihn einem klar bestimmten Ziel entspricht. Er glaubt nicht, etwas „Besonderes“, ein Unikat zu sein; im Gegenteil, er schreibt alles, was er geschafft hat, dem Glück zu, und hat eine diesbezügliche Theorie entwickelt: „*Ich bin da angekommen, wo ich jetzt bin, nur durch Glück. Aber Gott gibt dir, er steckt es dir nicht in die Tasche rein ... du musst das Glück, das du hast, tragen ... Du kannst nicht zu Hause sitzen, und das Geld kommt. Trotzdem kommt ein Geschäft nur durch Glück.*“ In dieser Aussage erkennen wir auch einen anderen Aspekt, und zwar, dass er keine exzessive Bewunderung durch die anderen braucht, denn eigentlich hat ihm das „Glück“ geholfen, das zu werden, was er jetzt ist. Deswegen ist er auch nicht neidisch: „*Jeder mit seinem Glück*“ – und er erwähnt den Vornamen eines anderen mächtigen und wohlbekannten Geschäftsmannes – „... *er ist aktiv und verrückt. Der kommt an. Bravo! Ich habe keinen Neid, ich habe Arroganz. Nur kleinliche Leute sind neidisch. Mit denen, die denselben Standard haben, kannst du von gleich zu gleich reden.*“

Was die **histrionische Persönlichkeitsstörung** anbelangt, müssten wir es mit „einem tief greifenden Muster übermäßiger Emotionalität oder Strebens nach Aufmerksamkeit“ zu tun haben. Aber aus dem, was uns Alex berichtet, lässt sich darauf nicht schließen. Ganz im Gegenteil, er bemerkt folgendes: „*Ich war eine kältere Natur, das ist meine Art zu sein. Ich mag Worte nicht. Wenn ich Personen habe, die viel sprechen, gehe ich in den Abgrund. Ich habe auch die Anzahl der Kontaktpersonen verringert. Ein einziger und basta!*“ Schwer zu glauben, dass jemand, der ständig die Aufmerksamkeit anderer sucht, die Anzahl seiner Kontaktpersonen auf eine einzige verringert.

Was die Diagnosekriterien betrifft, sind aus den in DSM IV angeführten acht Kriterien, von denen mindestens fünf zutreffen müssten, nur zwei erfüllt. Und diese zwei auch bloß bei oberflächlicher Betrachtung, denn ihr Charakter ist im Kern ein ganz anderer. So bemerken wir:

- (3) einen rasch wechselnden und oberflächlichen Gefühlsausdruck.

Das Vorhandensein dieses Aspekts ist in erster Linie von der raschen Entwicklung einiger Affektzustände und vom Durchdringen dieser bis in den Vordergrund determiniert, was eigentlich für alle Persönlichkeitsstörungen gilt. Was die Oberflächlichkeit betrifft, reduziert sich diese nicht nur auf die Ausdrucksweise der Emotionen, sondern ist ein definierendes Element seines ganzen „Lebensstils“.

- (5) hat einen übertrieben impressionistischen, wenig detaillierten Sprachstil.

Auf den eigenen Ausdrucksstil von Alex haben wir von Anfang an hingewiesen und einige diesbezügliche Beispiele angeführt. Mein Eindruck ist aber, dass dieser Sprachstil, der zahlreiche grammatikalische Inkorrektheiten und Jargonausdrücke aufweist, nicht eingesetzt wird, um zu verblüffen und zu beeindrucken, sondern eher, um das, was er fühlt und glaubt, genauer mitzuteilen, auch wenn es zuungunsten der grammatikalischen Richtigkeit geht (siehe das Beispiel des exzessiven Gebrauchs des Verbs „haben“ auch dort, wo es nicht angebracht ist).

Nicht nur, dass Alex jene Situationen, in denen er sich nicht im Mittelpunkt befindet, nicht irritieren, sondern wir könnten

sogar behaupten, dass diese ihm behagen. Die Anwesenheit zu vieler Menschen um ihn herum nervt ihn und treibt ihn zur Verzweiflung. „*Ich will haben und ich will, dass die Welt sieht, dass ich habe*“, sagt er. Nicht er will also gesehen werden, sondern die Tatsache, dass er hat. Nicht er muss im Mittelpunkt stehen, sondern sein Modell.

Alex' Benehmen ist bei weitem nicht verführerisch, umso weniger sexuell provozierend. Sein Äußeres ist meistens ungepflegt, er schenkt Details keine Aufmerksamkeit, und es zeugt auf keinen Fall von Eitelkeit. Eigentlich unterstreicht er dies auch eindeutig: „*Ich weiß nicht, wie mich die anderen sehen. Es interessiert mich auch nicht sonderlich.*“ Sein Äußeres wird also am wenigsten eingesetzt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Selbstinszenierung und Theatralik sind ihm vollkommen fremd. Er bevorzugt direkte, klare und kurze Aussagen ohne blumige Umschreibungen: „*Ich mag Worte nicht. Wenn du sagst, dass du etwas machst, und es nicht tust, ist es aus, das gibt's nicht!*“

Die Tatsache, dass er leicht ein Projekt zugunsten eines anderen, profitableren oder für das Erreichen seines gesteckten Ziels nützlicheren aufgeben kann, zeugt auf keinen Fall von einer leicht beeinflussbaren Persönlichkeit. Im Gegenteil, Alex beeindruckt gerade durch seinen außergewöhnlichen Eigensinn und die Entschlossenheit, das Ziel, das er sich gesetzt hat, zu verfolgen.

Alex vereinigt einige Charakteristika der narzisstischen sowie der histrionischen Persönlichkeitsstörung, ohne dass diese ausreichen würden, um eine sichere Diagnose zu stellen. Was die **antisoziale Persönlichkeitsstörung** anbelangt, erkennen wir überraschenderweise nur einige vereinzelte Elemente, die eine solche Diagnose eher nur nahe legen, als dass sie diese rechtfertigen würden. Zum Beispiel: Egal wie außergewöhnlich und für manche wahrscheinlich empörend die Strafe, die er als Jugendlicher dem Mathematikprofessor, der ihn vor der ganzen Klasse „gedemütigt“ hatte, angeeignet lässt, bleibt diese Begebenheit letztendlich ein Einzelfall. Der beste Beweis ist, dass sich derartige Taten nicht wiederholten. Es stellt sich nicht das Problem der Verletzung der Rechte anderer, Alex hat eher Angst, dass seine Rechte verletzt werden. Deswegen dürfen viele von Alex Handlungen paradoxerweise nicht als Zeichen einer fehlenden Anpassung verstanden werden, sondern leider im Gegenteil als eine Hyperanpassung, wenn ich es so nennen darf. Er sagt es uns selbst: „*In der Schule machte ich alles mit Geld. Ich sah es bei Papa und ahmte es nach, denn so war es.*“ Genauso im Fall der Bestechung der Klassenlehrerin.

Wir versuchen hier eben den Unterschied hervorzuheben zwischen dem, was psychopathologisch ist, und dem, was angepasstes Benehmen eines Individuums zu einem bestimmten Zeitpunkt gelten kann. Wenn wir tief im klinischen Bereich verankert bleiben, uns an die diagnostischen Kriterien halten und gleichzeitig die Umstände in Betracht ziehen, in denen die besprochenen Manifestationen aufgetreten sind, kann die Diagnose einer antisozialen Persönlichkeitsstörung nicht gerechtfertigt werden.

## 3. Eine Deutung aus der Perspektive der zeitgenössischen Existenzanalyse

Das gegenwärtige Verständnis der Existenzanalyse, was die Entstehung der Persönlichkeitsstörungen betrifft (Längle 2002a, 134), setzt notwendig das gleichzeitige Vorhandensein dreier Faktoren voraus:

1. eine *angeborene Disposition* im Sinne einer spezifischen Veranlagung von Erleben und Reaktivität,
2. eine *Erschütterung aller Grundmotivationen*, was ein *Haupt-* und ein *Nebenthema* der Störung voraussetzt,
3. und schließlich einen *Lernprozess*, der in der Lebensgeschichte stattfindet durch das Experimentieren mit Möglichkeiten, die Veranlagungen zu modellieren und traumatisierende Faktoren zu durchkreuzen, durch die Übernahme bestimmter Modelle, Identifikationen etc., also die „Ausbildung einer spezifischen Input-Verarbeitung mit zurückgedrängter Personalität“ (Längle ebd.).

Im Hinblick auf die Differenzierung der spezifischen Persönlichkeitsstörungen spielen neben diesen Basisprinzipien auch folgende beide eine wichtige Rolle:

- das *spezifische Fixierungsmuster der Copingreaktionen* und
- der Verlust des Zugangs zu den spezifischen Gefühlen wegen der Totstellreflexe, im Sinne des Vorhandenseins einiger *spezifischer Schmerzthemen*.

### 3.1 Reaktion auf die Grundstimmung

Im Falle der para-existentiellen Persönlichkeitsstörung hat der erste der drei zuvor beschriebenen Faktoren, nämlich der dispositionale, meinen Beobachtungen zufolge eine besondere Bedeutung. Es ist hier die Rede von der Grundstimmung, die wir als basale Stimmung des In-der-Welt-Seins bezeichnen können (Längle ebd.). Heidegger (2001, 134) sieht in der Disposition die primäre Ebene der Erschließung, durch die das Dasein sich selbst zur Kenntnis nimmt, und bemerkt gleichzeitig, dass „die Erschließungsmöglichkeiten des Erkennens viel zu kurz tragen gegenüber dem ursprünglichen Erschließen der Stimmungen, in denen das Dasein vor sein Sein als Da gebracht wird“. Und er fährt fort: „...diese Stimmungsmöglichkeit erschließt, wenngleich enthehend, den Lastcharakter des Daseins“ (Heidegger ebd.) Hubertus Tellenbach entwickelt diesen Gedanken in seinem Referenzwerk über „Melancholie“ (1976, 44) weiter und behauptet: „Das Gestimmtsein steigt vielmehr als Weise des In-der-Welt-Seins aus dem In-der-Welt-Sein selbst auf. M.a.W.: die Stimmung ‚überfällt‘ das Dasein. Gestimmtheit ist deshalb weitaus umfassender als Seelisches im Sinne der sog. Affektivität oder Emotionalität. Erst mit der Stimmung ist alles Erkennen, Verstehen und Erleben des Daseins, alles Bedeuten und Erscheinen der Welt, ihr Bedeutungszusammenhang insgesamt in spezifischer Weise erschlossen.“ Allerdings fügt er hinzu: „Die Stimmung kann dem Dasein es selbst und die Welt aber auch hartnäckig verschließen. Das geschieht in der Verstimmung.“

Wir werden aber bemerken, dass sich gerade in der Besonderheit der Art der Erschließung der Welt die Eigentümlichkeit der para-existentiellen Persönlichkeitsstörung zeigt. Wir be-

merken eine unvollständige, konditionierte Erschließung oder eher eine Form des Sich-Verschließens vor dem Lastcharakter des Daseins. Man könnte sagen, dass wir es mit einer „Erschließung, die sich verschließt“ zu tun haben.

In der Verstimmung „wird das Dasein ihm selbst gegenüber blind, die besorgte Umwelt verschleiert sich, die Umsicht des Besorgens wird missleitet“, meint Heidegger (2001, 136).

Die Grundstimmung, jenes Gefühl, das sich spontan einstellt, dann, wenn die Person durch nichts abgelenkt wird, wenn sie ruhig nur mit sich selbst bleibt, ist, wie wir bemerkt haben, in den untersuchten Fällen der para-existentiellen Persönlichkeitsstörung durch folgende Merkmale charakterisiert:

- eine explizite Lustlosigkeit, ein Nicht-Mögen von allem,
- Desinteresse,
- Apathie,
- Langeweile,
- nichts sagt ihnen etwas.

Zu diesen gesellt sich auch ein akutes und quälendes Gefühl der Leere und Sinnlosigkeit.

Alex behauptet es klipp und klar: „*Ich habe keinen wirklichen Geschmack mehr auf nichts.*“ Er ist total desinteressiert an den Vorgängen rund um ihn, mit Ausnahme seiner Pläne und Ziele.

Die Grundstimmung wird manchmal als eine schmerzhaft empfundene. „*Ich habe Lust auf nichts. Es tut mir weh.*“

Er kann die Leere nur durch Erleben füllen, aber um etwas zu fühlen, braucht er einen „starken Reiz“. In Alex' Fall bedeutet der „starke Reiz“: „die eigene, zielstrebige und totale Aktivität, die das Leereerleben zum Verschwinden bringt“ (vgl. Längle 2002a, 138). Deswegen bekommt der „Aktivitätshunger“, Ausdruck des „Erlebnishungere“, Suchtcharakter.

„*Jetzt habe ich nicht mehr wirklich etwas zu tun, aber ich habe trotzdem keine Ruhe, es juckt mich.*“ – sagt Alex.

### 3.2 Reaktion auf die Verletzung existentieller Grundthemen („Grundmotivationen“)

Die Existenzanalyse verfügt heutzutage über ein Strukturmodell der existentiellen Dynamik, das von Alfried Längle ausgearbeitet wurde (1994; 1997; 1998; 2002a) und das die Grundbedingungen einer erfüllten Existenz zusammenfasst. Wir nennen diese die *vier personal-existentiellen Grundmotivationen*.

In der Psychopathologie der Persönlichkeitsstörungen geht man auf der Basis dieses „Inhaltsmodells“ von der These aus, dass wir es mit einer Beeinträchtigung der gesamten Struktur, also aller vier personal-existentiellen Grundmotivationen, zu tun haben, dass also alle existentiellen Grundthemen betroffen sind.

Die Psychopathogenese der Persönlichkeitsstörungen setzt neben der Beeinträchtigung aller existentiellen Grundthemen auch das Vorhandensein eines *Hauptthemas* und eines *Nebenthemas* innerhalb jeder Persönlichkeitsstörung voraus. Das Hauptthema der Störung zeigt die Eintrittsstelle, das existentielle Grundthema, das verletzt wurde. Die Traumatisierung wird



durch die Gewichtigkeit und die Dauer der Aktion und/oder durch die schon vorhandene anlagemäßige Schwäche herbeigeführt. Ein und dasselbe Hauptthema kann den Ursprung für mehrere Persönlichkeitsstörungen bilden, weswegen diese nach jenem gruppiert werden können. Die Ausdifferenzierung innerhalb jeder Gruppe, jeder Familie, wird mit Hilfe des Nebenthemas durchgeführt, wobei dieses auch der Störung die spezifische Färbung gibt und das klinische Krankheitsbild entscheidend kennzeichnet.

Diese Beeinträchtigung aller vier Grundmotivationen ist in Alex' Fall evident.

Wenn wir uns die *erste Grundmotivation* anschauen, bemerken wir, dass sein Halt in der Welt instabil erscheint. Dann, wenn er das Gefühl hat, dass er die Situation nicht gänzlich kontrollieren kann, erlebt er expliziter Weise das Gefühl des Haltverlustes:

*„Ich verstand nicht. Ich konnte nicht. Ich konnte nicht kontrollieren ... Ich fühlte, dass ich in die Leere falle ... Es hing nicht von mir ab.“*

Er sieht einen Halt nur in dem, was er besitzt: *„Wenn ich nicht habe, kann ich nicht.“* – sagt er. Das Empfinden der Schwäche dieses Halts bringt ihn zu dem Versuch, alles zu kontrollieren:

*„Ich habe eine unglaubliche Kontrolle. Wenn ich das kann, kann ich auch was anderes. Du musst deine Lüste kontrollieren! Und ich will stärker sein, ich will keine Schwächen haben. Kontrollieren und Geduld haben können – das ist meine Devise.“*

Das Vertrauen beschränkt sich bloß auf das Selbstvertrauen. Er unternimmt alles allein. Er hat keinen Geschäftspartner, weil: *„Ich hatte Angst“* – sagt er – *„Ich hatte das Gefühl, dass ich niemanden brauche. Ich habe niemanden gefunden, der in Ordnung ist.“* In seinem Aufstieg, in der Erfüllung seiner Ziele kann Alex auf niemanden zählen. Dieses Vorherrschen des Selbstvertrauens bedeutet in Alex' Fall eine Art von Überlebensversuch.

Was die *zweite Grundmotivation* betrifft, wollen wir zunächst an ihre spezifischen Voraussetzungen erinnern: 1. Nähe und Zuwendung erhalten (haben); 2. Zeit; 3. (Vor-)Beziehung. Alex' Erfahrung in dieser Hinsicht ist arm.

In der Kindheit wird die Beziehung zu den Eltern als eine lieblose erfahren. Er ist gut umsorgt. Man gibt ihm „alles, was er braucht“, aber er wird nicht geliebt, oder er fühlt es zumindest nicht, obwohl er dies nicht zugibt und es sich nicht eingestehen kann, dann, wenn er sagt: *„Ich kann es nicht glauben, dass Papa mich nicht geliebt hat.“* Er drückt eher seinen Zweifel aus, als dass er die Liebe seines Vaters für ihn bestätigt. Was die Mutter betrifft, „macht sie alles Gute“ für ihn. Als ich ihn über sie befrage, überrascht er mich dadurch, dass er Zeugen bringt, die wie vor ein Gericht gerufen werden, um ihre Liebe zu bezeugen: *„Du kannst meine Freunde fragen, die waren verrückt nach meiner Mutter: Mann, Alex, was du für eine Mutter hast! Unsere bringen uns um.“* Die Beispiele aber, die er, um diese Tatsache zu unterstützen, bringt, beschränken sich bloß auf den materiellen Bereich. Das Beste zu tun und

alles, was am besten ist, anzubieten, ist noch keine Liebe. Leider sieht Alex das nicht. Er genießt keine wirkliche Nähe und Zuwendung, weder von Seiten seines Vaters, der meistens abwesend und sehr beschäftigt ist, keine Zeit hat, noch von Seiten der Mutter, die sich „in ihrem Leid und Schmerz“ distanziiert.

Die Kälte, die in der Familie herrscht, lässt ihn ebenfalls so werden: *„Ich war eine kalte Natur, das ist meine Art zu sein.“* Es fehlt ihm an Wärme, Nähe und Zuwendung, man gewährt ihm keine Zeit und er erlebt instrumentalisierte Beziehungen. Alex entwickelt so nicht die Fähigkeit der Selbst-Zuwendung, er kommt zu keiner wahren Beziehung mit sich selbst. Die Fähigkeit der Selbst-Distanzierung entwickelt sich nicht, sie bleibt auf einem unreifen Niveau. Dies wird sehr deutlich auf der *Existenz-Skala*, wo geringe Punktzahlen in der Selbst-Distanzierung auf ein intrapsychisches Verhaftetsein und Selbstbezogenheit hinweisen. Ebenso verhält es sich bei der Selbst-Transzendenz, wo, obwohl die Punktezahl (geringfügig) höher ist, eine Beziehungsarmut, Gefühlsarmut und eine geringe Erlebnistiefe zu bemerken ist. Alex' Offenheit, sowohl sich selbst, als auch der Welt gegenüber, ist reduziert. Die Offenheit seiner Person, sowohl der Innenwelt, der Intimität und Authentizität, als auch der Außenwelt, der Andersheit gegenüber, ist beschränkt, wobei dies für seine Persönlichkeit Folgen hat.

Auf dieser Ebene des Lebensbezugs kann seine innere Zustimmung nicht gänzlich unkonditioniert sein. Sein „Ja“ zum Leben ist de facto ein „Ja, aber ...“.

Die Erfahrungen in seiner Kindheit zeigen Alex, dass die Liebe nicht selbstverständlich ist. Er fühlt nicht, dass seine Mutter ihn wirklich liebt, aber wahrscheinlich liebt sie den Vater, ansonsten könnte sie nicht so „schmerzerfüllt“ sein wegen dessen Verrat. Der Vater wird geliebt und ist stark, weil er „hat“, er besitzt Werte und eine gewisse Position, er ist „oben“. Also muss die Liebe „verdient“ werden! Und das Modell des Vaters scheint perfekt zu sein, um dies zu erreichen.

Das Fehlen eines unkonditionierten Zugangs zum Wert des Lebens – dem Grundwert, führt uns vor das Hauptproblem der para-existentialen Persönlichkeitsstörung: der Wertempfindung. Man könnte sagen, dass wir es mit einer Art „Blindheit“ zu tun haben, die aber keine gänzliche Wertblindheit ist, sondern eher ähnlich wie Rot-Grün-Blindheit, eine „Wertverwechslung“. Anstelle einer Wertfindung herrscht hier eine „Wertgebung“. Blind für den Eigenwert der Dinge, sieht Alex bloß deren Nutzwert.

Auf dieser Grundlage ist eine harmonische Erfüllung der *dritten Grundmotivation* a priori mit einem Fragezeichen versehen. Alex' Selbst-Bezug ist defizitär. Er hat auf dieser Ebene nichts, wozu er seine innere Zustimmung geben könnte, weil er sich selbst noch nicht hat, weil er in keiner Beziehung zu sich selbst steht. Er bemüht sich, sich Wert zu geben, sich mit Wert zu versehen. Wie? Durch das, was er tut, durch das, was er zeigen kann. Deshalb muss nicht er im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, sondern das, was er erreicht hat, was er gemacht hat, und dadurch versieht er sich mit Wert. Nicht er ist großartig, sondern sein Modell, das ihm dabei helfen wird, letztendlich oben anzukommen, alle zu überholen, sogar seinen Vater.

„*Papas Wunsch war, dass ich von ihm abhängig bin. Aber jetzt bin ich eine Klasse höher als er. Ich überhole ihn sowieso nächstes Jahr bestimmt!*“

Dadurch, dass er nicht zu sich selbst kommt, ist der Weg zur Authentizität und zum ethischen Verhalten versperrt.

Und ebenso erklärt sich das Vorhandensein jener Vielzahl von Elementen, die für eine tiefgreifende Störung auf der Ebene der dritten Grundmotivation sprechen.

Der Wille zum Sinn, die *vierte Grundmotivation* des Menschen, seine existentielle Motivation, wird durch die Erfüllung der Werte erreicht – wie Viktor Frankl an unzähligen Stellen seines monumentalen Werks unterstreicht. Alfred Längle erweiterte diese Perspektive kürzlich in einem bemerkenswerten Beitrag (2005, 403–460), wo er unter anderem unterstreicht, dass letztendlich der Sinn in allen Grundmotivationen verankert ist, und dass wir dann, aber nur dann zu ihm gelangen, wenn diese Grundmotivationen gänzlich erfüllt sind. „Sinnorientiertes Leben führt zu keinem funktionalen, sondern zu einem begegnenden, respektierenden Lebensstil. Er ist in seiner Weltoffenheit und Selbsterschlossenheit auf Erfüllung ausgerichtet und nicht auf das Erreichen von Zielen“, meint Längle (ebd.).

Wie weit entfernt sich Alex doch davon befindet! Er kann sich aber nicht in die Leere fallen lassen, er braucht „einen Sinn“, also gibt er sich, erzeugt er sich einen. Aber, „Sinn muß gefunden, kann aber nicht erzeugt werden. Was sich erzeugen läßt, ist entweder subjektiver Sinn, ein bloßes Sinngefühl, oder – Unsinn“, macht uns Frankl aufmerksam (1998, 15).

Auf der Ebene der vierten Grundmotivation tritt die Fixierung der Copingreaktionen als Schutz gegen das „existentielle Vakuum“ und das überwältigende Gefühl der Sinnlosigkeit hervor.

Nach diesem kurzen Überblick über die Art und Weise, wie diese vier tiefgehenden Dynamiken der personal-existentialen Grundmotivationen bei Alex auftreten, kehren wir zurück zum Entstehungsmodell der Persönlichkeitsstörungen als Folge der Verletzung existentieller Grundthemen, zum Strukturmodell der Grundmotivationen.

Was das *Hauptthema* betrifft: „Primär scheint die Wertempfindung gestört zu sein; lebensrelevante Werte werden beliebig vertauscht. Selbstwert und Sicherheit im Dasein hängt vom Erlangen der Werte ab.“ (Längle 2002a, 144) Die vierte Motivation, die existentielle, konstituiert bloß das *Nebenthema*, den Ort, an dem das tiefgehende Trauma aus den anderen Motivationen Ausdruck findet, und die Zone, in der die Bedrohung empfunden wird. Auf dieser Ebene treten das Fixierungsmuster der Copingreaktionen und die spezifischen Schmerzthemen auf.

### 3.3 Copingreaktionen

In Alex' Fall ist das Fixierungsmuster der Copingreaktionen sehr leicht zu erkennen.

1. Die *Grundbewegung*: Die provisorische Daseinshaltung ist ständig präsent. Wir haben schon am Anfang des Beitrags erwähnt, dass Alex einem den Eindruck einer ständigen,

oberflächlichen Bewegung gibt, eines „*Surfens*“. Er verlässt eine Wohnung fast unmittelbar, nachdem er sie eingerichtet hat, um eine neue zu beziehen. Er gibt auch ein profitables Geschäft auf, wenn er ein anderes im Visier hat usw. „*Ich suche das Neue, ich brauche das Neue, und nachher kann ich mich überhaupt nicht daran erfreuen.*“, meint Alex.

2. Die *paradoxe Bewegung* besteht in unserem Fall in der Zielfixierung und der hartnäckigen Verfolgung des Ziels. Wenn das zu erreichende Ziel fehlt, spürt Alex, dass er nicht mehr existieren kann, „er fällt psychisch in den Abgrund“. Er kann sich an nichts anderem orientieren als an dem gesetzten Ziel. Die innere Orientierungslosigkeit wird durch die Zielsetzung überbrückt, die innere Leere durch das Erfolgsstreben. „*Jetzt geht's mir gut: Ich habe einen Auftrag genommen, von meinem Schwiegervater. Ich habe gekämpft, um ihn zu nehmen, denn er hatte ihn jemandem anderen gegeben. Aber es kann nicht sein, dass es nicht möglich ist, so bin ich, ich krieg' sie mit links!*“

3. Die *Aggression* manifestiert sich bei Alex durch Trotz und Widerstand bis an die Grenze des Irrationalen. „*Wenn du sagst, dass du etwas machst, und es nicht tust, ist es aus, das gibt's nicht!*“ – er hat den Tonfall eines knurrenden, zum Zerfleischen bereiten Hundes. Alex hat, wenn es um seine Ziele geht, „ein Gemüt wie ein Fleischerhund“. Aber die Aggression manifestiert sich auch in Form des Eintretens von Chaos und Verwirrung:

Er sagt es uns selbst: „*Es ist ein Durcheinander! Wie in einer Tombola, wie im Casino, beim Roulette, beim Lotto ... Ich habe auch Chaotismus gemacht!*“

4. Was den *Totstellreflex* betrifft, bleibt zumindest für mich noch einiges unklar. Deswegen werde ich versuchen, strikt im Rahmen der klinischen Beobachtung zu bleiben.

Wie beschreibt Alex jene Momente, in denen er sich überfallen, überwältigt fühlt von jener diffusen Bedrohung, seine größte Angst – „*in Verzweiflung zu geraten*“?

„*Ich spüre, dass ich in eine Schlucht gefallen bin, dass ich von allem abgeschnitten bin. Ich rede mit mir selbst und ich sage mir, dass ich keine Lust habe, irgendetwas zu machen. Ich habe Negativismus. Ich verliere den Kontakt zu mir selbst. Ich gehe psychisch in den Abgrund. Ich habe keine Freude, wie sie andere haben. Ich habe eine Leere zu fühlen.*“ Auf die Frage, wie sich dieser Zustand einstellt, antwortet er: „*Ich weiß nicht, wie ich in diesen Zustand von Leere hineingerate. Ich weiß auch nicht, wie ich herauskomme ... ich komme automatisch raus.*“

Und was unternimmt er spontan in solchen Fällen?

„*Ich gehe wo hin!*“ Was heißt wo hin? – frage ich ihn.

„*Egal wohin, nur um etwas zu tun.*“ – kommt die Antwort. Wenn er etwas tut, ist es besser. Er ist imstande, nicht zu sehen und nicht zu hören, was um ihn herum vorgeht.

„*Es ist gut, dass ich eine zusätzliche Aktivität von eineinhalb Stunden pro Tag habe. Aber ich habe trotzdem Momente, in denen ich falle.*“ Danach scheint er die rettende Lösung gefunden zu haben: „*Aber was war, war, was sein*

*wird, wird sein! Das Schlechte ist weg, jetzt kommt das Gute. Wenn du positiv denkst, geht's. Wenn du Negativismus hast, nicht! – Deswegen schaffen es die Leute nicht.“*

Wir bemerken hier eine Form von Abwehr, die einerseits eine passive Komponente aufweist, das Überwältigtwerden, andererseits aber eine aktive, entweder durch direkte Negation – Alex nennt es Negativismus – oder durch eine subtilere, die Aktivität, durch „etwas Tun“. Wenn er „etwas tut“, kann er von dem, was um ihn herum passiert, abstrahieren, er ist imstande, nichts zu hören und zu sehen. Diese zwei Komponenten sind typisch für jede Art von Totstellreflex.

### 3.4 Das spezifische Schmerzthema

Aus der Kombination des existentiellen Grundthemas mit dem Nebenthema entsteht ein spezifischer Schmerz. Dieser Schmerz wäre angesichts seiner Intensität und seiner zeitlichen Dauer unerträglich, weswegen er verdrängt wird. Der Schmerz ist irgendwo hinter diesem „Leeregefühl“ verborgen, das Alex als eine permanente Bedrohung empfindet und das, wenn es eintritt oder auch nur einzutreten droht, rasch bekämpft wird durch diese präreflexiven Abwehrreaktionen, die Copingreaktionen.

Der große, tiefgehende und unerträgliche verborgene Schmerz von Alex ist: der *Schmerz des fehlenden Gefühls von Lebenssinn*, der irgendwo tiefer mit dem *Schmerz des Nicht-Geliebt-Worden-Seins* verbunden ist.

## 4. Einige Schlussbetrachtungen

Aus dem Gezeigten scheint hervorzugehen, dass wir es mit einer spezifischen Persönlichkeitsstörung zu tun haben. Aus existenzanalytischer Perspektive hat sie ihren Ursprung in den profunden Traumata auf der Ebene der ersten drei Grundmotivationen, – welche auch die psychodynamische Struktur mit einschließen –, Traumata, die in der Lebensgeschichte und jener der Persönlichkeitsentwicklung erlitten wurden und die nicht zu einer harmonischen Erfüllung jener Grundmotivationen führen. Die Pathoplastizität der Störung ergibt sich aus der vierten Grundmotivation. Mit anderen Worten, es ist nicht die Rede von einer zur vierten Grundmotivation, der noetischen Dimension des Menschen, gehörenden Erkrankung, sondern von einer Erkrankung, die auf der Ebene dieser Dimension ihren Ausdruck findet und sich manifestiert.

Die Tatsache, dass sie einige typische Elemente anderer Persönlichkeitsstörungen aufweist, deren Ursprung in der dritten Grundmotivation verankert ist – Persönlichkeitsstörungen des Selbst –, führt dazu, dass man sie bei oberflächlicher Betrachtung mit einer dieser Störungen verwechselt. Dies ist dadurch erklärbar, dass sie eine Störung der Selbst-Identität gemeinsam haben.

Wegen des prekären Grades des Vertrauens, durch das übertriebene Selbstvertrauen – das für das Erreichen des gesetzten Zieles notwendig ist – etabliert sich eine Einstellung und ein Verhalten, das von einem vorherrschenden Selbstbezug geprägt ist. Dies kann eine narzisstische Persönlichkeitsstörung suggerieren.

Die Fähigkeit zur Manipulation, die bissige Art zu reagieren, die häufigen Veränderungen und die Oberflächlichkeit deuten auf eine histrionische Persönlichkeitsstörung hin. Aber diese werden nicht dazu eingesetzt, ihn in den Mittelpunkt zu rücken, sondern um das gesetzte Ziel so rasch wie möglich zu erreichen.

Und schließlich seine Unfähigkeit, den Eigenwert zu begreifen, seine diesbezügliche „Blindheit“, kann zu Verhaltensweisen führen, die eine dissoziale Persönlichkeitsstörung nahe legen.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt studiere und beobachte ich zusammen mit meinen Kolleginnen und Kollegen mehrere Fälle, die eine Persönlichkeitsstörung wie die beschriebene aufweisen. Ich hoffe, dass in der Zukunft andere Untersuchungen zu einer präziseren Umschreibung dieser Störung, der **para-existentiellen Persönlichkeitsstörung**, beitragen werden.

### Literatur

- Frankl VE (1970) Theorie und Therapie der Neurosen. München/Basel: Ernst Reinhard
- Frankl VE (1998) Logotherapie und Existenzanalyse. Weinheim: Beltz
- Furnica C (1999) Die „para-existentielle“ Persönlichkeitsstörung. Existenzanalyse 16,1, 13-17
- Häfner H (1961) Psychopathen. Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer
- Heidegger M (2001) Sein und Zeit. Tübingen: Max Niemeyer
- Längle A (1993) Wertberührung. Wien: GLE-Verlag
- Längle A (1994) Lebenskultur-Kulturerleben. Bulletin 11, 1, 3-8
- Längle A (1997) Das Ja zum Leben finden. Wien: Facultas, 13-33
- Längle A (1998) Ursachen und Ausbildungsformen von Aggression im Lichte der Existenzanalyse. Existenzanalyse 15, 2, 4-12
- Längle A (2002a) Hysterie. Kongressbericht 1999 der GLE
- Längle A (2002b) Wenn der Sinn zur Frage wird... Wien: Picus
- Längle A (2005) Das Sinnkonzept Viktor Frankls – ein Beitrag für die gesamte Psychotherapie. In: Petzold HG, Orth (Hg) Sinn, Sinnerfahrung, Lebenssinn in Psychologie und Psychotherapie. Bd. II. Bielefeld/Locarno: Aisthesis
- Schneider K (1962) Klinische Psychopathologie. Stuttgart: Georg Thieme
- Tellenbach H (1976) Melancholie. Berlin/Heidelberg/New York: Springer
- Diagnostische Kriterien – DSM-IV (1998) Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe

*Anschrift der Verfasser:*

*Dr. Christian Furnica und Dr. Ana-Maria Furnica  
RO-2900 Arad, Gheorghe Popa 7/App. 2  
christian.furnica@existenzanalyse.org*

# Die soziale Dimension der Freiheit

## Anthropologische Überlegungen zum Verhältnis von Freiheit und Sozialität

*Manfred Zmy*

**Das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft ist seit der Antike ein zentrales Thema der philosophischen Anthropologie. Die Bestimmung des Menschen als Person in der Existenzanalyse und Logotherapie betont dabei einerseits seine unaustauschbare Individualität und gleichzeitig die ihm eigene Dialogfähigkeit. Für das Verständnis der Person und ihrer Sozialität soll im Folgenden der Begriff der Freiheit auf seine soziale Dimension hin näher entfaltet werden, wie sie der Sozialphilosoph Johannes Heinrichs in seiner Reflexionstheorie des Sozialen entwickelt hat. Dabei soll der Frage nach den Möglichkeitsbedingungen einer immer schon vorhandenen Gemeinschaftlichkeit des Menschen (Paar, Familie, Gruppe, Gesellschaft) nachgegangen und das soziale Handeln des Menschen in den Blick genommen werden.**

**Schlüsselwörter: Dialog, Dissozialität, Freiheit, Individuum und Gesellschaft, Person, Selbstreflexion, soziales Handeln, Sozialität**

**Ever since the antiquity the relations of the individual and society have been a central topic of philosophical anthropology. The characterization of the human being as a person in existential analysis and in logotherapy underlines the unique human individuality on the one hand and the human capacity for dialogue on the other hand. This paper is to look further into the concept of freedom in respect to its social dimension in order to understand the person and the human sociality better, following the social philosopher Johannes Heinrichs in his reflection theory of the social. In doing so the question of the conditions of the possible of a pre-existing sociality of the human being ( the couple, family, group, society) will be pursued and the social behaviour of humans will be considered.**

**Key words: dialogue, freedom, individual and society, person, selfreflection, social action**

### Einleitung

Das Thema des Prager Kongresses „Hab' mich gern – Dissozialität und Anpassung“ legt es nahe, die Frage nach der Bedeutung des Sozialen für den Menschen zu stellen, um auf diesem Hintergrund Phänomene dissozialen Verhaltens aus einer anthropologisch-philosophischen Perspektive besser verstehen zu können. Auch wenn die Begriffe „Dissozialität“ und „dissoziale Persönlichkeit“ der Psychologie und der Soziologie entstammen, verweisen Phänomene wie z.B. mangelnde Einordnung in die Gesellschaft und mangelnde Anpassung an ihre sozialen Normen auf die Frage nach

dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, das seit der Antike ein zentrales Thema philosophischer Anthropologie ist.

Versucht man, sich dieser Frage vom Menschenbild der Existenzanalyse und Logotherapie her anzunähern, so zeigt sich, dass auch die existenzanalytische Anthropologie an den Schwierigkeiten der Existenzphilosophie allgemein partizipiert, das Soziale zu denken.<sup>1</sup> In den folgenden Ausführungen möchte ich versuchen, Ansätze zum Verständnis des Sozialen in der existenzanalytischen Anthropologie aufzuzeigen (I), Perspektiven einer Ausdifferenzierung menschlicher Sozialität im Dialog mit der Sozialphilosophie zu diskutie-

<sup>1</sup> So findet z.B. die soziale Welt bei Heidegger kaum Berücksichtigung und bleibt eigentümlich verschlossen. Pöggeler hat in seinem Buch „Der Denkweg Martin Heideggers“ (1994) darauf hingewiesen, dass Heideggers Fragen nach der Gemeinschaft zum Unbefriedigendsten seines Werkes gehören. Eine ausgearbeitete Phänomenologie des Sozialen suche man bei Heidegger vergeblich.

Im Unterschied zu Heidegger wird z. B. bei Lévinas die Freiheit des menschlichen Daseins weder in der existenzialen Jemeinigkeit noch im anonymen Seinsgeschick verortet, sondern in ihrer sozialen und pluralen Bedingtheit. Auch Jean-Luc Nancy konzentriert sich in seiner Philosophie auf das Thema der spezifischen Gemeinschaftlichkeit menschlicher Existenz. In seinem Buch „Être singulier pluriel“ (1996) geht er vom „Mitsein“ als der zentralen ontologischen Kategorie aus und versucht sich an einer elementaren Revision der heideggerschen Fundamentalontologie.

ren<sup>2</sup> (II), um Gesichtspunkte für eine Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft zu entwickeln, die auch zum Verständnis der dissozialen Persönlichkeit einen Beitrag leisten können (III).

Ich möchte dafür den Begriff der „Freiheit“ in den Mittelpunkt der folgenden Überlegungen stellen. Er ist ein Schlüsselbegriff sowohl der Existenzphilosophie als auch der existenzanalytischen Anthropologie, der zugleich die konstitutiven Sinnelemente und Geltungsbedingungen unseres heutigen, auf dem Personbegriff basierenden Verständnisses von Moral und Recht in der modernen Gesellschaft beinhaltet. Theo Kobusch hat in seinem Buch „Die Entdeckung der Person. Metaphysik der Freiheit und modernes Menschenbild“ ausführlich dargestellt, dass die Freiheit des modernen Menschen wesentlich als Freiheit der Person zu verstehen ist. Freiheit ist das Fundament, auf dem Phänomene wie Solidarität, Gemeinschaft, Liebe, Mitsein, überhaupt die verschiedenen Arten des Verhältnisses der Personen untereinander, und auch die *personae compositae*, Staat, Ehe usw. beruhen (vgl. Kobusch 1997, 17; 19).

Über Freiheit nachdenken, heißt immer auch, über soziale Beziehungen nachzudenken. Man kann die Freiheit des Menschen, diesen unverzichtbaren Teil seiner Würde, nicht denken, ohne eine Gemeinschaft nach dem Bilde dieser Freiheit mitzudenken. Freiheit und Sozialität stehen in einem fundamentalen Zusammenhang, der im Folgenden näher entfaltet werden soll.

## I. Person und Freiheit als Ansatzpunkte einer existenzanalytisch orientierten Anthropologie

### Person als das Freie im Menschen

Die Existenzanalyse versteht den Menschen auf dem Hintergrund des abendländisch-humanistischen Menschenbildes wesentlich als Person. Sie ist das Geistige im Menschen, das ihn zur Freiheit und zur Verantwortlichkeit befähigt und ihn mit der Tiefe des Seins verbindet. „ ‚Person‘ nennen wir von vornherein überhaupt nur das, was sich – zu welchem Sachverhalt auch immer – frei verhalten kann. Die geistige Person ist dasjenige im Menschen, was allemal und jederzeit opponieren kann.“ (Frankl 1987, 94) Personsein bedeutet Freiheit, nämlich Freiheit zum Persönlichkeits-„Werden“. Verantwortung kann daher von einem Menschen nur dort übernommen werden, wo er zuvor in Freiheit entschieden hat. Auf zwei Aspekte des Freiheitsbegriffs, die in der existenzanalytischen Anthropologie besondere Beachtung finden, soll zunächst kurz eingegangen werden:

### Freiheit als Offenheit der zu ergreifenden Möglichkeiten

Freiheit ist für Frankl eine Sphäre der Wirklichkeit, die zur Dimension des Geistigen gehört. Menschliche Freiheit ist wesentlich Freiheit *zu* etwas, weil es zum Wesen des Menschen gehört, auf etwas hingeeordnet bzw. ausgerichtet zu sein, sei es auf etwas, sei es auf jemanden, auf eine Idee oder auf eine Person. Die Welt wird verstanden als Raum von Möglichkeiten, die im Dasein erfasst und realisiert werden wollen. Offenheit ist eine Dimension des Menschseins, die es ermöglicht, dass der Mensch in seinem ganzen Sein Antwort auf die Welt ist. In existenzanalytischem Verständnis ist der Mensch nämlich letztlich dazu da, auf die Lebensfragen die situativ bestmöglichen Antworten zu geben. Durch diese Antworten „verantwortet“ der Mensch sein Leben und gelangt so zu einer sinnerfüllten Existenz.

Freiheit besteht in der Offenheit eines Handlungs- und Lebenszusammenhanges. Soll für die Freiheit Raum sein, soll sie sich als Freiheit äußern können, so muss sie ein Feld haben, etwas muss sie von ihrem Ziel trennen, es muss für sie privilegierte Möglichkeiten geben. Das ist auch die heideggersche Dimension der Freiheit<sup>3</sup>: Dabei geht es zunächst weder um die praktische Freiheit des unbeeinträchtigten Handelns, noch um die theoretische Freiheit des Willens, sondern das Freisein ist durch die wesentliche Offenheit der zu ergreifenden Möglichkeiten gleichbedeutend mit dem Dasein selbst. Freiheit als Offenheit ist die Voraussetzung für eine zweite Dimension von Freiheit: die Freiheit des Willens.

### Die Freiheit des Willens

Auch das Wollen entstammt der Geistigkeit des Menschen, seinem Personsein. In dem Maße, in dem sich der Mensch mit seinem Wollen auseinandersetzt, dazu Stellung bezieht, entscheidet und handelt, übernimmt er Verantwortung. Hierbei werden verschiedene Aspekte der menschlichen Freiheit angesprochen: die Freiheit des Willens, die Entscheidungsfreiheit, die Handlungsfreiheit.

Die Existenzanalyse betont den Doppelaspekt von „Freiheit von“ (negative Freiheit) und „Freiheit zu“ (positive Freiheit); von Nichtgebundensein auf der einen Seite und Vermögen zur Selbstbestimmung auf der anderen Seite. Oder wie Frankl es ausdrückt: „Sie ist Freiheit von der eigenen Faktizität und Freiheit zur eigenen Existenzialität. Sie ist Freiheit vom So-Sein und Freiheit zum Anderswerden.“ (Frankl 1987, 94)

Frankl hat immer wieder betont, dass auch in einer sozial eingegengten Umwelt, in Situationen der Einschränkung der

<sup>2</sup> Hier knüpfe ich besonders an Überlegungen meines früheren Lehrers und Weggefährten aus gemeinsamen Zeiten im Jesuitenorden, dem Sozialphilosophen Prof. Dr. Johannes Heinrichs an, der seit 1975 eine Reflexions-Systemtheorie des Sozialen entwickelt hat, die er seitdem in einer Fülle von Publikationen weiter entfaltet hat. (vgl. z. B. Heinrichs 1997; 2003; 2005).

<sup>3</sup> Der Tübinger Philosoph Günter Figal geht in seinem Buch „Martin Heidegger. Phänomenologie der Freiheit“ von der grundlegenden These aus, dass das Freiheitsproblem in Heideggers „Sein und Zeit“ von zentraler Bedeutung ist. Er kommt zu dem Ergebnis, dass mit der Offenheit des Seienden gemeint ist, „dass es ist“ und liest das zusammen mit Heideggers Bestimmung von „Dasein“ als „Erschlossenheit“ und „Aufgeschlossenheit“. Der Ausdruck „Sein“ bei Heidegger ist gleichbedeutend mit Möglichkeit. Daraus ergibt sich die Bedeutung der Freiheitskonzeption Heideggers in Bezug auf das „In-der-Welt-Sein“.

persönlichen Freiheit, auch in der Krankheit und im psychotischen Erleben, dem Menschen immer noch die letzte Freiheit bleibt, sein Dasein zu gestalten. Bis zum letzten Atemzug kann dem Menschen niemand die Freiheit nehmen, sich zu seinem Schicksal so oder so einzustellen (vgl. Frankl 1997, 268). Der Mensch hat nicht beliebig viele Möglichkeiten, aber wenn jemand frei ist, besitzt er die Fähigkeit, seinen Willen in Abhängigkeit von seiner Stellungnahme zu verändern. Bezugspunkte der Freiheit sind in der Existenzanalyse die eigene Stellungnahme und Entscheidung. Durch produktive Aneignung oder durch Ablehnung einer Vorgabe bleibt dem Menschen die Möglichkeit, sich frei zu verhalten.

Stichwortartig lässt sich das Verständnis von Freiheit in der Existenzanalyse folgendermaßen zusammenfassen:

- Das Geistige ist das Freie im Menschen;
- Freiheit wird konzipiert im Rahmen der noetischen Dimension vor allem im Zusammenhang mit dem Begriff „Verantwortung“;
- Existenz als Freiheit beinhaltet immer ein „Auch-anderswerden-Können“;
- Freie Stellungnahme des Menschen gegenüber den biologischen, psychologischen und soziologischen Bedingungen.
- Der Mensch kann die gegebenen Freiräume zu sinnvollem Handeln nutzen;
- Freiheit als ein freies Sichverhalten zum Schicksal (es gibt immer ein „so oder so“);
- Freiheit als „Trotzmacht des Geistes“ (Frankl) auch gegenüber Krankheit, psychotischem Erleben und Schicksalsschlägen;
- Freiheit als Willensfreiheit;
- Freiheit setzt Bindung voraus;
- Freiheit verlangt Entscheidungen;
- Freies Handeln erfolgt auf einen Wert hin.

## II. Die soziale Dimension der Freiheit

### Freiheit als Beziehung

Für die Existenzanalyse verwirklicht sich Personsein wesentlich darin, dass der Mensch sich in eine doppelte Beziehung bringt: sowohl zu sich selbst als auch zur Welt. „Der Person ist ein grundsätzliches Vermögen zum Dialog eigen. Die Dialogfähigkeit kann als Charakteristikum der Person schlechthin bezeichnet werden.“ (Längle 1993, 137) Kein Mensch kann „sich selbst werden“ ohne Begegnung. „Das Ich wird Ich am Du.“ (Buber 1995). Der Mensch ist angewiesen auf Gemeinschaft. Aus der Anerkennung durch andere heraus lernt der Mensch, zu sich selbst Stellung zu beziehen und sich als eigenständiges Individuum von anderen abgrenzen zu können. In der Psychologie ist die Bedeutung der sozialen Mitwelt für die Genese des Selbstbewusstseins seit William James' Begriff des „social-self“ zunehmend gewürdigt worden. Besonders zu nennen ist hier die Sozialpsychologie von George Herbert Mead.<sup>4</sup> Das Selbst,

als das der Mensch sich in der Selbstreflexion erfasst, ist eine soziale Wirklichkeit.

Anknüpfend an das existenzanalytische Verständnis der Person als doppelte Bezogenheit, möchte ich nun, ausgehend von sozialphilosophischen Überlegungen Heinrichs, den sozialen Aspekt der Freiheit entfalten: Die individuelle Freiheit des Menschen, wie wir sie in der Dimension der Offenheit und als Freiheit des Willens bereits genannt haben, ist dafür die Voraussetzung und Ermöglichung.

Ausgehend vom Verständnis des Dialogs, wie es sich in der Dialogphilosophie entwickelt hat, lässt sich der Dialog als ein in sich gegenläufiges Geschehen bestimmen, das mehr ist als bloße Abwechslung von Sprechakten einseitig-intentionaler Art (vgl. Heinrichs 1981, 697). Das Du sprechen lassen, noch hören, wenn ich selbst spreche, mitdenken und mitfühlen, wenn der andere spricht, also Einheit von Aktivität und Passivität, von Produktivität und Rezeptivität – das ist die Praxis des Dialogs.

Aus einer so verstandenen Praxis heraus kann man dialogisches Denken wesentlich als Beziehungsdenken charakterisieren, das ausgeht von der Beziehung zwischen Subjekt und Subjekt, die im Allgemeinen vermittelt ist durch etwas, über das man spricht. In einem solchen Dialog ist die Freiheit des anderen, des Du, selbst nicht ein Etwas, das das Ich negativ begrenzen würde, sondern die positive Ermöglichung eines freien Wirkenkönnens, nämlich Sprechenkönnens.

In diesem Verständnis ist Freiheit das Vermögen bzw. die Beziehung der „Gegenseitigkeit“: Wenn wir im materiellen Bereich etwas gemäß unseren eigenen Wünschen und unserem eigenen Willen verändern wollen, so ist es mit Wünschen und Vorstellen allein nicht getan, sondern macht eine physische Einwirkung erforderlich. Ebenso ist es beim Wirken der Freiheit auf eine andere Person: Es bedarf der Mitteilung, die im anderen etwas ändert. Im Dialog wird die Freiheit des anderen als solche berührt und angesprochen. Dafür bedarf der eigenen freien Aktivität des anderen. Subjektive Freiheit kann also auf ihresgleichen nur durch die Freiheit des anderen wirken. Die Gegenseitigkeit zweier Freiheiten besteht daher nicht nur in einem äußeren Hin und Her, sondern in der inneren Gegenläufigkeit des freien Wirkens. Heinrichs hat hierfür den Begriff der „intersubjektiven oder sozialen Freiheit“ eingeführt. Sie meint die dialogische Verwirklichung gemeinsamer Freiheit durch die subjektiven Freiheitsvermögen.

Im Kontext eines Beziehungsdenkens lässt sich Freiheit so als gelungener Selbstbezug im wirkenden Fremdbezug verstehen. Eine so verstandene Freiheit ist primär Vollzug, d.h. sie ist Aktivität, Aktualität und Bezug. Sie ist keine abstrakt monologische, vielmehr eine konkrete Freiheit, eine dialogische Wir-Freiheit, bei der viele Einzelwillen mitspielen. Der Begriff der sozialen Freiheit verweist darauf, dass Menschen nur in der Vielfalt des Miteinanderseins frei sind. Versteht man die Freiheit als dialogisches Beziehungsdenken,

<sup>4</sup> George Herbert Mead hat in seinem Buch „Mind, Self and Society“ die Unterscheidung zwischen Ich und Selbst und die soziale Bedingtheit des Selbst herausgearbeitet.

dann geht es nicht um Begrenzung, sondern um Entfaltung und um konkrete Gestaltung der Freiheit des anderen. Alle Gemeinschaft will Freisetzung, nicht Begrenzung der Freiheit des Einzelnen.

In diesem Zusammenhang ist auf die Erfahrung hinzuweisen, dass ein Dialog auch misslingen kann, dass ein Mensch einem anderen das Freisein verwehren kann, in persönlichen Beziehungen, aber auch im öffentlichen Bereich. Da, wo subjektive Freiheiten sich negativ gegeneinander wenden, begrenzen sie sich nicht nur, sondern bedrohen, mindern und zerstören sich gegenseitig. Der Mensch ist endliche Freiheit, d.h. seine Freiheit ist eine Möglichkeit zum Guten und zum Bösen, wenn man unter dem Bösen einen negativen, destruktiven Freiheitsgebrauch versteht. (vgl. Safranski 1997)

## Gelebte Reflexion als Konstruktionsprinzip des Sozialen

Als Person ist der Mensch ein Beziehungswesen, er steht in Beziehung zu anderen, zuallererst zu sich selbst. Reflexivität ist die Fähigkeit des Menschen, Ich sagen zu können, sie ist die Charakterisierung des menschlichen Selbstbewusstseins. Freiheit ist für Heinrichs ein Aspekt der Selbstbezüglichkeit, der Selbstreflexion, nämlich ihr praktischer Aspekt. Ein Wesen, das sich selbst erkennen kann, kann kraft derselben Selbstbezüglichkeit auch über sich verfügen. Es besitzt die Handlungsfreiheit gegenüber der eigenen Physis, aber auch gegenüber anderer Natur und anderer Subjektivität (soziale Freiheit). Diese gelebte Reflexion hat keinen monologischen, sondern dialogischen Charakter. Sie ist nicht ausschließlich Selbstbezug des Menschen, sondern Selbstbezug im Fremdbezug. Das Du ist Reflexions-Spiegel, worin das Ich sich selbst tiefer erkennen kann. Das Du ist Quelle eigener Freiheit und eigener Erkenntnis-Offenbarung.

Diese gelebte (praktische) Reflexion muss sorgfältig unterschieden werden von der nachträglichen (theoretischen) Rückbesinnung, die man gewöhnlich „Reflexion“ nennt. Der Mensch könnte niemals Ich sagen, wenn nicht das Ich-Bewusstsein immer schon in ihm leben würde.

Das Denken ist in diesem Verständnis nicht dem Gefühl entgegengesetzt, sondern begegnet vielmehr als das Vermögen des Verbindens der verschiedenen Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle und Intuitionen. Zunächst ist das Gefühl jedoch vor allem Erkenntnis eigener Art: es ist Wert-Erkennen und Wert-Fühlen. Wertende Erkenntnis ist ursprünglich nur möglich im Mitleben und Einleben, als Ein-Fühlen, nicht in der Distanzierung und Objektivierung. Das Gefühl ist als gelebte Bewusstheit und Reflexion immer schon Beziehungserfassung. Denken gibt es auch auf dieser unmittelbaren Ebene bereits als spontan gelebte Reflexion. Mit Hilfe der nachträglich-ausdrücklichen Reflexion (Theorie) wird die gelebte, praktische Reflexion, genauer die ursprüngliche Theorie-Praxis-Einheit, rekonstruiert.

## III. Individuum und Gesellschaft

### Stufen des sozialen Handelns

Gemeinsame Freiheitsverwirklichung von Menschen beruht auf sozialem Handeln. Mit Max Weber kann man das soziale Handeln des Menschen folgendermaßen umschreiben: „Nicht jede Art von Berührung mit anderen Menschen ist sozialen Charakters, sondern nur ein sinnhaft am Verhalten des andern orientiertes eigenes Verhalten.“ (Weber 1925, §1) Handeln ist also mehr als Bewusstseinsvollzug, es ist das Verändern von Weltbestandteilen durch menschliche Intention, d.h. aus Wille und Freiheit. Unter dem Gesichtspunkt der wachsenden Gegenseitigkeit der Reflexion in der Beziehung von Menschen zueinander, lassen sich nach Heinrichs vier Stufen des sozialen Handelns und somit der jeweiligen Verwirklichung sozialer Freiheit unterscheiden:

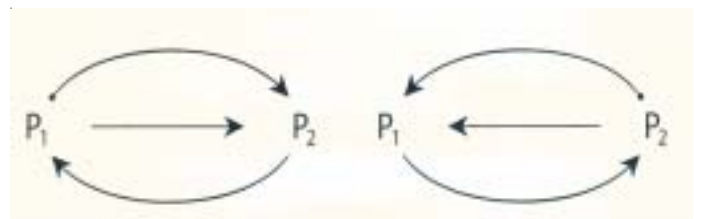
#### 1. Physisch-praktische Einwirkung

Der andere wird wie ein materielles oder denkendes Objekt behandelt. Seine eigene Freiheit wird hier nicht bedacht bzw. ignoriert. Es ist ein bloßes Verhalten ohne Erwartungen an die davon betroffene andere Person (P2). Die subjektive Freiheit kommt hier nicht in den Blick oder wird ignoriert.



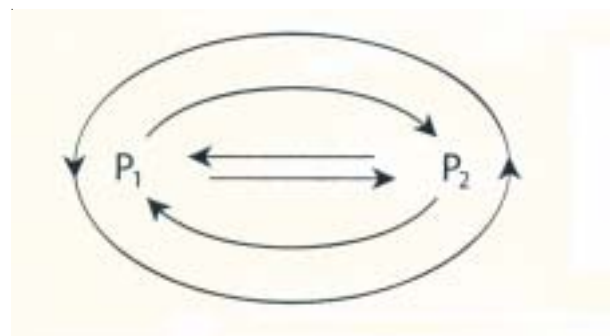
#### 2. Einseitig interessiertes oder so genanntes strategisches Handeln

Der andere soll den eigenen Interessen dienstbar gemacht werden. Man hat Erwartungen an das Verhalten des anderen. Es ist jedoch primär ein ich-bezogenes Handeln.



#### 3. Kommunikatives (im wertenden Sinne) soziales Handeln

Das eigene Wollen sowie das Wollen des anderen werden berücksichtigt. Es entsteht eine gegenläufig-doppelt reflektierte Kommunikation zwischen beiden Personen.



## 4. Meta-Kommunikation

Ihr Ziel ist die Verständigung über die Gemeinsamkeit des Wollens, Wertens und Handelns. Häufig geschieht Metakommunikation zwischen den Zeilen. Sie hat nicht zuletzt den Beziehungsaspekt, das interpersonale Verhältnis zwischen den Beteiligten selbst, zum Gegenstand. Durch sie definieren die Kommunikanten die Natur ihrer Beziehung und bilden eben dadurch ein zwischenmenschliches System. Die interpersonale Reflexion im sozialen Handeln kommt auf der metakommunikativen Ebene (Verständigung über Verhaltenserwartungen in Normen) zu einem strukturellen Abschluss, und dieser Abschluss führt zur Systembildung. Schon zwei miteinander dauerhaft interagierende Partner bilden ein System mit eigenen Gesetzen, wie sie etwa in der Paartherapie Berücksichtigung finden.

## Von den Elementarbeziehungen zu umfassenden Organismen

Aus dem bisher Gesagten dürfte deutlich geworden sein, dass die Ich-Du-Beziehung, unter der Einbeziehung von Ich-Es und Ich-Wir-Relationen, die elementare Beziehung ist. Jede etablierte Gemeinschaft, jede Gesellschaft ist nichts anderes als ein vielzelliger Organismus von paarweisen Elementarbeziehungen. Nicht erst die Familie, sondern das Paar – in einem weiten Verständnis paariger Beziehung (Liebe, Kameradschaft, Geschäftsbeziehung) – bildet die Urzelle der Gesellschaft. Schon die Kleinstfamilie aus Vater, Mutter und Kind verkörpern ein Geflecht von drei Elementarbeziehungen, und das Geflecht ist mehr als die Summe von Kind, Mutter, Vater und auch mehr als die Summe der drei Beziehungen.

Die Ich-Du-Beziehung der jeweiligen Subjektivitäten bildet, bildlich gesprochen, den aktiven Motor des gesamten Beziehungslebens. Auf den paarweisen Elementarbeziehungen bauen sich alle Sozialgebilde auf: Familie, Gruppen, bis hin zu Nationen und zur Menschheitsfamilie. Dabei stellen sich folgende Fragen: Wie ist Gemeinsamkeit von freien Individuen, also Freiheit-in-Gemeinschaft möglich? Wie können elementare Zweierbeziehungen sich öffnen auf weitere Personen. Wie kann die Vielfalt der Elementarbeziehung zu einer Partizipation jedes Einzelnen an einer größeren Gemeinschaft führen?

Entscheidend dafür ist nach Heinrichs die Einbeziehung der Einzelnen in ein Wir-Bewusstsein, der metakommunikative Bezug auf eine gemeinsame Mitte. Die kommunikativen Beziehungen können nur jeweils vom Ich zum Du gehen, aber der metakommunikative Bezug auf die gemeinsame Mitte mehrerer Zweierbeziehungen macht die Einbeziehung der vielen Anderen und somit die Öffnung der Zweierkommunikation zu einer Gruppenkommunikation möglich (vgl. Heinrichs 2005, 146).

Gesellschaft ist aufgebaut aus den „inneren“ wie „äußeren“ Handlungen der teilnehmenden Subjekte. Wenn es eine Sozialgestalt der Freiheit geben soll, dann muss sich die interpersonale Reflexion auch auf den Staat, als den großen Organismus, und seine Institutionen auswirken. Die Handlungsstufen formen sich in einem Staat als dessen, mehr oder we-

niger differenzierte, Subsysteme aus: Diese allgemein benannten Subsysteme in einem Staat sind das Wirtschaftssystem, das politische System, das Kommunikations- und Bildungssystem sowie die Grundwerte und weltanschaulichen Grundlagen (vgl. Heinrichs 2003, 113-150).

Sowohl für den Einzelnen, aber auch für Gruppen, Institutionen und auch für einen Staat muss es darum gehen, das Handeln in die höheren Handlungsebenen zu integrieren. D.h. Einordnung des sozial unreflektierten, am individuellen Interesse ausgerichteten sozialen Handelns in das kommunikative und dialogische, d.h. an Normen der Gegenseitigkeit ausgerichtete Handeln.

Das Soziale ist ein Ganzes mit eigenen Gesetzmäßigkeiten, das wesentlich mehr ist als die Summe der Einzelnen. Es ist nicht ein Konstrukt der Soziologen, sondern ein mediales Gemeinschafts- oder Gesellschaftsbewusstsein, das vom Einzelnen auf je seine Weise partizipiert wird. Man darf es allerdings nicht als „Großsubjekt“ ansehen, denn Handeln kann es immer wieder nur durch individuelle Einzelne geben.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass soziale Freiheit gleichbedeutend ist mit der Realisierung gemeinsamer Werte. Nur als gemeinsame, dialogische, ist Freiheit konkret zu realisieren. Dialogische Freiheit ist eine kommunikative, eine auf möglichst allseitige Verständigung angelegte und beruhende Freiheit. Sie wird erst verständlich aus dem Verhältnis von Personen zueinander. Soziale Freiheit ist die größtmögliche Verwirklichung dieser Gegenseitigkeit. Sie ist dabei nicht Einschränkung der individuellen Freiheit, sondern ist gegenseitige Befreiung und gemeinsames Mehrwerden. Es ist die dialogische Verwirklichung gemeinsamer Freiheit durch die jeweiligen subjektiven Freiheitsvermögen.

## Ausblick: Soziale Freiheit und dissoziale Persönlichkeit

Abschließend möchte ich einige Überlegungen zum Verhältnis von Freiheit und Dissozialität anstellen. Mit dem Adjektiv „dissozial“ bezeichnen wir diejenigen Personen, die Schwierigkeiten haben, sich in die bestehende Gesellschaft einzuordnen. Darüber hinaus bezeichnet der Begriff ein abweichendes Verhalten, das an soziale Normen nicht angepasst ist. Häufig sind es pathologische Persönlichkeiten mit oft krankheitswertigen Persönlichkeitsstörungen, die sich interpersonell in einer Störung des Sozialverhaltens zeigen (z. B. in einer unzureichenden Gemüts- und Verhaltenskontrolle), intrapersonell in Defiziten in der Persönlichkeitsstruktur. Sie können sich zeigen in einer niedrigen Emotionalität, in mangelnder Zuwendung und mangelndem Sich-einfühlen-Können in den seelischen Zustand eines anderen Menschen, ferner in fehlender Gewissensbildung und mangelnden Schuldgefühlen.<sup>5</sup>

Im Rückblick auf unsere Ausführungen über die soziale Freiheit zeigt sich, dass bei dissozialen Persönlichkeiten die soziale Dimension der Freiheit, d.h. der praktisch-wirkliche Bezug einer Person zu anderen Personen und zur Mitwelt, gestört ist. Wenden wir die sozialphilosophische Unterschei-

<sup>5</sup> Vgl. hierzu die Merkmale einer dissozialen Persönlichkeitsstörung in den Diagnose-Manuals ICD-10 (60.2) und DSM-IV.



derung von Heinrichs über die Stufen des sozialen Handelns auf das Verhalten dissozialer Persönlichkeiten an, so zeigt sich, dass die Stufe der physisch-praktischen Einwirkung (1.) und die Stufe des einseitig interessierten Handelns (strategisches Handeln) (2.) bei dissozialen Persönlichkeiten dominieren, dass aber die Ebene des kommunikativen sozialen Handelns, das durch eine gegenläufig-doppelt reflektierte Kommunikation bestimmt ist (3.), nicht erreicht wird. Die bei dissozialen Persönlichkeiten anzutreffende dauernde Verantwortungslosigkeit weist auf den engen Zusammenhang von Freiheit und Verantwortung hin. Soziale Freiheit hat nur in der Perspektive der Verantwortung einen Richtungs-Sinn. Freiheit ist in grundlegender Weise ein Konzept der Verpflichtung und nicht etwa der Unbegrenztheit.

Das Einbringen sozialphilosophischer Überlegungen im Kontext der Thematik „dissoziale Persönlichkeitsstörung“ zeigt einmal mehr die philosophische Fundierung existenzanalytischer Anthropologie. Mit der Betonung der sozialen Dimension der Freiheit aus philosophischen Überlegungen heraus hab ich mit meinem Beitrag versucht, die Außenseite des Personseins, die Interaktion des Individuums mit anderen herauszustellen. Die andere Seite ist als ebenso umfangreich und bedeutsam anzusehen. Die Innenseite besteht in der Interaktion mit sich selbst, im Bezug zur Innenwelt und zur inneren Tiefe. Aus der Sicht der Existenzanalyse kommt dem Individuum eine ebenso große Mitwirkung an der eigenen psychischen Entwicklung zu wie der Umgebung. Die differenzierte Bildung des Ich und des Selbst sind eine Leistung der Person, die sie im inneren Gespräch und im äußeren Dialog zuwege bringen kann.

Um diesen äußeren Dialog der Person besser zu verstehen, bedarf es der genaueren Analyse des Sozialen und des Verhältnisses von individueller und sozialer Freiheit. Das Individuum und sein „Drama der Freiheit“ spielen auf der Bühne des Sozialen. Soziale Freiheit, Ko-Existenz und Mit-Sein sind dabei fundamentale Kategorien eines Denkens, das sich

der Notwendigkeit des menschlichen Seins in der Gemeinschaft zu stellen vermag.

## Literatur

- Buber M (1995) Ich und Du. Ditzingen: Reclam  
Figal G (2000) Martin Heidegger. Phänomenologie der Freiheit. Weinheim: Beltz Athenäum, 3°  
Frankl V (1987) Logotherapie und Existenzanalyse. Texte aus fünf Jahrzehnten. München: Piper  
Frankl V (1997) Ärztliche Seelsorge. Frankfurt: Fischer, 4°  
Heinrichs J (1978) Freiheit-Sozialismus-Christentum. Um eine kommunikative Gesellschaft. Bonn: Bouvier  
Heinrichs J (1981) Dialogik. Philosophisch. In: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 8. Berlin: de Gruyter, 697-702  
Heinrichs J (1987) Die Liebe buchstabieren. Stichworte zu einem Menschheitsthema. Frankfurt: Fischer  
Heinrichs J (1997) Ökologik. Frankfurt: Peter Lang  
Heinrichs J (2003) Revolution der Demokratie. Berlin: Maas  
Heinrichs J (2005) Logik des Sozialen. Woraus Gesellschaft entsteht. Varna: Steno  
Kobusch Th (1997) Die Entdeckung der Person. Metaphysik der Freiheit und modernes Menschenbild. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2°  
Längle A (1993) Personale Existenzanalyse. In: Längle A (Hg) Wertbegegnung. Phänomene und methodische Zugänge. Wien: GLE-Verlag, 133-160  
Längle A (1998) Viktor Frankl. Ein Porträt. München: Piper  
Mead H (1973) Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp  
Nancy J-L (1996) Être singulier pluriel. Edition Galilée (deutsch: Nancy J-L (2004) singular plural sein. Berlin: diaphanes)  
Pöggeler O (1994) Der Denkweg Martin Heideggers. Stuttgart: Klett-Cotta, 4°  
Safranski R (1997) Das Böse oder das Drama der Freiheit. München: Hanser  
Weber M (1925) Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr (Siebeck)

*Anschrift des Verfassers:  
Lic. theol. Manfred Zmy  
Saarbrückener Str. 217  
D-38116 Braunschweig  
m.zmy@t-online.de*

## IMPRESSUM

Medieninhaber, Herausgeber und Hersteller:  
GESELLSCHAFT FÜR  
LOGOTHERAPIE UND EXISTENZANALYSE-International (GLE-Int.)  
GESELLSCHAFT FÜR  
LOGOTHERAPIE UND EXISTENZANALYSE-Österreich (GLE-Ö)  
GESELLSCHAFT FÜR  
EXISTENZANALYSE UND LOGOTHERAPIE in Deutschland e. V. (GLE-D)  
INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR  
EXISTENZANALYTISCHE PSYCHOTHERAPIE SCHWEIZ (IGEAP-CH)

Chefredaktion: Dr. S. Längle  
Stellvertretung: Mag. K. Steinert  
Redaktion: Dr. Astrid Görtz, G. v. Kirchbach, I. Lindner, Dr. F. Lleras, M. Sulz  
Landesredakteure: Ö – Mag. U. Reischer; D – Mag. G. Bonnaker-Prinz; CH – Lic. Phil. B. Heitger  
Redaktion: Eduard-Sueß-Gasse 10; A - 1150 Wien, Tel.: 01/9859566 Fax 01/9824845  
e-mail: gle@existenzanalyse.org  
Layout und Satz: Sabine Wutschek  
Druck: Druckerei Glos, Semily (CZ)

„EXISTENZANALYSE“ ist das offizielle Organ der Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse-International (GLE-Int.) und erscheint 2x jährlich. Die GLE ist Mitglied der Internationalen Gesellschaft für Psychotherapie (IFP), der European Association of Psychotherapy (EAP), des Österreichischen Bundesverbandes für Psychotherapie (ÖBVP), der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V. Stuttgart, der Wiener Internationalen Akademie für Ganzheitsmedizin, der Martin-Heidegger Gesellschaft e.V. und des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs (VWGÖ). Die GLE ist nach dem österreichischen Psychotherapiegesetz, der Schweizer Charta, der Berner Gesundheitsdirektion, der tschechischen und rumänischen Gesundheitsbehörden als Ausbildungsinstitution zum Psychotherapeuten anerkannt. Veröffentlichte, namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder.  
© by Intern. Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse.

# Neoliberalismus und Dissozialität

## Über den Einfluss der neoliberalen Gesellschaft auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen

**Anton Dorfinger**

*Dieser Vortrag ist ein Versuch, Faktoren aufzuzeigen, die sich aus dem Wesen des Neoliberalismus begründen und die die Entstehung aggressiv-dissozialer Störungen und ähnlicher Verhaltensauffälligkeiten begünstigen. Das oberste und fast einzige Anpassungsziel des Neoliberalismus ist das Brauchbarwerden der Menschen für den freien Markt. Diese einseitige Ausrichtung der Anpassung wirkt sich einerseits indirekt auf die Entwicklung der Heranwachsenden aus. Andererseits ergibt sich daraus auch der Wandel der Bildungsziele und Organisationsformen der Schule, durch die der direkte Zugriff der Gesellschaft auf die Jugend erfolgt. Im Vordergrund steht nicht mehr so sehr die Installierung des Über-Ichs als innere Polizei, wie zu Zeiten der Hegemonie des Bildungsbürgertums, sondern die Forcierung einer internalisierten „Deregulierung“, die der allgemeinen Deregulierungstendenz des Neoliberalismus entspricht.*

### Schule im Wandel

Zunächst zwei plakative Beispiele, aus meinem eigenen Erleben aus meiner Zeit als Lehrer, dafür, dass sich im ganz normalen Schulunterricht in den letzten Jahrzehnten in der Unterrichtsatmosphäre etwas grundlegend geändert hat. Das eine Erlebnis liegt weit über dreißig Jahre zurück. Ich hatte in einer ersten Klasse Gymnasium die erste Stunde des Schuljahres zu unterrichten. Den Schülern waren Schule, Lehrer und zum Teil auch Mitschüler noch fremd. Sie sitzen „brav“ in ihren Bänken, und es ist „mucksmäuschenstill“. Ich frage die Vornamen ab. Links vorne sitzt ein kleines Mädchen. Es ist wie erstarrt, hat den Kopf gesenkt und kann mich kaum ansehen. Instinktiv gehe ich vor seiner Bank in die Knie und versuche so, ein bisschen mehr Symmetrie in der Kommunikation herzustellen.

Ganz anders dieselbe Standard-situation gut dreißig Jahre später! Bei meinem Eintreten herrscht Unruhe in der Klasse, die sich auch nicht legt, als ich die ersten Worte an die neu ans Gymnasium gekommenen Schüler richte. Sie sind mit sich oder miteinander beschäftigt, zum Teil schreiend und herumlaufend. In den ersten Wochen muss ich eindringlich klarstellen, was ich von Ver-

haltensregeln und von der Verbindlichkeit von Hausübungen halte. In einer Pause – so ziemlich noch am Schulanfang – nähert sich ein kleines Mädchen. Ohne Aufhebens streicht es über meinen Bauch und sagt: „Du bist wie mein Papa, nur hast du nicht so einen großen Bauch!“

Die Atmosphäre in den Klassenzimmern und die Begegnungen mit den einzelnen Kindern und Jugendlichen fühlen sich, bei allen situativen und individuellen Abweichungen, unterm Strich und über die Jahrzehnte betrachtet, anders an und unterliegen offensichtlich einem gesellschaftlichen und institutionellen Wandel. Das hat seine Ursache darin, dass vor einigen Jahrzehnten der Schulbetrieb allein dem Staat mit seinen Gesetzen unterlag und dass jetzt zunehmend die Dynamik des Marktes in das Bildungswesen Eingang findet. Auf der einen Seite stehen also der Staat mit seinen relativ dauerhaften Gesetzen und eine nationale Gesellschaft mit relativ fixen Wertnormen. Auf der anderen Seite steht der Markt mit seiner spezifischen Dynamik, die ununterbrochene Deregulierungen und entsprechend komplexe Neuregulierungen hervorruft und die sowohl auf die globale Gesellschaft, die Staaten als auch auf die Individuen einwirkt.

Früher konnte es durchaus vorkommen, dass der Direktor an den Klassen-

türen lauschte, um bei etwas zu großem Lärm den zu lockeren Pädagogen zur Rede zu stellen. Jetzt ist Lärm kein Problem. Selbst dissoziale Verhaltensauffälligkeiten, einst „Störungen“ genannt, heißen jetzt „verhaltensinnovativ“, „verhaltenskreativ“ bzw. „verhaltensoriginell“. Waren früher Tugenden wie Pflicht, Pflichtübererfüllung – sprich Fleiß, Benehmen und äußere Form vornehmliche Ziele des pädagogischen Handelns, sind in unserer neoliberalen Ära Innovation, Kreativität und Originalität erwünschte Kompetenzen. Der statische Begriff Tugend wurde durch den dynamischen Begriff Kompetenz ersetzt, der in seiner Bedeutung bereits auf ein Merkmal des Neoliberalismus hinweist: Er kommt vom lateinischen „competere“, englisch „compete“: konkurrieren.

Der Staat, wie er als Nationalstaat aus dem Bildungsbürgertum heraus entstanden ist, hat die Erziehung auf Stabilität des Systems ausgerichtet. Der Begriff Staat hatte im Mittelneuhochdeutschen auch die Bedeutung Ordnung und kommt vom lateinischen „stare“, genau wie Stabilität und statisch. Die heranwachsende Jugend sollte in erster Linie zu Staatsbürgern herangezogen werden. Haupterziehungsziel war die nationale Identität. Im Neoliberalismus hat sich die Wertigkeit verschoben. Durch Erziehung sollen junge Menschen befähigt werden, ihren Beitrag im neoliberalen System zu leisten, das auf die Dynamik der Ausweitung angewiesen ist, um weiter bestehen zu können. Erziehungsziel wird zunehmend der „homo oeconomicus“, der Mensch mit Geschäftssinn. In Wirtschaftsschulen ist „entrepreneurship education“, Erziehung zum Unternehmergeist, wichtigstes Unterrichtsprinzip, aber auch in anderen Ausbildungsinstitutionen, in letzter Zeit bereits an Unterstufen von Gym-

nasion, wird ein Unternehmerführerschein angeboten. Längst hat sich der Begriff „Ich-AG“ etabliert.

Die Schule, die einstmal ausschließlich von der Staatsmacht dominiert war, hatte die Aufgabe der Selektion. Das vorrangige Strukturmerkmal der Gesellschaft des Bildungsbürgertums war der Grad der abgeschlossenen Schulbildung. Die Lehrer hatten die Aufgabe und auch die Macht, zu urteilen, in welcher gesellschaftlichen Schicht ein junger Mensch am Ende der Schullaufbahn einzuordnen war. Hauptsächlich erfolgte die Selektion mit Hilfe von Wissen mit keiner oder fast keiner Verfallszeit. Die Funktion von Latein und Altgriechisch in den höheren Schulen lässt sich so erklären. Dazu kamen Mathematik, Auswendig-zu-Lernen des wie Jahreszahlen, Städte, Flüsse, Namen, Biographien, Balladen etc.! Das ergibt eine brauchbare Folie für die Selektion und schafft für die in der Weise Gebildeten einen gemeinsamen Kontext für ihre Sozialisation.

Im Neoliberalismus wird das Hauptstrukturmerkmal die Kaufkraft: Die Kaufkraft ist die Eintrittskarte zu den Komfortzonen, die überall auf dem Globus entstehen, während an anderen Orten Menschen als Verlierer aus diesem System herausfallen. Maßgeblich für eine erfolgreiche Teilnahme an diesem System ist die Menge des Geldes, über das man verfügt. Voraussetzung dafür ist anhaltender wirtschaftlicher Erfolg. Für die Realisierung dieses Zieles braucht der gewinnorientierte Mensch gewisse Kompetenzen. Folglich wird der Lehrer immer mehr nur zum Coach, der den jungen Menschen behilflich sein soll, die Kompetenzen zu erwerben, die es braucht, um im Konkurrenzdruck zu bestehen. Das Wissen ist zu einer enormen Wissensflut mit rapider Verfallszeit geworden. Aus dem „bildungsbürgerlichen Leser“, der neues Wissen in seinen geordneten und gefächerten Wissenshorizont „verstehend“ einordnet, wird der „User“. In fast allen Gegenständen werden Schüler heute dazu angehalten, sich Wissen aus der verfügbaren Wissensschwemme herunterzuladen. Es geht nicht darum, dass sie größere Zusammenhänge, die immer komplexer werden, verstehen. Es geht im

Grunde darum, sich über ein Referat selber präsentieren zu lernen. Sich selbst gut verkaufen zu können, ist eine wichtige Kompetenz im Neoliberalismus.

## **Grundlagen des Neoliberalismus und seine Anpassungsstrategie**

Der Neoliberalismus hat seine Wurzeln im Wirtschaftsliberalismus, der im 18. Jahrhundert entstanden ist. Diesem liegen einige Grundsätze zugrunde, die hauptsächlich von Adam Smith formuliert worden sind. Die erste Maxime ist der Glaube an den allwissenden Markt: „[...] Ich rate Ihnen für alle Zukunft an dem Glauben festzuhalten, der Markt werde stets mehr vom Gewebe im Ganzen wissen, als wir mit unserer auf einzelne Fäden beschränkten Sicht [...]“ (Smith zitiert nach Sloterdijk 2005, 318), heißt es zum Beispiel in Smith's „Nadelrede“. Der Markt ist ein sich selbst regulierendes System, aber dieses System ist auf ständige Ausweitung angewiesen: Alles „Heil“ liegt im Wachstum der Wirtschaft. Damit die Wirtschaft ständig wachsen kann, braucht es nach Adam Smith einen innerpsychischen Motor: den Egoismus, den er als Triebfeder der Wirtschaft bezeichnet. In seiner „Nadelrede“ wie auch in der „Rede von der unsichtbaren Hand“ propagiert Smith, wenn jeder egoistisch seinen eigenen Interessen nachgehe, dann gehe es wie durch eine unsichtbare Hand allen gut. Das heißt in paradoxer Weise: Die gelungene Anpassung an die Gemeinschaft ist der Egoismus!

Es ist das erste Mal in der Menschheitsgeschichte, dass der Egoismus positiv konnotiert wird. In Zeiten des Mangels war wirtschaftlicher Egoismus, sprich Habgier, eines der größten Laster und lebensbedrohlich für die soziale Gruppe. Das hat auch seinen wirtschaftsgeschichtlichen Hintergrund: Zu Zeiten des Feudalismus haftete die Dorfgemeinschaft als Kollektiv dem Grundherrn für die zu entrichtenden Abgaben, sodass es unerbittlich geahndet wurde, wenn sich ein Dorfbewohner etwas auf die Seite schaffte. Selbst mangelnder Fleiß eines Dorfbewohners schmälerte die Überlebenschancen der Gemeinde wegen der stets drohenden Hungersnöte.

Im Neoliberalismus stehen die Menschen unter ständiger Spannung: Einerseits sind sie dem Markt als einem sich selbst regulierenden System immer und überall ausgeliefert. Andererseits stehen sie dauernd unter Konkurrenzdruck. In diesem Zwang, sich ständig durchsetzen zu müssen, ist der Egoismus eine unabdingliche Kompetenz.

Interessant ist das paradoxe Verhältnis des Wirtschaftsliberalismus zur Freiheit: „[...] Es ist ein unauslotbares Paradox, wenn wir die Freiheit [...] unserer Unterwerfung unter die Bedürfnisse von Fremden verdanken [...]“ (Smith zitiert nach Sloterdijk 2005, 319), formuliert es Smith. Gemeint ist der Unternehmer, der sich bei der Konzipierung und beabsichtigten Massenherstellung eines Produktes daran orientieren muss, ob genügend viele andere genügend Bedürfnis haben, dieses Produkt zu kaufen. Dasselbe gilt natürlich auch für jemanden, der seine erworbenen Fähigkeiten am Arbeitsmarkt anbieten will.

Was ist der Unterschied zwischen Wirtschaftsliberalismus und Neoliberalismus? Im Neoliberalismus werden die wirtschaftsliberalen Glaubenssätze auf alle Lebensbereiche ausgedehnt. Das bedeutet das Primat der Wirtschaft auch über die Politik und auch über die Erziehung bis hin zur Persönlichkeitsbildung: Der Markt regelt alles! Der Neoliberalismus entwirft auch sein eigenes Menschenbild: Man strebe in erster Linie nicht nach Lust, Macht oder Sinn, sondern nach Gewinn. Der auf Gewinnmaximierung ausgerichtete Mensch kann sich bei Erfolg Lust, Macht und Sinn kaufen, was immer das in diesem Zusammenhang heißen mag.

Da der Markt alles regelt, ist alles käuflich. Der innerpsychische Preis dafür ist die Schmälerung oder der Verlust der Wertberührung. Was das in Bezug auf Dinge bedeutet, hat Rainer Maria Rilke bereits 1922 erfasst:

„[...]Einen Preis trägt nun alles, was in der Hallenhelligkeit vereinzelt liegt, jedes verschlossen in seine Entseelung. Jedes Ding schreit uns zu, wie jung und wichtig

es ist, so geil wie Billiges, das teurer tut.

Ach, das Ding findet heute seinen Menschen nicht mehr.

Käuflich sein heißt ja: das Zugehören zum Lebendigen verlernt

haben, und kaufen bedeutet Sachen leichtin zu sich laden,

wie Gäste für ein einziges Mal, die man begrüßt, benutzt

und niemals wieder ansieht.“

(Rilke, Elfte, unveröffentlichte Elegie, zitiert nach Sloterdijk 2005, 324f)

Auch für die Menschen hat das Konsequenzen. Jede Gesellschaft in jeder politischen Epoche hat ihre Sozialtechniken, durch die die Mächtigen nach ihrer Intention die Menschen an das jeweilige Sozialsystem anpassen. Diese in einer gewissen Zeit hegemonialen Herrschaftsstrategien ändern sich mit der Gesellschaft und ihrer Ausrichtung und werden schließlich durch andere ersetzt. Im Absolutismus hat sich der Herrscher gleichgesetzt mit dem Staat. Sein Wille hatte in jedem Winkel seines Reiches zu geschehen. Darüber wachte der Polizeistaat: Es war die Zeit der totalen äußeren Unfreiheit. Wer dem Willen des Herrschers, der auch das Gesetz war, nicht nachkam, wurde äußerlich, am Körper, bestraft. Er wurde eingesperrt, verstümmelt, hingerichtet. Das war damals die vorherrschende Anpassungsstrategie.

Gegen den Absolutismus lehnte sich das Bildungsbürgertum auf. Den ideologischen Hintergrund bezogen die Bildungsbürger von den Philosophen der Aufklärung. Diese wollten den Menschen das Licht der Vernunft durch Bildung bringen. Aber in den Nationalstaaten des Bildungsbürgertums war auch kein herrschaftsfreier Raum, der es den Menschen ganz und gar erlaubte nach ihrem Eigenen, nach ihrer persönlichen Werthierarchie, zu leben. Auf die Anwendung von äußerer Gewalt konnte man schwer zurückgreifen, und sie wurde zunehmend obsolet. So hat man „Bildung“ dazu benutzt, die erwünschten Normen im Inneren der Menschen zu installieren. Eine gelungene Internalisierung der Wertnormen sollte bewirken, dass unbotmäßige Regungen bereits im Inneren der Menschen erstickt werden.

Der Bildungsbürger Freud hat das Über-Ich genannt, und dieses Über-Ich ist zur vorherrschenden Anpassungsstrategie des Bildungsbürgertums geworden. Das heißt: Die Beherrschung wurde im Innern der Menschen versteckt.

Auch dagegen gab es Auflehnung. Das Über-Ich wurde in den Blickpunkt genommen, und die Einstellung dazu hat sich geändert. Das betraf auch die Bildung selbst. Dieter Schwanitz, der „Bundestrainer der deutschen Bildung“, behauptet, dass die 68er Bewegung dieser Art von Bildung letztendlich den Prozess gemacht habe (Schwanitz 1999, 543). Was aber ist die zeitgemäße Anpassungsstrategie im Neoliberalismus? Es ist nicht mehr die Einschränkung der äußeren Freiheit. Ganz im Gegenteil: Die äußere Freiheit ist systemgemäß hypertroph. So wenig wie möglich soll den Menschen in ihrem Streben nach Gewinnmaximierung im Wege stehen: Freier Geldfluss, freier Warenverkehr bis hin zu schwindender Einschränkung durch soziale und ökologische Standards werden verlangt. Aber auch im Innern der Menschen sollen keine internalisierten Normen unnötig hemmen. Außerdem braucht das auf Wachstum angewiesene neoliberale System Menschen mit einem Hang zu grenzenloser Bedürfnisbefriedigung: Es braucht steigenden Konsum.

Die „Freiheit von“, also der „negative“ Aspekt der Freiheit, ist im Neoliberalismus in einem Maße gegeben, wie es in der Menschheitsgeschichte noch nie der Fall war. Aber die vorherrschende Anpassungsstrategie des Neoliberalismus setzt tiefer an. Sie setzt beim „positiven“ Aspekt der Freiheit an: bei der „Freiheit wozu“. Die „Freiheit wozu“ ist ideologisch festgelegt: für den freien Markt und seine spezifische Dynamik. Der große Erzieher ist der Markt selbst. Durch seine Allgegenwärtigkeit wird diese Dynamik von vielen internalisiert. Es ist die Dynamik der Veräußerlichung: Wie durch einen Sog werden die Menschen von ihrem Eigenen weggesaugt in die Oberflächlichkeit, den Konsumismus und die Egozentrik. Besonders anfällig dafür sind Menschen mit wenig Identität oder Kinder und Jugendliche, bei denen die Identitäts-

findung noch nicht vollzogen ist.

## **Anpassung durch Dynamik**

Das „eherne Gesetz“ des freien Marktes ist die Dynamik von Angebot und Nachfrage. Es ist ein „komplex-rückgekoppeltes“ System. Im sprachlichen Nacheinander lassen sich diese gleichzeitigen Rückkoppelungen schwer darstellen. Aber wir kennen sie alle, wir sind alltäglich in sie eingebunden.

Von der Angebotsseite her könnte man es so zu formulieren versuchen: Wenn Menschen von sich etwas anbieten – ein Produkt, ihre Arbeitskraft, was auch immer –, müssen sie auf die Nachfrage reagieren. Sie werden dadurch beeinflusst, auf eine bestimmte Art anzubieten. Indem sie aber etwas anbieten, bestimmen sie die Nachfrage mit. Es kommt einerseits zu einer Verwischung von aktiv und passiv. Andererseits entsteht auf dem Markt dadurch ein Trend, und auf das Verhalten der Menschen wirkt ein Sog. Das klingt kompliziert, weil es komplex ist. Dazu ein Beispiel: Ein Mensch bietet seine Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt an. Er kann sich nicht nur so anbieten, wie er es für sich gut hält, mit den Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihm im Innersten zu Eigen sind. Er muss sich ständig so „herrichten“, dass er für eine Nachfrage in Frage kommt. Er ist dadurch gezwungen, sich ständig durch Fortbildungen, Seminare, Schulungen und Umschulungen so zu „gestalten“, dass er auf dem Markt brauchbar ist. Durch die Nachfrage entstehen ein gewisser Trend auf dem Arbeitsmarkt und ein gewisser Sog für den Bewerber selbst. Dadurch entsteht die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen, aber nicht aus der Intention, sich selber dadurch seiner eigenen Werthierarchie gemäß weiter zu entwickeln. Es geht ums Sich-Brauchbar-Machen für die Benützung durch andere: für deren Gewinnmaximierung.

Von der Nachfrageseite her ist die Dynamik entsprechend: Täglich kaufen wir etwas. Beim Wählen aus dem Angebot reagieren wir auch auf die Art, wie uns das Angebot gemacht wird. Es wird noch dazu durch Werbung versucht, auf unser Konsumverhalten Einfluss zu neh-

men. Auf dem Markt entsteht ein gewisser Trend, und auf uns wirkt ein gewisser Sog. Indem wir kaufen, bestimmen wir das Angebot mit. Es kommt zu einer Verwischung von aktiv und passiv. Die steigende Bereitschaft zu Konsum ist ein erwünschter Effekt.

Dieser Dynamik von Angebot und Nachfrage sollen wir ständig in allen Lebensbereichen ausgesetzt sein. Es ist zu vermuten und gibt auch seit längerem Ansätze zu Überlegungen, dass sich die Strukturen von Staaten und Gesellschaften in uns Menschen abbilden, ähnlich wie sich auch unsere familiären Beziehungen in uns abbilden und durch die repräsentierende Wahrnehmung in Familienaufstellungen genutzt werden können (Eisenberg 2002, 31).

Die Verwischung von aktiv und passiv und dieser Sog erschweren den Dialog mit uns selbst und mit der Welt. In der neoliberalen Gesellschaft sind die Verhaltensweisen, die diese Dynamik der Veräußerlichung hervorbringt, als Kompetenzen erwünscht. Sie gleichen den Verhaltensweisen, die entstehen, wenn Menschen einen Mangel in der dritten Grundmotivation aufweisen. Die Persönlichkeitsstörungen der dritten Grundmotivation, also die histrionische Persönlichkeitsstörung, die dissoziale Persönlichkeitsstörung, Borderline und Narzissmus, unterliegen einer Dynamik, in der eine aufs eigene Spüren fußende Identität fehlt. Deswegen wird versucht, von außen her diesen Mangel wettzumachen. Diesen histrionischen Zirkel verursacht ein fehlendes oder fragmentiertes oder beschmutztes oder unpassendes Selbstbild. Im Neoliberalismus wird den Menschen das Selbstbild suggeriert: „Du bist das, was du konsumierst!“ Diesen „inneren Kaufbefehl“ hat Erich Fromm schon vor etlichen Jahrzehnten festgestellt (Fromm 1982).

So ein Scheinselbstbild, so eine „hohle Mitte“, setzt eine Dynamik der Veräußerlichung in Gang und führt zu einem Leben in Oberflächlichkeit. Es lässt sich mit Fug und Recht behaupten: Im Gegensatz zum Absolutismus werden wir heute nicht mehr „unterdrückt“, sondern wir werden „unterhalten“! Ganze

Unterhaltungsindustrien legen es gewinnbringend darauf an, uns Spaß zu machen und uns von uns abzulenken. Da diese Orientierung nach außen aber nicht zum gewünschten Erfolg führen kann, nämlich die eigene Mitte zu spüren, entsteht durch den in Gang gesetzten histrionischen Zirkel in der Folge eine große Fähigkeit, sich anzupassen. Wir wissen: Flexibilität ist eine wichtige Kompetenz im Neoliberalismus. Im histrionischen Zirkel führt die Ausrichtung auf das Äußere zu einem weiteren Beziehungsverlust zu sich selbst und zu einem Wechselspiel von Anpassung und Manipulation. Auf unser Gesellschaftssystem umgelegt: Der Neoliberalismus braucht verführte Verführer. Ein weiterer verzweifelter Versuch, zu sich selbst zu kommen, ist die Egozentrik. Das ist vom Neoliberalismus her gesehen ein erwünschtes Ergebnis: Schon Adam Smith hat die Bedeutung des Egoismus als die zentrale innerpsychische Voraussetzung, dass dieses System funktionieren kann, hervorgehoben. Im Fortschreiten dieser Dynamik wird das Benutzen der anderen immer rücksichtsloser, und von da ist es nur ein kleiner Schritt zur Gewalt, wie sie sich sowohl in den Persönlichkeitsstörungen als auch in unserer globalen Gesellschaft zunehmend zeigt.

Die Dynamik des histrionischen Zirkels ist dem Phänomen nach gleichzusetzen mit der Dynamik, mit der der Neoliberalismus auf die Menschen einwirkt und die unter Umständen eine in den Menschen schon vorhandene ähnliche Dynamik begünstigt und verstärkt. Das soll nicht heißen, dass alle Menschen dieser Dynamik erliegen müssen. Es kommt darauf an, wie weit die Identitätsfindung schon gelungen ist bzw. in welchem Umfeld es ermöglicht wird, dass sie stattfinden kann.

Phänomenologisch kann die Ähnlichkeit des histrionischen Zirkels mit dieser inneren Dynamik der Veräußerlichung, bewirkt durch die allgegenwärtige Dynamik des freien Marktes, zusätzlich untermauert werden: Wenn man die Copingreaktionen der Persönlichkeitsstörungen der dritten Grundmotivation anschaut und sie mit den Marktstrategien des Neoliberalismus ver-

gleicht, so kann man feststellen, dass sie ident sind. Der Motor dieser Dynamik ist die Reduktion des Menschenbildes auf den inneren Kaufbefehl: „Du bist das, was du konsumierst!“ Dieser Scheinselbstwert ist auf ständiges „Füttern“ durch Konsum im weitesten Sinn, also aufs Gebrauchen, angewiesen. Das lateinische „consumere“ heißt „gebrauchen“. Das durch innere Bedürftigkeit hervorgerufene Füttern bedarf steigender Quantität. „Her mit mehr!“, „Ich will alles und noch mehr!“, „Ich will alles und jetzt gleich!“ sind gängige und erfolgreiche Werbeslogans. Es braucht auch ständig Neues, einen ständigen Wechsel. Schnelllebigkeit, Inszenierungen, Etikettenschwindel, Scheinbilder und Scheinwelten sind Charakteristika unserer Zeit. Die Reize müssen immer intensiver werden bis hin zu Kicks und selbstschädigendem Verhalten – aus dem Bedürfnis heraus, sich doch für Augenblicke selbst spüren zu können.

Der auf Konsumismus angelegte Scheinselbstwert und die damit verbundene innere Leere dienen als Motor dieser Dynamik. Es besteht ein Verlangen nach Überflutung von außen. Dieses Spannungsfeld der inneren Leere einerseits und der Überschwemmung von außen andererseits lanciert ein „Sich-Verlieren-in-die-Welt“. Wer aber im Beschaffen der Kaufkraft nicht mithalten kann und sich die durch dieses System angebotene Identität des Konsumenten nicht erkaufen kann, für den kann es sehr schwierig werden, sich überhaupt Identität zu beschaffen. ‚Ethnic Revival‘ ist in diesem Zusammenhang ein interessantes Phänomen: Jugendliche aus Einwandererfamilien der zweiten oder dritten Generation, die bereits in den westlichen Industriestaaten geboren sind und auch deren Staatsbürgerschaft besitzen, die aber wenig Hoffnung auf Gewinnerchancen im Neoliberalismus haben, suchen sich ihre Identität in den Nationalitäten der Herkunftsländer ihrer Eltern oder Großeltern (vgl. Stender 2000).

Zusammenfassend soll der Neoliberalismus aus der Sicht der Grundmotivationen betrachtet werden: Bei den Persönlichkeitsstörungen der dritten

Grundmotivation gibt es Mängel in allen drei Grundmotivationen, der Schwerpunkt liegt auf der dritten. Was lässt sich über das neoliberale System aus diesem Blickwinkel herausfinden?

Aus Sicht der ersten Grundmotivation ist festzustellen, dass es im Neoliberalismus zu einer ständigen Reduktion der sozialen Sicherheit kommt: Von steigender Arbeitslosigkeit, Auflösung der sicheren Arbeitsverträge, bis hin zu einer drohenden Zweiklassengesellschaft in der Gesundheitsversorgung und einer drohenden Verarmung im Alter reicht die Palette. Dazu kommt es zu einer Aufweichung der sozialen Strukturen, vor allem was die Familien betrifft, aber auch in den Schulen und Firmen wird diese Tendenz immer deutlicher. Im Bereich der zweiten Grundmotivation wird Wert auf den Kaufwert reduziert. Um zu sehen, was das in Bezug auf Dinge bedeutet, soll auf Rilke rückverwiesen werden. Im Bereich des Eigenen, der dritten Grundmotivation, ist eine Reduktion aufs Benutzen und Benutzt-Werden festzustellen. Das Innere ist reduziert, und das bedingt wenig Intentionalität auf personaler Ebene und damit reduzierte Fähigkeit zur Begegnung mit anderen. Es wird immer wieder beklagt, dass die Menschen unserer Tage sehr viel Freizeit haben, aber relativ wenig Zeit wirklich ihren Kindern widmen. Die neoliberale Atmosphäre ist aber auch in qualitativer Hinsicht nicht günstig für die Eltern-Kind-Beziehung. Kinder brauchen Menschen, die zur Begegnung fähig sind und denen ein personaler Umgang wichtig ist.

Die These dieses Vortrages ist nicht, dass die neoliberale Lebensform die Ursache der Dissozialität mancher Jugendlichen ist. Ursachen dafür gibt es viele (vgl. Stolle 2003, 18-31). Aber dass durch diese internalisierte Dynamik neben Stresserkrankungen und Suchterkrankungen auch die im ICD-10 unter F90 und F91 beschriebenen „Verhaltens- und emotionalen Störungen mit Beginn in der Kindheit und Jugend“ forciert werden, liegt auf der Hand. Bei traumatisierten Kindern, Kindern mit falschen Selbstbildern und Kindern in Krisen wirkt sich eine soziale Umgebung, die dieser beschriebenen Dynamik unreflektiert aus-

gesetzt ist, sehr negativ aus. Diese Triebkraft steigert die innere Unruhe, die Unverbindlichkeit, das „Nicht-bei-sich-“ und „Nicht-bei-der-Sache-bleiben-Können“, die Orientierungslosigkeit, die innere Spannung oft bis hin zur Aggressivität.

Die Grenzüberschreitungen der sozialen Normen und Gesetze werden den Menschen heutzutage und insbesondere den Kindern schon dadurch erleichtert, dass Regeln an sich durch ständige und rasche Deregulierung entwertet werden: Regeln, die der Willkür ausgesetzt sind und keine Dauerhaftigkeit aufweisen, haben ihren Sinn verloren. Das verringert die Hemmschwelle, sich selbst über Normen und Gesetze hinwegzusetzen.

Es gibt aber noch eine andere Wurzel für das zunehmende dissoziale Verhalten: Bei manchen Kindern und Jugendlichen, aber auch bei Erwachsenen, wird die innere Dynamik, die bis zu einem gewissen Grad im Neoliberalismus erwünschte Verhaltensweisen, sprich Kompetenzen, hervorruft, zu stark und ist ab einem gewissen Zeitpunkt von ihnen nicht mehr steuerbar. Dieser innere Antrieb treibt Menschen mit nicht oder noch nicht vollzogener echter Identitätsbildung manchmal in eine ganz bestimmte Form von dissozialem Verhalten.

## **Zwei Formen der Dissozialität**

Es macht einen Unterschied, ob man die Dissozialität aus dem Blickwinkel des bildungsbürgerlichen Staates mit seinen Gesetzen oder aus dem Blickwinkel des Neoliberalismus mit seiner Dynamik betrachtet. Dementsprechend wird vom Staat und vom Neoliberalismus mit Dissozialität verschieden umgegangen.

Die eine Form der Dissozialität ist dann gegeben, wenn ein Mensch durch seine bewusste Entscheidung gegen die Gesetze des Staates oder die gesellschaftlichen Normen verstößt. Er hat die Tat so gewollt oder es wird ihm zumindest unterstellt, dass er bewusst und nach freiem Willen so handelt. Man kann annehmen, dass er die Konsequenzen vorher einkalkuliert und bewusst riskiert hat, dass der Staat bei Gesetzesverletzung mit Urteil und Strafe reagiert. Gesetzes-

verletzung muss geahndet werden. Genau so passierte es früher in der Schule: Bei groben Verstößen waren strenge Disziplinarkonferenzen angesagt. Karzer und Schulausschluss wurden oft verhängt. Bei kleineren „Vergehen“ war der Lehrer gleich an Ort und Stelle autorisiert, Strafen zu verhängen. Störungen wurden durch drohende Bestrafung im Vorfeld minimiert, ein unverbesserlicher Störenfried aus der Schullaufbahn eliminiert.

Natürlich gibt es diese Form und diese Sichtweise der Dissozialität noch immer. Aber eine andere Form und ein anderer Aspekt der Dissozialität schieben sich jetzt in den Vordergrund, dessen Phänomen sich so beschreiben lässt: Durch die zu heftige innere Dynamik, durch diesen oben beschriebenen zu starken inneren Sog zur Veräußerlichung bis hin zur Gewalt, wird gewissen Menschen in gewissen Situationen kurzfristig die Selbstregulierung entzogen. Wie aus einer Laune heraus kippen sie in einen anderen Zustand, in einen anderen „sozialen state“ (deMouse 2005). Der Anlass ist geringfügig und oft von außen gar nicht bemerkbar. Das Verhalten ist in seiner Heftigkeit und Unbändigkeit für die jeweilige Situation völlig inadäquat.

Dieses Phänomen konnte ich bei einer bestimmten Gelegenheit ganz genau beobachten: Ich bin ersucht worden, in einem Heim für Schwererziehbare, wie es früher genannt worden ist, besondere „Problemfälle“ therapeutisch zu behandeln. Dorthin werden Kinder und Jugendliche verwiesen, mit denen man sich in allen anderen Institutionen nicht mehr zu helfen weiß. Es ist die Endstation für dissoziale Jugendliche. Ich wollte mir ansehen, wie sich diese Burschen in einer Gruppe untereinander verhalten. Gemeinsam mit dem Psychologen dort habe ich eine Gruppe projiziert, die das Ziel haben sollte, die 14-, 15-Jährigen erleben zu lassen, dass man sich in einer Gemeinschaft auch wohl fühlen kann, dass der Umgang mit anderen wertvoll sein und man sich in einem Miteinander entfalten kann. Das wurde in Einzelgesprächen gut vorbereitet, das Ziel wurde erklärt, das Ein-

verständnis der Burschen wurde eingeholt, und auf Freiwilligkeit wurde besonderen Wert gelegt. Schließlich wurde die Gruppe mit sechs Teilnehmern gestartet: Vom ersten Augenblick an war spürbar, wie sehr diese Jugendlichen unter Stress standen. Sie waren ununterbrochen auf der Hut, nicht von einem anderen entwertet zu werden. Aus einem geringen oder für mich gar nicht bemerkbaren Anlass konnte die Atmosphäre kippen, indem ein Jugendlicher von einer Sekunde zur anderen begonnen hat, einen anderen aufs Ordinärste zu beschimpfen oder ihn körperlich zu attackieren. Es konnte kaum etwas unternommen werden, um eine Deeskalation zu erreichen. Die Welle der Gewalt musste von selbst verebben.

Ich habe dieses Phänomen für mich „Wackelkontakt-Dissozialität“ genannt. Die Beziehung zu sich selbst und zur sozialen Gemeinschaft scheint unvorhersehbar zu reißen, und es dauert einige Zeit, bis sie sich wieder knüpfen kann. Die Möglichkeit zur Einflussnahme von außen ist gering, die innere Dynamik übermächtig.

Ein anderes Beispiel: Drei Schüler einer Berufsschule sitzen beisammen. Es kommt zu einer mehr oder weniger läppischen Streiterei. Als sie gemeinsam ins Freie gehen, schlagen zwei den Dritten zu Boden und treten so lange auf ihn ein, bis dieser verletzt liegen bleibt. Sie lassen erst nach einer geraumen Zeit von ihm ab und gehen in einen nahe gelegenen Park. Der Verletzte schleppt sich zu einer Parkbank und setzt sich dort nieder. Nach einer Viertelstunde kommen die beiden anderen zurück und attackieren ihn auf brutalste Weise noch einmal. Er wird lebensgefährlich verletzt. Jetzt ist er außer Lebensgefahr, aber er hat lebenslange Behinderungen davongetragen.

Auch die Jugendkrawalle vor einigen Monaten in Frankreich gehören zu diesem Phänomen. Sie waren durch nichts zu stoppen, schwollen an, griffen um sich und verebbten wieder. Die staatlichen Sanktionen waren nicht sehr effektiv. Wenn französische Studenten gegen ein Gesetz zur Zurücknahme des

Kündigungsschutzes protestieren, so gehört das auf die andere Seite: Es ist eine bewusste Auseinandersetzung mit dem Staat.

Auch Lehrer beklagen, dass eine Verhaltensweise zunimmt, die sie bedenklich stimmt: Bei Auseinandersetzungen zwischen zwei Schülern kommt es vor, dass auf den am Boden liegenden Verlierer noch immer eingeschlagen wird. Das hat nichts mehr mit den üblichen Rangstreitigkeiten zu tun. Manchmal kommen dann noch andere Schüler hinzu und treten auf den Wehrlosen mit ein. Vor einiger Zeit bin ich ersucht worden, in einer Tagesheimschule in einem Gymnasium eine Stunde gelenkte Freizeit mit einer Gruppe von Zehn- bis Zwölfjährigen zu leiten. Sogar da konnte es vorkommen, dass die Atmosphäre wie aus einer Laune eines Einzelnen heraus kippte: Nicht so heftig und nicht so oft wie im Heim für dissoziale Jugendliche, aber in den Ansätzen war es dasselbe Phänomen.

Der Staat geht gegen Störungen mit Urteil und Strafe vor. Was aber unternimmt man im neoliberalen System, wenn durch Dissozialität Wirbel in der Dynamik entsteht? Die Dynamik im Individuum in Richtung Egoismus, Rücksichtslosigkeit und Gewalt wird manchmal so heftig, dass sie das erwünschte Maß der systemdienlichen Verhaltensweisen übersteigt und auch unduldbare Turbulenzen und einen Sog in der jeweiligen sozialen Gruppe erzeugt. Im Neoliberalismus werden diese Wirbel kanalisiert: Die Störenfriede bekommen eine Diagnose und erhalten Hilfe! Ein wachsendes Heer von Helfern steht bereit: Therapeuten, Psychologen, Sonderpädagogen, Mediatoren, Sozialarbeiter etc. finden ein immer größer werdendes Betätigungsfeld. Das ist nicht nur aus Sicht unserer Berufsgruppen gut so. Ich möchte aber zu bedenken geben, dass immer, wenn Herrschaft sich zu verstecken beginnt, nicht die Herrschaft selbst zum Problemfall wird, sondern nur die Individuen, die Probleme verursachen. Die Herrschaft selbst entzieht sich vielleicht zu sehr unserer Stellungnahme (vgl. auch Thiemann 1985, 81).

Das heißt nicht, dass es früher besser war. Es war anders. Das Bildungsbürgertum bediente sich vornehmlich der Anpassungsstrategie, dass in Form des Über-Ichs Norm- und Wertvorstellungen in die Menschen hineingesetzt werden. Der Neoliberalismus geht tiefer: Er korrumpiert die Identität und überantwortet die „Freiheit wozu“ der Dynamik des freien Marktes. Durch die Fokussierung auf den Einzelfall wird vielleicht allzu leicht die Wirkung dieser spezifisch-verstärkenden gesellschaftlichen Komponente auf diese Art von Dissozialität übersehen. Die Helfer dienen nicht nur dem Problemfall.

## Literatur

- deMouse L (2005) Das emotionale Leben der Nationen. Klagenfurt: Drava
- Eisenberg G (2002) Gewalt, die aus der Kälte kommt. Amok-Pogrom-Populismus. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Fromm E (1982) Psychoanalyse und Ethik. Stuttgart: Dtd. Verlagsanstalt
- Schwanitz D (1999) Bildung. Alles, was man wissen muss. Frankfurt am Main: Eichborn
- Sloterdijk P (2005) Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Stender W (2000) Ethnische Erweckungen. Zum Funktionswandel von Ethnizität in modernen Gesellschaften. In: Mittelweg 4
- Stolle D (2003) Dissoziale Jugendliche zwischen Straße Hilfe und Justiz. Salzhause: iskopress
- Thiemann F (1985) Schulszenen. Vom Herrschen und vom Leiden. Frankfurt: Suhrkamp
- Vetter C (2003) Der kleine Gauner. Pädagogischer Lebensweltbezug und psychoanalytisch fundiertes Verstehen eines dissozialen Jungen. Weinheim/München: Juventa

*Anschrift des Verfassers:*  
*OSTr Mag. Anton Dorfinger MSc*  
*Siedlungsgasse 2*  
*3843 Dobersberg*  
*a.dorfinger@aon.at*

# Was wäre ein gutes Leben?

## Erste Ergebnisse einer Befragung von Inhaftierten

*Silvia Längle, Astrid Görtz, Karin Steinert, Christine Krempl\**

*Im Rahmen einer laufenden Studie in einer Haftanstalt wurde Langzeitinsassen mit Gewaltdelikten die Frage gestellt: „Was bedeutet für Sie ein gutes Leben?“ Eine phänomenologische Analyse der Antworten zeigt eine spontane Ressourcen-suche im Kontext der ersten Grundmotivation. Die Befragten zeigen in ihren Schilderungen den Horizont auf, wo gutes Leben für sie sein könnte. Dabei wird der erlebte Mangel an basalen Voraussetzungen des Personseins, die in den drei personalen Grundmotivationen beschrieben sind, insofern sichtbar, als die Verwirklichungsbereiche der zweiten und dritten Grundmotivation praktisch nicht thematisiert werden.*

### 1. Einleitung

Die Initiative zu dieser Untersuchung kam von Ch. Krempl, einer Kollegin, die im Maßnahmenvollzug einer Strafanstalt in einer Sonderabteilung für Suchtmittelabhängige psychotherapeutisch arbeitet.

An der Untersuchung nahmen Langzeithäftlinge nach schweren Gewaltdelikten teil. Sie sind von der Institution der Diagnose „dissoziale Persönlichkeitsstörung“ zugeordnet.

Gemeinsam mit A. Görtz erwuchs ein Untersuchungsdesign aus Fragebögen der Existenzanalyse (ESK-Existenzskala, ELQ – Fragebogen zur Lebensqualität, TEM – Test zur existenziellen Motivation) und einem Interview mit fünf Fragen, das den Patienten auf der Station vorgelegt wurde. Für diesen Artikel werden ausschließlich die Fragen dieses Interviewteils von Interesse sein, die wir gemeinsam im Rahmen eines Forschungsgesprächs und in weiteren Sitzungen in phänomenologischer Analyse ausgewertet haben.

### 2. Die Fragestellung

Ausgangspunkt war die Beobachtung von Ch. Krempl, „dass die Inhaftierten sich vielfach über schlechte Haftbedingungen beschwerten und auf Frustrationen mit unangemessenem Verhalten reagierten“ (Krempf 2004). Im Grunde handelt es sich bei den Re-

aktionen, wie in den Diagnoseschemata ausgeführt, um ein spezifisches Symptom einer dissozialen Persönlichkeitsstörung und dabei könnte man es auch belassen. Die Unzufriedenheit war, wie zu erwarten, unangemessen, und es bewegte Ch. Krempf, „dass sich die in der Anstalt lebenden Menschen durch ihre Fixierung auf die Haftbedingungen am Leben hindern, also daran hindern sich Fragen zu stellen, wie: Wie mag ich mein Leben nach der Haftentlassung gestalten? Mag ich so weiterleben wie bisher, in dem Kreislauf von Entlassung – Straftat – Haft?“ (Krempf ebd.) Andererseits wurde von den Patienten „in den Gesprächen immer wieder die Sehnsucht und die Hoffnung nach einem ‚geregelten Leben‘ formuliert, ebenfalls die freudige Erwartung an den Entlassungstag, aber auch gleichzeitig die Angst davor, wieder straffällig und wieder inhaftiert zu werden“ (Krempf ebd.).

Die Fragen für den Interviewteil sollten also auch ein Mittel sein, die Fixierungen auf die Haftbedingungen aufzubrechen und den Blick zu öffnen auf zu Gestaltendes im Leben im Sinne einer existenzanalytischen Vorgangsweise.

So konnten gemeinsam mit A. Görtz folgende Fragen gefunden werden:

- Was bedeutet für Sie ein gutes Leben?
- Wie möchten Sie Ihr Leben in Zukunft gestalten?

- Was ist Ihnen das Wertvollste, Wichtigste in ihrem Leben?
- Was ist jetzt Gutes in Ihrem Leben?
- Was ist im Gefängnis Gutes?

Die Fragen sind auf dem Hintergrund der Existenzanalyse formuliert und setzen die Aktivierung der Person in der konkreten Fragesituation um. Sie fragen nach dem Eindruck mit der emotionalen Wahrnehmung, einer Stellungnahme und der Umsetzung im Ausdruck. Die Antworten lassen die Art des Personvollzugs erschließen.

### 3. Die Antworten

Die Befragung mit den Insassen fand in einer durch die Therapie gewonnenen vertrauensvollen Atmosphäre statt, die Antworten lassen ein relativ offenes Sich-Zeigen erkennen, gerade so wie jeder über sich sprechen konnte. Ch. Krempf hat die Gespräche auf Tonband aufgenommen und transkribiert.

Überraschend war die phänomenologische Analyse der Antworten, denn sie zeigte bei dieser Befragtengruppe, dass das in der ersten Antwort Gesagte sich in den weiteren Ausführungen nur wiederholte, dass also keine neuen Aspekte hinzukamen. Bevor wir uns fragen, was das aussagt, wollen wir uns zwei Beispiele von Antworten auf die Frage „Was bedeutet für Sie ein gutes Leben?“ in der Transkription anschauen.

### 4. Interview mit Herrn G.

Therapeut (Th): *Was bedeutet für Sie ein gutes Leben ?*

Herr G: *Ein gutes Leben? Das hängt mit der Familie zusammen. Ein gutes Leben stelle ich mir vor, dass ich glücklich verheiratet bin, Kinder habe, und das Glück, das ich mit der Frau genie-*

\* Wir danken dem Leiter der Justizanstalt Stein (NÖ), Herrn Hofrat Friedrich Nowak, für die Unterstützung dieser Untersuchung.



*ßen tu, das ist für mich eigentlich schon das um und auf. Weil ohne Partnerin, das ist ein bisschen schwierig, wissen Sie. Ich weiß nicht, weil ich brauche eine Führungshand. Das ist für mich immer die Frau gewesen, wissen Sie, die hat mir immer gesagt, wie es weiter geht. Weil z.B. wann ich ein Geld heimgebracht habe, und ich hätte müssen das Geld verwalten, ich glaube, ich wäre nicht zu recht gekommen damit. Das hat alles müssen sie machen, wissen Sie, das ist so. Nein das ist, ich denke mir, wenn ich verheiratet bin, das ist das Beste. Das ist schon für mich das um und auf.*  
 Th: *Und der Grund, wo Sie sagen, ich brauche eine Führung.*

Herr G.: *Ja, ja.*

Th: *Die sagt, so geht es weiter.*

Herr G.: *Ja, die sagt, das passt ihr nicht. Da werde ich sagen: Gut ok, ich werde mir das abgewöhnen oder ich werde mich danach richten je nach dem, und - äh - es ist, ich weiß nicht, ich möchte so, wie soll ich sagen, umhegt werden. So nicht, dass ich vielleicht die Frau die Arbeit machen lasse, und ich schau zu. Das ist nicht drinnen, aber so stelle ich mir das halt vor: Ich habe z.B. mit ihr, wenn ich Zeit gehabt habe, Waschtage gemacht, ich habe auch die Wohnung mit ihr zusammen geräumt und so, Fenster putzen, das ist natürlich sowieso drinnen.*

*Aber wie gesagt gewisse Sachen, das habe ich halt gerne gehabt, sie hat z.B. gesagt, komm' gehen wir am Friedhof zu der Mutter, und das ist halt das.*

#### **4.1 Phänomenologische Analyse der Antwort von Herrn G.**

Wir gehen die phänomenologische Analyse auf zwei Ebenen an. Erstens: Welche Themenbereiche spricht der Befragte an? Und zweitens: Wie spricht er sie an? Es sind einerseits die Inhalte, die Herr G. artikuliert, andererseits aber auch die Wortwahl, die Zwischenwörter, die grammatikalische Konstruktion, die eine Aussage haben. Es ist dabei nahe liegend zu fragen, inwiefern die beiden Ebenen einander ergänzen, widersprechen oder verstärken.

Eine detaillierte Beschreibung und Reflexion der Vorgangsweise ist in Vorbereitung und soll in der EXISTENZANALYSE 2/2007 publiziert werden.

Ein gutes Leben ist für Herrn G. also, glücklich verheiratet zu sein und dieses Glück zu genießen. In seiner Ausdrucksweise beschreibt er es als einen Zustand, wie er sein und auch anhalten soll, im Grunde als einen Idealzustand. Die Erwartung eines solchen dauerhaften Ideals steht im Kontrast zum Wesen des Lebens als einem Werden, als etwas zu Gestaltendes.

Für sich selbst begründet er gut nachvollziehbar den Wunsch nach einer Lebensgemeinschaft mit seinem Bedürfnis nach einer „Führungshand“, die sagt, was zu tun ist und „ihn umhegt“, ihn anleitet in dem, was richtig ist. Das heißt, von sich aus weiß er es nicht. Verheiratet sein bedeutet für ihn also, sich anvertrauen können, Halt und Orientierung finden. Er bezieht sich nicht auf wesentliche Inhalte der Beziehungsebene, der 2. Grundmotivation, wie Zuwendung, Nähe, Wärme, sondern auf solche der 1. Grundmotivation, die Beheimatung in einer Beziehung. Er erlebt sich in Abhängigkeit was Lebensqualität im Sinne von Wertwahrnehmung und Wert-Orientierung angeht, er traut sich dabei keinerlei Kompetenz zu und delegiert es.

In seinen Ausführungen wirkt er unsicher, suchend, kindlich (vgl. seine Wortwahl: „abgewöhnen“, „danach richten“). Er selbst ist darin allein und hilflos. Herr G. drückt zwar seine Sehnsucht aus, in einer Beziehung zu leben und in ihr gehalten zu sein, aber – wie es dem Wesen der Sehnsucht entspricht – der Weg dorthin ist nicht mit im Horizont.

In seinen Ausführungen bleibt er klar, wo er seine Ideale ausführt, dabei gleichzeitig unpersönlich distanziert („wissen Sie“). Wenn es persönlicher wird, gerät er ins Schwimmen („ich weiß nicht“).

Es sind zwei Elemente, die sich in der Antwort auf die Frage nach einem guten Leben zeigen:

- eine Wunschhaltung bzw. Erwartungshaltung,
- eine mangelnde Orientierung im Leben.

#### **4.2 Zur Biographie von Herrn G.**

Herr G. ist 69 Jahre und verbüßt eine lebenslange Haftstrafe wegen Mordver-

such. Er ist seit 16 Jahren inhaftiert, doch gingen dieser bereits einige Haftstrafen voraus.

Als er ca. fünf Jahre alt war, musste er miterleben, wie seine Mutter seinen Vater erschoss. An den Anblick der Augen seiner Mutter nach der Tat kann er sich noch heute erinnern.

Herr G. kam dann zu Pflegeeltern, wo er nach seiner Aussage mütterliche Liebe erleben konnte. Da sie kaum zu essen hatten, begann er für sich und seine Pflegeeltern zu stehlen. „Aber immer nur von denen, die eh genug hatten.“ Mit zehn Jahren erlebte er, wie sein Freund beim Spielen mit einer Panzerfaust ums Leben kam. Mit elf Jahren erschoss er einen Soldaten, als dieser seine Freundin vergewaltigen wollte.

Darauf folgten Jahre im Heim, dann war er wieder bei seiner Mutter, die als Prostituierte arbeitete und ihn nötigte daran teilzunehmen. Er floh, kam wieder in ein Heim. Mit seinem Halbbruder ging er auf dessen Wunsch in die Fremdenlegion, danach ging er in sein gewohntes Milieu der Zuhälter und Glücksspiele zurück – „was sonst hätte ich tun sollen“. Er war der so genannte „Amboss“, dem gesagt wurde, was er zu tun hatte und der den Boss zu beschützen hatte. Er war verheiratet, verlor aber seine Frau, die seine Liebe war, schon vor 20 Jahren an Krebs. Er heiratete zum zweiten Mal, eine Prostituierte, wo es bei einer Auseinandersetzung zum Mordversuch kam.

#### **4.3 Eine Vergleichsantwort zu Herrn G.**

Zur Verdeutlichung der phänomenologischen Analyse sei der Antwort von Herrn G. eine Antwort gegenüber gestellt aus einer Gruppe von Interviews in der Normalbevölkerung. Herr B., akademisch gebildet, antwortete auf die Frage, was für ihn ein gutes Leben sei:

Wenn man das tut, was man will – wirklich will.

Durch die Verwendung von „man“ ist es als eine allgemeingültige Antwort formuliert. Sie beschreibt, dass es darauf ankommt, etwas zu tun und zwar das, was aus dem eigenen Willen kommt. In der Präzisierung auf das, was man „wirklich will“ deutet sich zudem ein Bezug auf das Eigene, auf eine sub-

jektive Wirklichkeit an, auf etwas, das in einem lebendig ist und leben möchte. Das, was man will, hat also keine Beliebbarkeit. Betont sind in dieser Antwort die Eigenaktivität und der Bezug auf den eigenen Willen.

Wenn wir die Antworten von Herrn G. und Herrn B. einander gegenüberstellen zeigen sich geradezu extreme Gegen-Positionen an eigenem Willen und Eigenaktivität in der Umsetzung.

B: *Wenn man das tut, was man will – wirklich will.*

G: *Ein gutes Leben stelle ich mir vor, dass ich glücklich verheiratet bin, ... Ich weiß nicht, weil ich brauche eine Führungshand.*

Im Bild der Personalen Existenzanalyse (PEA) als Prozessmodell der Person (vgl. dazu z.B. Längle 2000) beschreibt die Antwort von Herrn B. eine Betonung der Stellungnahme (PEA 2) und des Ausdrucks (PEA 3), wobei in der Antwort nicht nachvollziehbar ist, wie es vom Eindruck (PEA 1) zur Stellungnahme (PEA 2) kommt (vgl. Abb. 1).

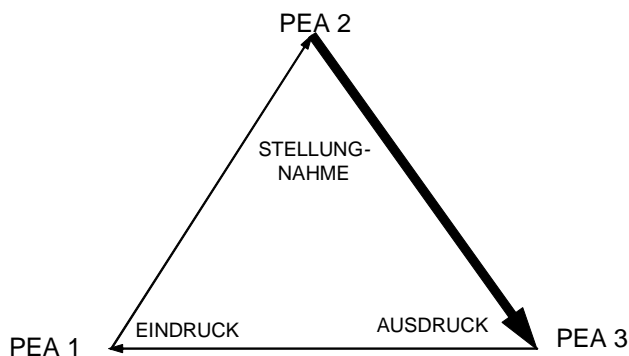


Abb. 1: Personale Existenzanalyse (PEA) bei Herrn B.

Wenn man die Antwort von Herrn G. der PEA als Aktivierung der Person zuordnen möchte, zeigt sich auch hier diese Gegen-Position: Als Wunschhaltung ist sie weder situationsbezogen, noch personbezogen, also gar nicht dem Prozess der Person einzuordnen.

**5. Interview mit Herrn E.**

Th: *Was bedeutet für Sie ein gutes Leben?*

Herr E.: *Für mich bedeutet ein gutes Leben, halbwegs einen guten Job zu ha-*

*ben, von der Gesellschaft endlich einmal anerkannt zu werden, trotz Vorstrafen. Da man doch ein Mensch ist, so wie jeder andere. Und dass man sich sein eigenes Heim schafft, bisschen nett gestalten das. Und dass man vielleicht doch noch die Chance bekommt, eine Familie zu gründen, oder zumindest, dass man Teil von einer Familie wird. Ja, sei es durch eine neue Heirat oder zusammen leben. Nach dem sehnt man sich eigentlich wirklich. Das ist das wirkliche Leben, so wie jeder normale Staatsbürger.*

Th: *Das wäre das gute Leben.*

Herr E.: *Das wäre das gute Leben, ja.*

**5.1 Phänomenologische Analyse der Antwort von Herrn E.**

Auch Herr E. beschreibt ein gutes Leben als ein Ziel, in dem er einen guten Job hat, anerkannt ist, ein Heim hat und eine Familie. Indem er sich auf dieses Ideal bezieht, geht es wiederum um eine Wunschverwirklichung, die Erwartung eines statischen Zustandes, und nicht um die dynamische Gestaltung und Entwicklung.

Er beschreibt seine Sehnsucht und wartet darauf, eine Chance zu bekommen. Er gibt die Erreichung des Zieles in einer passiven Lebenshaltung aus der Hand, es ist im Grunde eine Erwartung an andere. „Da man doch ein Mensch ist, so wie jeder andere.“ Diese Aussage ist sehr berührend, er möchte dazugehören, dabei sein „wie jeder normale Staatsbürger“. Doch erlebt er sich selbst als dazugehörig?

Vom Stil der Aussage her ist eine Kränkung spürbar: „endlich einmal...“, „doch noch die Chance bekommen...“, „da man doch ein Mensch ist, so wie jeder andere“. Das „man“ hält zwar alles im Allgemeinen, in einer Ich-Ferne, aber es drängt sich doch das Bild eines Außenseiters, eines Verjagten auf, eines Menschen, der fern von anderen lebt.

Auch Herr E. zeigt:

- eine Wunschhaltung,

- das Gefühl, nicht dazu zu gehören, also einen Kontextmangel.

**5.2 Zur Biographie von Herrn E.**

Herr E. ist 45 Jahre und wegen Raub inhaftiert, wobei er das erste mal mit 16 Jahren wegen desselben Delikts in Haft war. Bis zum siebten Lebensjahr wuchs er bei seinen Eltern auf, sein Vater war Alkoholiker. Seine Mutter und er wurden regelmäßig vom Vater geschlagen, bis die Mutter die Familie verließ und er in ein Heim kam. Dort gingen die Gewalterfahrungen weiter, er wurde oft geschlagen und von einer Erzieherin sexuell missbraucht. Als er seine Mutter ausforschte, wollte sie nichts von ihm wissen.

**5.3 Eine Vergleichsantwort zu Herrn E.**

Wie auch schon bei Herrn G. soll zur Verdeutlichung der phänomenologischen Analyse eine Antwort zum Vergleich gegenübergestellt werden. Sie stammt von Frau H., einer alleinstehenden Pensionistin.

Frau H.: *Ein gutes Leben bedeutet für mich, nicht darben zu müssen. Ich muss mir nicht alles erfüllen können, was ich gerne hätte, aber es muss mir halbwegs – also finanziell – halbwegs gut gehen. Freunde gehören zu gutem Leben – zu einem besonders guten gehört Liebe. Und ja also Familie, dass da halt alles stimmt – mehr fällt mir zu gut nicht ein. – Also Gesundheit, weiß gar nicht, ob man ganz gesund sein muss, um sagen zu können, es ist ein gutes Leben. Aber nicht allzu krank, so kleine Wehwechen beeinträchtigen gutes Leben nicht.*

Die Antwort von Frau H. beschreibt, dass sie mit vielem zufrieden sein kann, was kommt. Außer in Bezug auf die Familie ist sie in ihren Erwartungen flexibel: zwar nicht darben müssen, aber es muss nicht alles erfüllt sein. Bei Frau H. spürt man, dass sie von etwas spricht, das sie kennt, von Erfahrungen, nicht von Wünschen. Sie kann sich im Umgang mit den Situationen einen Spielraum auf tun und sie annehmen. Ihre personale Aktivität wird im Bereich der Selbstdistanzierung deutlich, d.h. sie kann eine Toleranz den Bedingungen (Eindruck) gegenüber leben. Sie zeigt

aber nicht die Energie, auch einen eigenen Willen in die Welt zu bringen, aus dem Spielraum heraus etwas wandeln zu wollen. Die Aktivität bleibt im Bereich des Eindrucks (PEA 1)(vgl. Abb. 1).

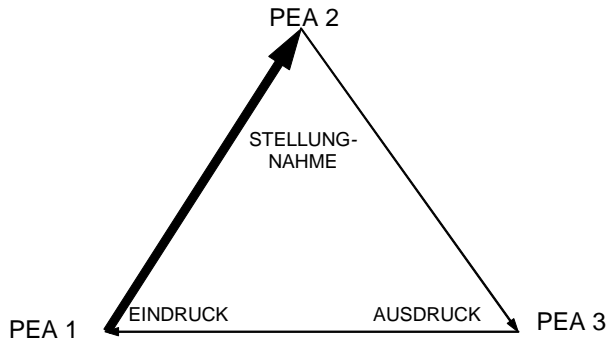


Abb. 2: Personale Existenzanalyse (PEA) bei Frau H.

## 6. Reflexion der Aussagen und existenzanalytisches Verständnis

Den Aussagen der Inhaftierten gemeinsam ist, dass sie einen Wunsch ans Leben ausdrücken, den jemand anderer erfüllen müsste. Es ist ein kindliches Abhängigkeitsverhältnis der Welt und dem Leben gegenüber, da müsste jemand kommen und einem eine „Führungshand“ (Herr G.) sein, von der „Gesellschaft“ müsste er „endlich einmal anerkannt werden“ als „Mensch“ (Herr E.). Das heißt, die Voraussetzung für ein gutes Leben ist in die Hände eines anderen oder einer anderen gelegt. Damit ist auch die Aufgabe, seinen Platz und seine Orientierung im Leben zu finden, delegiert. Es bleibt eine Erwartung, die entweder mehr als Appell (Herr E.) oder als deklariertes Bedürfnis (Herr G.) ausgedrückt ist.

Die *Apersonalität dieser Wunschhaltung* ist auch aus dem Stil der Antworten abzulesen. Das, was werden soll, wird als Ideal beschrieben, es fehlt immer die Artikulation eines Weges dorthin, es fehlt die Reflexion und Auseinandersetzung mit sich selbst und mit der Lebenssituation, die in einen Prozess der Selbstergreifung münden könnte.

Auf dem Hintergrund der Existenzanalyse können wir diese Wunsch- bzw. Erwartungshaltung verstehen als ein nicht in den Vollzug gekommenes Person-Sein des Menschen im Sinne der Personalen Existenzanalyse; es kommt dadurch lediglich zu einem reaktiven

Ausagieren der emotionalen Impulse und Bedürfnisse. Eine solche Erwartungshaltung tritt immer dort auf, wo die Person sich nicht aufspüren kann in der Begegnung mit dem Seinsgrund (1. Grundmotivation), dem Grundwert (2. Grundmotivation) und dem Selbstwert (3. Grundmotivation). In jeder Grundmotivation braucht es einen Boden, um auf die Welt und sich selbst zugehen zu können und zu einem entschiedenen, verantwortungsvollen Handeln auf Zukunft hin zu kommen. Durch den Blick in die Biographien ist es naheliegend,

dass die Grundbedingungen zur Entwicklung personalen Seins von den Inhaftierten nie oder kaum erfahren werden konnten bzw. traumatisch verletzt sind.

Im Sinne Frankls kann man die Wunschhaltung auch als die nicht erreichte existentielle Wende in der Lebenshaltung beschreiben. Die mangelnde Entfaltung in den drei personalen Grundmotivationen begründet die Unerreichbarkeit einer solchen Haltung der Offenheit dem Leben gegenüber. Diese zutiefst undialogische Lebenshaltung (Wunschhaltung, Orientierungslosigkeit) kann man verstehen als eine Copingreaktion der 4. Grundmotivation, der es nicht gelingt, sich dialogisch in einem Lebenskontext aufzufinden.

### 6.1 Wo gehen die Erwartungen hin?

Bei den Inhaftierten ist bemerkenswert, dass sie sich fast ausschließlich *auf die Ebene des Seins (d.h. auf die 1. Grundmotivation) ausrichten*. Das heißt, es gibt keine Beziehungserwartungen, die über das Haltgebende und Raumgebende wesentlich hinausgehen, es wird nicht die Aufnahme von Nähe und das Erleben der Lebendigkeit angesprochen (d.h. die 2. Grundmotivation). Und es gibt auch keine expliziten Erwartungen an das Abgrenzen des Eigenen, sich Ernstnehmen und Wertschätzen in der Individualität. Es geht nicht um das So-Sein-Dürfen (3. Grundmotivation), sondern mehr um das

Sein-Können, wo man sich selbst als selbstverständlich dazu gehörend erlebt. Ein Dazugehören in dieser Welt, das nicht ständig in Frage steht bzw. unsicher bleibt, oder nur in Subgruppen erreicht wird, sondern durch eine verlässliche Erfahrung des Angenommen-Seins geschützt ist, ist Inhalt der Sehnsucht. Es geht also um Themen der 1. Grundmotivation.

Dahinter sind auch die weiteren Grundmotivationen unerfüllt, aber in der Vorstellung nicht präsent und nicht als Qualitäten angefühlt. Das zeigt sich sowohl in den Antworten auf die erste Frage, als auch darin, dass die weiteren Fragen, die auch explizit Inhalte der anderen Grundmotivationen anfragen, nichts Neues bringen und nur eine Wiederholung der Antworten auf die erste Frage sind.

## 7. Bedeutung für die Therapie

Auf dem Modell der Grundmotivationen und der Personalen Existenzanalyse wird die Bodenlosigkeit der Therapie einer dissozialen Persönlichkeitsstörung deutlich und lässt die gängige Skepsis gegenüber einem therapeutischen Erfolg nachvollziehen.

Die Theorie der Existenzanalyse legt nahe, basal mit den Inhalten der 1. Grundmotivation zu beginnen, nämlich „Sein zu können“. Dahin geht auch die artikulierte Sehnsucht der Interviewten; sie steht ihnen aus eigenem Empfinden am Nächsten.

Konkret heißt das, in einem Miteinander Erfahrungen nachzuholen und in der Reflexion zu stabilisieren: Halt finden, Raum einnehmen und sich schützen können. In erster Linie sind hier sicher psychotherapeutische Gespräche die Basis, sie lassen diese Voraussetzungen des Sein-Könnens unmittelbar erleben.

In empathischer phänomenologischer Haltung geben sie in einem geschützten Raum Entlastung durch eine konstante Dialog-Erfahrung, die wertschätzend und respektvoll, aber auch Grenzen setzend ist. Ziel ist hier die Wahrnehmung dessen was ist, im Außen (Weltwahrnehmung) und im Innen der Person (Selbstwahrnehmung).

Zudem braucht die Verdichtung der

Selbstbegegnung in der Therapie als Gegenpol immer auch konkrete Lebenserfahrungen dazu, gelebtes Leben, wo man sich erprobt: Im Fall der Haftinsassen also auch ein soziales Leben im Gefängnis, wo sie auf der Basis von erfahrenem Halt, Raum und Schutz lernen können mit Konflikten umzugehen, sie auszutragen ohne zerstörerische Aggression. Therapeutische Gruppen sind eine Möglichkeit, sie eröffnen Gesprächsmöglichkeiten, aber auch alltägliches Miteinander sollte erfahren und gepflegt werden. Hier hat Ch. Krempl auf ihrer Station Projekte initiiert, wie gemeinsames Kochen, das gerade im gemeinsamen Gestalten und Genießen der Isolierung und dem Egoismus entgegenwirkt und soziales Mitgefühl stärkt, wie die Erfahrung gezeigt hat.

Erfahrungen also sind zentral, wo erlebt wird: Ich kann sein, ich kann die vorhandenen Bedingungen aushalten, ich bin eingebettet in ein Miteinander – wir können einander etwas von dem geben, was wir so dringend benötigen. Diese Möglichkeit hebt aus der Passivität heraus in das eigene aktive Gestal-

ten, das aber nicht die gewohnte Belieblichkeit hat, sondern sozial eingebunden ist. Die gestalterische Eigenaktivität in der Gruppe wie im therapeutischen Gespräch, kann zum Kondensationskern einer Ich-Werdung führen, indem sie ein Ich-Erleben im Sinne von „ich kann“ gewährleistet. Ohne falsche Euphorie sollte das Ziel sein, die Haftzeit auch als sinnvolle Lebenszeit zu erleben und zu verstehen und nicht nur als Vorbereitung auf ein Leben.

### 8. Resümee

Die phänomenologische Vorgangsweise der Interviews ist eine Annäherung von einer anderen Seite an die Dissozialität als von der diagnostischen, wo die Erhebung konkreter Defizite im Verhalten im Vordergrund steht. Wir kommen in dieser Untersuchung von der Frage nach dem, was jemand im Leben verwirklichen möchte. Im Grunde fragen wir nach den Ressourcen. Die Darstellungen enthüllen allerdings eine extrem schwache Ressourcenlage, die in den Defiziten des Personvollaugs, wie

auch dem Substanzmangel in den Grundmotivationen, beschrieben werden kann. Diese fehlenden personalen Voraussetzungen erklären den Verbleib der Befragten in der Passivität der Wunschhaltung und das impulsive Reagieren anstatt verantworteten Handelns. Es mag verwunderlich sein, wie wenig die Aggression von den Inhaftierten artikuliert wird, was natürlich daran hängt, dass die Annäherung mit der Frage nach dem „guten“ Leben stattfand. Die starke Brüchigkeit in der Persönlichkeit der Befragten zeigte sich so vielleicht besonders unverstellt.

### Literatur

- Krempel Ch. (2004) Was wäre ein gutes Leben? Phänomenologische Analyse und der Versuch eines therapeutischen Ansatzes im Gefängnis. Abschlussarbeit GLE  
 Längle A (2000) (Hg) Praxis der Personalen Existenzanalyse. Wien: Facultas

*Anschrift der Verfasserin:*  
 Dr.phil. Silvia Längle  
 Eduard Sueß-Gasse 10  
 A-1150 Wien  
 silvia.laengle@existenzanalyse.org

## In der GLE erhältliche DVDs

Vorträge der Tagung der GLE-Int. in Prag vom 28.-30.04.2006

### Dissozialität und Anpassung

- Univ.Prof. Dr.phil. Roland **GIRTLE**  
*Randkulturen – zur Kulturanthropologie und Soziologie der Dissozialität*
- Vaclav **HAVEL**  
*Videogruß an den GLE-Kongress*
- Univ.Prof. Dr.phil. Jürgen **KRIZ**  
*Dissozialität als misslungene Psychodynamik an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft*
- Dr.med. Dr.phil. DDr.h.c. Alfried **LÄNGLE**  
*Sich selbst zum Maß genommen. Vom sozialen Verlorensein zu dis-sozialen Lösung*
- Univ.Prof. Dr.phil. Udo **RAUCHFLEISCH**  
*Zur Psychodynamik und Psychotherapie von dissozialen Menschen*
- Dr.phil. Daniel **TROBISCH**  
*Der Hass auf die Liebe – Oder: wenn Gewalt gewollt ist*
- lic.phil. Manfred **ZMY**  
*Die soziale Dimension der Freiheit. Einige anthropologische Überlegungen zum Verhältnis von Freiheit und Sozialität des Menschen*

**Preis:** EUR 12,-/ DVD

zu bestellen: GLE-Int., Tel.: 01/985 95 66; gle@existenzanalyse.org

# Schwere Persönlichkeitsstörungen

## Psychotherapeutische Arbeit mit dem Konzept der „Borderline-Persönlichkeitsorganisation“ (BPO) und die „Transference Focused Psychotherapy“ (TFP)

**Doris Fischer-Danzinger**

*Forensische Patienten weisen – entgegen der üblichen Erwartung – nicht überdurchschnittlich häufig die Merkmale einer klassischen Dissozialen Persönlichkeitsstörung auf – allerdings weist die Population im sogenannten Maßnahmenvollzug gem. § 21/2 StGB („Geistig abnorm – zurechnungsfähig“) eine Besonderheit auf, die durch das analytische Strukturmodell der Persönlichkeit (nach Kernberg) abgebildet wird. Im Artikel wird diese Borderline-Persönlichkeits-Organisation (BPO) beschrieben und eine Therapiemethode vorgestellt, die besonders für jene Patienten entwickelt wurde: die Transference-Focused-Psychotherapy (TFP). Abschließend werden noch einige Überlegungen zu den Besonderheiten der Psychotherapie im forensischen Setting dargestellt.*

Bei näherem Betrachten der Insassen der Justizanstalt (JA) Wien-Mittersteig (eine Maßnahmenvollzugsanstalt, in der Insassen einsitzen, die neben einer Freiheitsstrafe auch in eine sogenannte Maßnahme gem. § 21/2 StGB eingewiesen wurden; es sind Menschen, die vom Gericht als „geistig abnorm, aber zurechnungsfähig“ eingestuft wurden) zeigt sich, dass es eigentlich recht wenige sind, die eine klassische Dissoziale Persönlichkeitsstörung aufweisen – natürlich haben alle Insassen mindestens *eine* dissoziale *Handlung* gesetzt, deretwegen sie verurteilt wurden. Aber etwas verbindet diese forensische Population doch: Die meisten weisen eine Persönlichkeitsstruktur auf, die – nach dem Strukturmodell von Otto Kernberg – auf dem sogenannten „Borderline-Persönlichkeits-Organisations-Niveau“ (im weiteren BPO genannt) liegt.

### 1. Kernbergs Strukturmodell der Persönlichkeit

Kernberg (Kernberg 1992) unterscheidet in seinem Modell zwischen „Psychotischem-“, „Borderline-“, und „Neurotischem Organisations-Niveau“. Die wesentlichen Unterschiede der drei Niveaus liegen in der Realitätsprüfung, bei den vorherrschenden Abwehrmechanismen und dem Grad der Ich-Identität (vgl. Tab. 1).

	Realitätsprüfung	Abwehrmechanismen	Ich-Identität
Neurose	intakt	Verdrängung	robust
Borderline	intakt	Spaltung Projektion	diffus
Psychose	nicht gegeben	Spaltung Projektion	sehr diffus

Tab. 1: Strukturmodelle der Persönlichkeit nach Kernberg

### 2. Die Borderline-Persönlichkeits-Organisation (BPO)

Die BPO ist durch drei strukturelle Charakteristika definiert:

- Das Aufrechterhalten der **Realitätsprüfung**. Diese ist aber Schwankungen unterworfen, wie sie sich bei neurotischen Patienten nicht finden; so regredieren BPO-Patienten beispielsweise unter Stress leichter auf ein paranoides Niveau.
- Das Einsetzen unreifer **Abwehrmechanismen** manifestiert sich in Verhaltensweisen, die den Patienten in seiner Beziehung zu sich und der Umwelt massiv beeinträchtigen und in der Therapie die Interaktion zwischen Patient und Therapeut verzerren: Die Beziehungen zu bedeutsamen Bezugspersonen werden ausschließlich idealisiert oder verfolgend erlebt; Omnipotenz, primitive Idealisierung, primitive Entwertung und Verleugnung sind weitere unreife Abwehrmechanismen.
- Das Syndrom der **Identitäts-**

**diffusion** beschreibt das Fehlen eines integrierten Konzepts des Selbst und der wichtigsten Bezugspersonen. Sie äußert sich im Gefühl der chronischen Leere, in einer widersprüchlichen Selbstwahrnehmung und in einer oberflächlichen und ebenfalls widersprüchlichen Wahrnehmung von anderen (beim Zuhörer entsteht kein „ganzes“ Bild der beschriebenen Personen).

### 3. Dominante Themen bei der Behandlung von Menschen mit einer BPO

Das zugrunde liegende Dilemma von diesen Patienten ist, dass sie weder kontinuierlich in Beziehungen sein können, noch ohne sie leben können. Häufig treten weitere Probleme durch chronische suizidale oder parasuizidale Verhaltensweisen, schwere Ess-Störungen, Anfälligkeit gegenüber Drogen- und Alkoholmissbrauch oder –abhängigkeit sowie antisoziales Verhalten auf.

Antisoziales Verhalten bei Persönlichkeitsstörungen ist ein besonders ungünstiger prognostischer Faktor für alle psychotherapeutischen Vorgehensweisen.

Das zentrale Symptom stellt *Angst* dar, auf die oft *mit Aggression reagiert* wird.

Nach S.O. Hoffmann geht es vorwiegend um folgende Inhalte (Hoffmann 2000):

- Angst vor Kontrollverlust gegenüber Phantasien, Bedürfnissen und Affekten (etwa die Angst, von der eigenen Wut überwältigt zu werden),
- Angst zu regredieren (eine einmal erworbene Ich-Stärke wieder zu verlieren),
- Angst vor dem Alleinsein (durch Gleichsetzung von Alleinsein mit Verlassenheit),

- Angst vor Selbstverlust; Angst vor den Folgen der Wünsche nach übergroßer Nähe (Verschmelzungswünsche),
- Angst vor dem Verschlungenwerden – verstehbar als Fortführung der Angst nach übergroßer Nähe.

Die *Abwehr* dieses Erlebens unerträglicher Angst geschieht meist über fünf Vorgänge:

- Herstellung von Affektlosigkeit: innere Leere, Gefühllosigkeit und Taubheit.
- Herstellung von Anhedonie („Wo keine Höhen, da auch keine Tiefen“).
- Ersetzen durch einen anderen Affekt. So kann z.B. ein Patient „säbelraselnd“
- seine unerträgliche Angst abwehren.
- Das Agieren: Drogenkonsum, Risikoverhalten („sensation seeking“), Selbstverletzungen, Verlust der Impulskontrolle, aggressives Verhalten gegenüber anderen.
- Die Projektion und Projektive Identifizierung: Projektion meint die Externalisierung eigener Anteile – der Begriff Identifizierung bedeutet, dass die andere Person mit diesem Teil identifiziert wird und ihn auch selbst bei sich empfindet. Im Unterschied zur reinen Projektion werden in der projektiven Identifizierung Befindlichkeit und das Verhalten der anderen Person tatsächlich verändert. Auf diese Weise versucht der Patient das, was er bei sich selbst verleugnen und zurückweisen muss, in anderen aufzubewahren und in „sicherem Abstand“ zu kontrollieren. Aber auch gesunde Ich-Anteile wie z.B. die Fähigkeit zu Sorge und Realitätseinschätzung können in einen anderen projiziert werden.

Die Angst verstärkt sich stets in engen Beziehungen, somit auch in der Therapie.

#### 4. Psychodynamische Theorie der BPO

Das grundlegende Konzept der psychodynamischen Theorie von Persönlichkeitsstörungen besteht darin, die Pathologie des Patienten als eine im „Hier und Jetzt“ stattfindende unbewusste Wiederholung pathogener, internalisierter Beziehungserfahrungen aus der Vergangenheit anzusehen.

Bei BPO-Patienten sind die inneren Repräsentanzen von einer besonders unreifen Ausprägung: rigide, wie Karikaturen wirkende Bilder des Selbst und der anderen, die nicht miteinander verbunden sind, was zu innerer Verwirrung und einem chaotischen subjektiven Erleben führt.

Die psychodynamische Theorie besagt, dass die inneren Selbst-Objekt-Dyaden die Art und Weise bestimmen, wie das Individuum das Hier und Jetzt wahrnimmt (vgl. Tab. 2).

Selbstrepräsentanz <i>Selbsterleben des Patienten</i>	Affekt	Objektrepräsentanz <i>Therapeut aus Sicht des Patienten</i>
unterwürfig, missbraucht	Angst	streng, missbrauchend
kindlich-abhängig	Liebe	ideal, versorgend
stark, kontrollierend	Wut	schwach, sklavenähnlich

Tab. 2: Die inneren Selbst-Objekt-Dyaden

Innere Konflikte können nur schwer erlebt werden. Diese werden stattdessen interpersonell aufgespalten. So vertritt der Patient oft einen Pol des Konfliktes (z.B. den Wunsch nach Nähe), während auf dem Weg projektiver Identifizierung der andere Pol (z.B. Wunsch nach Abstand) an den Interaktionspartner delegiert wird. Subtile, oft nonverbale Zeichen vermitteln dem Interaktionspartner seine „Rolle“: So lässt den Therapeuten z.B. ein wahrgenommenes Drängen des Patienten automatisch auf Abstand gehen. Der Patient kann manifest die Enttäuschung über die „Distanziertheit“ des Therapeuten beklagen, und bei sich selbst nur den Nähewunsch spüren.

Im Unterschied zum neurotischen Patienten, der in gewisser Weise Ambivalenz und innere Konflikte empfinden kann, hat der BPO-Patient keine bewusste Wahrnehmung der unterdrückten, abgespaltenen Dyade (die in agierendem Verhalten zum Vorschein kommen kann).

Die psychodynamische Psychotherapie von BPO-Patienten fokussiert genau diese Bereiche mit dem Ziel, dem Patienten zu helfen, sich von einer fragmentierten, starren und verarmten Welt hin zu einer besser angepassten inneren Welt zu bewegen, um dadurch besser mit den eigenen Affekten und der äußeren Realität umgehen zu können.

Ich habe vorhin schon erwähnt, dass antisoziales Verhalten einen besonders ungünstigen prognostischen Faktor dar-

stellt. Im folgenden möchte ich auf unterschiedliche Konzepte der Antisozialität eingehen.

#### 5. Konzepte der Antisozialität im Werk von Kernberg

- Die psychopathische Persönlichkeit; antisoziale Persönlichkeit,
- maligener Narzissmus,
- narzisstische Persönlichkeit mit antisozialem Verhalten,
- antisoziales Verhalten bei anderen

- schweren Persönlichkeitsstörungen,
- neurotische Persönlichkeiten mit antisozialem Verhalten. (vgl. Lackinger 2004)

Die ersten beiden Gruppen beschreiben Antisozialität im engeren Sinn, die beiden weiteren beschreiben Persönlichkeitsstörungen, bei denen antisoziales Verhalten eine große Rolle spielt und die letzte Gruppe beschreibt antisoziales Verhalten bei neurotischer Persönlichkeitsorganisation.

Ich werde mich im Folgenden auf die ersten beiden Gruppen konzentrieren – Patienten, die in der freien Praxis kaum anzutreffen sind.

##### 5.1 Die psychopathische Persönlichkeit

Bei Kernberg wird diese Persönlichkeit als „antisoziale Persönlichkeit“ bezeichnet und entspricht nicht der sogenannten „dissozialen“ Persönlichkeitsstörung im ICD-10.

Sie zeigt typischerweise eine narzisstische Persönlichkeit mit den typischen Symptomen Grandiosität, Neid, Entwertungen und Mangel an Empathie und Hingabe.

Darüber hinaus zeigen psychopathische Persönlichkeiten charakteristischerweise eine Reihe antisozialer Verhaltensweisen:

- Unfähigkeit zu authentischen Schuldgefühlen und Reue.
- Auch nach Konfrontation mit den Folgen ihres antisozialen Verhaltens tritt keine wirkliche Verhaltensänderung gegenüber den Opfern ein und sie zeigen keine Besorgtheit über diesen Mangel an Veränderung.
- Der Patient kann sich keine ethische Dimension bei anderen vorstellen: auch wenn er z.B. direkt beim Lügen erwischt wird, empfindet er keine Schuld, sondern befürchtet bestenfalls Ärger auf Seiten des Interviewers.
- Psychopathische Persönlichkeiten geben immer nur jene Aspekte ihres antisozialen Verhaltens zu, deren sie bereits überführt sind, sie gestehen nicht von sich aus Schuld ein.
- Sie zeigen eine permanente Manipulationstendenz sowie pathologisches Lügen.

#### Objektbeziehungen:

- Sie gehen nur oberflächliche Beziehungen ein.
- Sie zeigen eine Unfähigkeit, sich zu verlieben oder Zärtlichkeit für jemanden zu empfinden.

#### Ich-Funktionen:

- Die Patienten haben keine Angsttoleranz; auf jede Zunahme von Angst reagieren sie mit zusätzlichen Symptomen.
- Unfähigkeit, Depression oder Trauer zu erleben.
- Unfähigkeit, für die Zukunft zu planen: Jede Planung zielt lediglich auf unmittelbare Verbesserungen bzw. Spannungsreduktion.
- Unfähigkeit aus vergangenen Erfahrungen zu lernen.
- Eindruck eines „holographischen Menschen“ (Paulina Kernberg): Im Gespräch entwerfen die Patienten ein vages, vergeistigtes Bild von sich, das auffällig von ihrer gegenwärtigen Realität und von ihrer realen Vergangenheit abweicht.

## 5.2 Maligner Narzissmus

Dabei handelt es sich um eine Zwischengruppe zwischen der „reinen“ narzisstischen Persönlichkeitsstörung und der psychopathischen Persönlich-

keitsstörung. Diese Gruppe zeigt zwar antisoziales Verhalten auf der Grundlage einer narzisstischen Persönlichkeitsstruktur, im Unterschied zur psychopathischen Persönlichkeit sind jedoch folgende Aspekte wesentlich:

- Fähigkeit zur Loyalität und zur Besorgnis um andere ist erhalten. (Z.B. Anführer von sadistischen oder halbterroristischen Banden. Gegenüber den Bandenmitgliedern besteht durchaus die Fähigkeit zur Loyalität.)
- Fähigkeit, Schuldgefühle zu erleben, ist erhalten.
- Sie können aus der Vergangenheit lernen und für die Zukunft planen.

Das war eine Zusammenfassung der antisozialen Verhaltensweisen – wie schaut nun die „innere Welt“ dieser Patienten aus, d.h. die Selbst- und Objektrepräsentanzen?

## 6. Selbst-Objekt-Repräsentanzen bei schwersten antisozialen Störungen

Die Übertragung von Patienten mit psychopathischer Persönlichkeit und malignem Narzissmus widerspiegeln früheste pathologische Über-Ich-Strukturen und einen massiven Mangel an Integration der Selbst- und Objektrepräsentanzen (vgl. Lackinger 2004).

### 6.1 Die innere Welt der Patienten mit psychopathischer Persönlichkeit – aggressive Form

Die Patienten haben immer Kindheits Erfahrungen von gewalttätiger Aggression durch die Eltern, und zwar sowohl als Beobachter als auch als Opfer. Die Patienten zeigen auch immer eine tiefe Überzeugung über die Impotenz und Schwäche jeder guten Objektbeziehung: Die guten sind per definitionem schwach und unverlässlich. Daraus folgt Wut, Entwertung und Geringschätzung gegenüber all jenen, die vage als potentiell gute Objekte wahrgenommen werden. Im Gegensatz dazu werden die Mächtigen zum Überleben unbedingt gebraucht. Die Mächtigen sind in der Kindheit die Eltern, die aber als sadistisch erlebt werden. Diese Erfahrung löst Wut aus, die aber das Kind nicht bei sich behalten kann (es liebt diese El-

tern ja auch) und so wird der eigene Wutanteil auf die anderen projiziert – d.h. die Mächtigen werden noch sadistischer erlebt („Sadistische Tyrannen“). In dieser Welt ist Gewalt absolut vorherrschend und folglich kann es zu keiner Idealisierung von anderen kommen. Ebenso wenig ist eine Unterwerfung unter die sadistische Autorität möglich. Die psychopathische Persönlichkeit ist tief überzeugt, dass nur ihre eigene Macht und Kontrolle verlässlich ist und die einzige Alternative zum Leiden und zum Zerstörtwerden darstellt. Gegen den unerträglich starken Neid auf alle „guten“, nicht-gewalttätigen und nicht-ausbeuterischen Beziehungen kann sich der Psychopath immer nur mit neuer Bekräftigung seiner Überlegenheit durch gewalttätige Aggression schützen.

### 6.2 Die innere Welt der Patienten mit psychopathischer Persönlichkeit – passiv-parasitäre Form

Diese Patienten finden einen Ausweg aus der ausschließlichen Befriedigung durch sadistische Machtausübung, indem sie jede Bedeutung von Objektbeziehungen leugnen. Sie idealisieren die Befriedigung von Bedürfnissen und genießen die symbolische Macht, die sie dadurch ausüben, dass sie von anderen solche Befriedigungen herauspressen. Das Ziel des Lebens besteht für diese Patienten darin zu essen, zu schlafen, Sex zu haben, sich sicher zu fühlen, sich zu rächen, mächtig zu sein etc. ohne von anderen (als Aggressor) entdeckt zu werden. Es ist wie die Anpassung eines Wolfes unter Schafen. Diese Anpassung erlaubt die Verleugnung von Aggression – sie kommt in der rücksichtslosen Ausbeutung anderer zum Vorschein.

### 6.3 Die innere Welt der Patienten mit malignem Narzissmus

Andere werden als allmächtig und grausam wahrgenommen. Es besteht das Gefühl, dass nur die totale Unterwerfung unter dieses grausame Objekt das Überleben ermöglicht und alle Verbindungen mit guten (aber schwachen) Objekten abgebrochen werden müssen. Alternierend zur Unterwerfung kommt es auch zu einer Identifikation mit dem grausamen und allmächtigen Objekt. Aus ihr entsteht ein überhebendes Gefühl der Macht und der Freiheit von Angst, Schmerz und Leid.

Eine dritte Möglichkeit ist die Annahme eines völlig zynischen Kommunikationsstils, indem die Bedeutung jeglicher Objektbeziehungen gelegnet wird.

Wenn die innere Welt dieser Patienten so aussieht – wie kann psychotherapeutisch mit ihnen gearbeitet werden?

## 7. Transference Focused Psychotherapy (TFP) als Behandlungskonzept für BPO

TFP bedeutet: Transference Focused Psychotherapy, d.h. es ist eine Therapieform, in der die Übertragung, bzw. das Aufgreifen der Übertragung im Mittelpunkt steht.

Das Fokussieren auf die Übertragung des Patienten bedingt, dass sich der Therapeut ständig fragt: „Warum sagt der Patient mir das gerade jetzt? Wie sieht mich der Patient? Wie behandelt mich der Patient? Was macht der Patient mit mir?“ Diese Fragen erfordern, dass der Therapeut seine Gegenübertragung aufmerksam beobachtet. Zum Verstehen der Übertragung mag für den Therapeuten die Definition hilfreich sein, dass jede Reaktion des Patienten, die von einer normalerweise zu erwartenden Reaktion abweicht, als Übertragung angesehen werden kann. Sagt der Therapeut beispielsweise „Guten Morgen“ und der Patient reagiert hierauf, als habe sich der Therapeut über ihn lustig gemacht oder ihm ein großes Geschenk überreicht, so ist in dieser Reaktion des Patienten eine Übertragung enthalten.

Man darf vermuten, dass der Patient seinen Therapeuten vor allem dazu „benutzen“ wird, unerträgliche Anteile des eigenen Selbst auf ihn zu projizieren und sie dort so lange zu bekämpfen, bis er sich irgendwann in der Lage fühlen wird, sie in veränderter Form wieder als sein Eigenes zurückzunehmen. Das bedeutet, dass der Therapeut früher oder später auch das in sich erleben wird, was der Patient in ihm deponiert hat: Hass, Verzweiflung und die Erfahrung der Leere und des Nichts. Das heißt aber auch, dass der Therapeut die Angst vor dieser Erfahrung in sich selber überwunden haben muss, bevor der Patient ihm darin folgen kann.

### 7.1 Grundlegende Interventions-techniken

Drei grundlegende Interventions-techniken werden in der TFP für die Analyse der Übertragung eingesetzt: Klärung, Konfrontation und Deutung.

Die *Klärung* bildet den ersten Schritt: Es ist das Angebot des Therapeuten an den Patienten, jede Information, die unklar, vage, verwirrend oder widersprüchlich ist, zu untersuchen und zu klären.

Therapeuten zögern oft, den Klärungsprozess ausreichend lange zu verfolgen. Die Patienten fordern häufig ausdrücklich oder bedingungslos, sofort verstanden zu werden, und entwerten den Therapeuten, wenn er darauf hinweist, dass er ein solches Verständnis derzeit noch nicht haben könne. Das Gefühl des Therapeuten, er müsse den Patienten von Beginn an richtig verstehen, und das damit verbundene Zögern, Klärung herbeizuführen, spiegelt nicht nur die Angst vor Entwertung durch den Patienten wider, sondern auch den Versuch des Therapeuten, die vom Patienten auf ihn projizierte Rolle des allwissenden Anderen einzunehmen.

Beispiel: „Sie erwähnten vorhin jemanden namens XY, aber mir ist nicht klar, um wen es sich dabei handelt.“ Möglicherweise zögert ein Therapeut schon bei dieser einfachen Klärungsfrage, weil er befürchtet, der Patient habe von diesem XY schon einmal gesprochen, und diese Frage würde verraten, dass er es vergessen habe. Die Angst des Therapeuten, ein normaler Mensch zu sein, der auch einmal etwas vergisst, kann der bedingungslosen Forderung des Patienten nach einem perfekten Anderen und seiner Einstellung, dass ein unvollkommener Therapeut einer falschen Behandlung gleichzusetzen sei entsprechen.

Ziel der *Konfrontation* ist es, dem Patienten widersprüchliche Anteile in seinen Mitteilungen bewusst zu machen. Die Konfrontation vereint bewusstes und unbewusstes Material, das der Patient als getrennt oder – im Falle von unbewusstem Material – gar nicht erlebt, sondern ausagiert. Konfrontation meint hier nicht eine gegnerische Auseinandersetzung, sondern immer eine

Technik, die mit Höflichkeit und Taktgefühl erfolgt.

Beispiel: „Als Sie mir beschrieben haben, dass Sie sich so sehr geärgert haben, als Ihre Mutter Ihnen mitteilte, dass sie nächste Woche nicht zu Besuch kommt, fiel mir ein gewisses Lächeln in Ihrem Gesicht auf. Wie erklären Sie sich das?“

Oder: „Zu Beginn der Stunde haben Sie mir gedankt, dass ich bereit sei, Ihre Therapeutin zu sein und jetzt sagen Sie mir, dass ich für Sie nutzlos sei und es für Sie eine reine Zeitverschwendung sei, in die Therapie zu kommen. Wie bringen Sie diese beiden Dinge zusammen?“

*Deutungen* verwenden und integrieren die Informationen, die aus Klärung und Konfrontation stammen. Ziel der Deutung ist es, konfliktreiches Material aufzulösen. Bei diesem Prozess wird davon ausgegangen, dass durch das Verstehen der zugrunde liegenden unbewussten Motive und Abwehrmechanismen dem Patienten seine zuvor scheinbar widersprüchlichen Denkweisen und Verhaltensmuster verständlich werden.

Beispiel: „Ihr Verhalten erinnert mich an ein wütendes Kind, das einem ärgerlichen und strafenden Elternteil gegenübersteht.“

### 7.2 Strategische Prinzipien der TFP

Nachdem dargestellt wurde, wie die Übertragung analysiert wird, sollen im Folgenden die strategischen Prinzipien der TFP dargestellt werden:

#### Definieren der dominanten Objektbeziehungen

Die dominanten Selbst- oder Objektrepräsentanzen sind nie direkt beobachtbar. Hilfreich für ein Verständnis ist es, sich die Interaktionen als Szenen eines Dramas vorzustellen, in dem unterschiedliche Schauspieler verschiedene Rollen spielen. Indem der Therapeut sich die Rollen verdeutlicht, die der Patient gerade einnimmt bzw. dem Therapeuten zuschreibt, kann er ein lebendiges Bild der inneren Repräsentanzen des Patienten gewinnen.

Beispiele von Rollenpaaren, die ständig alternieren können:



- Destruktives, böses Kind – strafender, sadistischer Elternteil
- Kontrolliertes, wütendes Kind – kontrollierender Elternteil

Um die Besetzung der Rollen zu definieren, benötigt der Therapeut ausführliche Angaben über die momentanen Gefühle, Wünsche und Befürchtungen des Patienten. Diese Informationen erhält er, indem er den Patienten ermutigt, präzise sein Erleben in der Interaktion mit dem Therapeuten im „Hier und Jetzt“ zu beschreiben.

Beispiel: Ich erlebe einen Patienten in einer Sitzung als sehr verschlossen: „Ich erlebe Sie heute als verschlossen, so als ob Sie sich vor mir in Acht nehmen müssten. Habe ich recht?“ Der Patient korrigiert: „Warum sollte ich mich bemühen – Sie helfen mir sowieso nicht, indem Sie dem Beamten erklären, dass er im Unrecht ist“. Ich korrigiere meine Hypothese: „Ihre Verschlossenheit ist also eine Reaktion darauf, dass Sie mich als Versagerin erleben?“

Dieser Klärungsprozess setzt sich so lange fort, bis Patient und Therapeut sich darüber einig sind, in welcher Weise der Therapeut erlebt wird, oder aber bis sie sich darüber klar werden, dass sie zu keiner Einigung finden können. Der Versuch, die Ursachen für die voneinander abweichenden Wahrnehmungen zu verstehen, ist häufig sehr ergiebig.

Es ist weniger wichtig, ob der Patient klar zustimmt oder ablehnt, als die anschließenden Assoziationen und jede Änderung in der Art und Weise der Interaktion mit dem Therapeuten.

### **Beobachten und Deuten des Rollenwechsels des Patienten**

Der Patient kann sich z.B. innerhalb einer Sitzung dem Therapeuten gegenüber so verhalten, als sei er ein wehrloses Opfer und der Therapeut omnipotent. Innerhalb weniger Minuten kann es sein, dass der Patient beginnt, den Therapeuten anzugreifen, ihn heftig zu beschimpfen und ihn am Reden zu hindern, wobei er sich des Wechsels gar nicht bewusst sein muss. Die ursprüngliche Dyade ist aktiv geblieben, nur mit vertauschten Rollen.

Oder es erlebt ein Patient den Thera-

peuten in einer Stunde als kalt und distanziert und einige Zeit später als warmherzig und liebevoll. Der Therapeut kann dem Patienten darstellen, wie diese Spaltung für den Patienten notwendig erscheint, um seine negativen Gefühle gegen jemanden, den er liebt, zu vermeiden.

### **Integrieren der abgespaltenen Teil-Objekte**

Dies ist ein sich wiederholender Prozess. Immer wieder wird der Therapeut in der Interaktion im „Hier und Jetzt“ die gegensätzlichen Selbstanteile des Patienten identifizieren, die im Verlauf der Sitzungen deutlich werden. Zunächst innerhalb von Monaten, dann in Wochen und schließlich innerhalb einer einzelnen Sitzung kann der Therapeut zwei gegensätzliche Paare – nämlich die nur guten, idealisierenden Selbst- und Objektanteile sowie die nur bösen, verfolgenden Selbst- und Objektanteile – zusammenführen.

Auf diese Weise kann er dem Patienten helfen, die Gründe für die abwehrende Spaltung dieser beiden Einheiten zu verstehen, was schlussendlich zu einem integrierten Selbstkonzept und zu einem integrierten Konzept wichtiger Anderer führt.

Wie vorhin erwähnt, ist es eine zentrale Annahme dieses Therapieverfahrens, dass grundlegende unbewusste Konflikte des Patienten in der Therapie wiederbelebt werden. Dies erfordert die Herstellung eines therapeutischen Rahmens, in dem die Reinszenierung der unbewussten Konflikte in der Beziehung zum Therapeuten aufgefangen und deren Bearbeitung möglich werden kann. Die Therapievereinbarung konzentriert sich auf das für den jeweiligen Patienten typische agierende Verhalten und bestimmt die Parameter für den Umgang mit Verhaltensweisen, die eine Fortführung der Therapie gefährden könnten.

### **7.3 Die Therapievereinbarung: allgemeine und individuelle Aspekte**

Als Richtlinie für die Durchführung dieser Behandlung gilt, dass der Therapeut sich wohl und sicher genug fühlen muss, um klar denken zu können – dies ist in der Behandlung von BPO-Patienten nicht ohne weiteres der Fall, da die Patienten im Therapeuten oft Angst auslösen

können mit der Gefahr, dass er in die Dynamik des Patienten hineingezogen wird.

Die *allgemeinen Aspekte* der Vereinbarungen entsprechen den üblichen Settingbedingungen. Die *individuellen Aspekte* berücksichtigen spezifische Gefährdungen in den Behandlungen: Sie reichen von schweren selbst- und fremdgefährdenden Verhaltensweisen bis hin zu scheinbar harmlosen Handlungen, z.B. wenn der Patient wegen ständigen Zu-Spät-Kommens seinen Arbeitsplatz gefährdet, der die Finanzierung der Therapie erlaubt.

Bei der Entscheidung, welche spezifischen Themen mit einem Patienten geklärt werden müssen, ist es wichtig frühere Therapieerfahrungen zu kennen (z.B.: Welche Faktoren haben zu einer Unterbrechung oder zum Abbruch geführt?) und gleichzeitig die Interaktion zwischen Patient und Therapeut im „Hier und Jetzt“ im Auge zu haben. Ist der Patient z.B. zu drei diagnostischen Interviews zu spät gekommen, wäre es ein Fehler, die Verspätung nicht als ein potentielles Problem für die Therapie anzusprechen.

Die Vereinbarungen sind ein Plan, um die Therapie vor Entgleisung und Scheitern zu bewahren. Es wäre naiv anzunehmen, dass die Therapievereinbarungen die Beseitigung aller Vorbehalte verlangt, ehe die Behandlung beginnen kann. Irgendwo zwischen den beiden Extremen – die versteckte Weigerung, das Verhalten in irgendeiner Art und Weise zu verändern, und der völligen und sofortigen Beseitigung des Problems – liegt der Punkt, an dem die Vereinbarungsphase abgeschlossen ist und die eigentliche Therapie beginnt.

## **8. Besonderheiten der TFP im forensischen Bereich**

TFP wurde nicht für antisoziale Patienten entwickelt, obwohl gezeigt wurde, dass Delinquenten häufig die strukturellen Charakteristika der BPO aufweisen.

Für forensische Patienten müsste eine Weiterentwicklung des TFP erstens im Bereich der Diagnostik liegen, zweitens unterscheiden sich das Setting und die Ausgestaltung der Therapievereinbarungen von der Arbeit mit nicht forensi-

schen Klienten.

Im Bereich der *Diagnostik* gilt es zu beachten, dass Delinquenten keine homogene Gruppe bilden. Sie unterscheiden sich nach der Art und dem Schweregrad der Delikte und haben folglich unterschiedliche therapeutische und prognostische Implikationen.

Im *psychodynamischen Verständnis* entspricht das Delikt (ähnlich wie das Symptom einer Neurose) der oberflächlichen Erscheinung einer tiefer liegenden Psychodynamik. Die Art der gesetzten Delikte ist ein deutlicher Hinweis auf die vorherrschenden pathologischen Phantasien. Das Deliktmuster reflektiert eine bestimmte Verdichtung und eine Verschiebung primitiver und häufig unbewusster internalisierter Objektbeziehungsmuster. Natürlich ist das Delikt alleine noch nicht ausreichend, um auf eine bestimmte zugrunde liegende psychische Struktur zu schließen. Jeder Mensch kann in eine Situation kommen, wo er zum Delinquenten wird, genauso wie auch jeder Mensch unter bestimmten extremen Umständen unter bestimmten extremen Umständen psychotisch werden kann. Eine forensische Therapie kann aber nicht als erfolgreich gelten, wenn im Laufe der Therapie kein klares Bild vom Delikt entsteht. Hier unterscheidet sich die Therapie schon sehr klar von nicht forensischen Therapien, indem sie ein Thema (nämlich das Delikt) „zwingend“ vorgibt.

Außerdem kann ich in der üblichen Psychotherapie davon ausgehen, dass ich – wenn auch noch so verborgen – einen Anteil im Patienten vorfinde, der einen *Leidensdruck* hat, der die eigene Hilfsbedürftigkeit anerkennt. Wenn dieser Anteil nicht ansprechbar wird, endet normalerweise die Therapie im Abbruch.

In der forensischen Therapie liegt ein *Zwangskontext* vor, der, so meinen manche Autoren, eine wirkliche Therapie unmöglich macht. Ich bin da – wie viele andere Forensiker (naturgemäß) – anderer Meinung: Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt, dass durch Therapie die Rückfallsquoten von Straftätern gesenkt werden können.

Von den Delinquenten wird die Therapie unter dem Zwangskontext naturgemäß sehr unterschiedlich wahrgenommen.

Ein Patient sprach mir gegenüber von einem „Psycho-Mauthausen“ und unterstellte mir und der Gesellschaft, dass wir „ja nicht an ihrer Heilung wirklich interessiert sein können, da wir alle ja von ihnen (den Delinquenten) leben und man weiß ja, dass Staatsdiener am freien Markt keinerlei Überlebenschancen haben...“ Andere erleben die Therapie als einen Ort der Sicherheit und des Wohlwollens. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang, dass der – scheinbare – Zwangskontext (der Patient hat immer die Möglichkeit, die Therapie zu verweigern, und Straf- oder Maßnahmenvollzug dafür einzutauschen, was durchaus vorkommt!) auch für einige Delinquenten einen Schutz darstellt: Jene, die schon sehr weit fortgeschritten sind und anerkennen, dass sie Probleme haben, die sie mittels Therapie versuchen wollen zu mildern, können vor den anderen Insassen bzw. auch Justizwachebeamten am „Unfreiwilligen-Bild“ festhalten; es ist ja nicht angesehen unter der Insassenpopulation, eine Therapeuten zu brauchen. Außerdem kann das Ausmaß der Psychopathologie des Täters ein freiwilliges Eingehen einer „abhängigen Beziehung“ vorerst nicht zulassen.

Im rechtlichen Sinn ist der Auftraggeber die Justiz (entweder Gericht oder Justizanstalt) – die Therapie dient nicht nur dem persönlichen Wohl des Klienten, sondern in aller erster Linie dem öffentlichen Interesse der Rückfallvermeidung. Dennoch ist es wichtig, auch vom Patienten selbst einen Therapieauftrag zu bekommen.

Eine weitere als die üblichen Informationsquellen sind die Gerichts- bzw. Strafakten des Delinquenten. Die Notwendigkeit der Heranziehung dieser Akten leitet sich aus der Abspaltung wesentlicher Realitätsaspekte ab. Um narzisstisches Verleugnen oder psychopathisches Manipulieren erkennen und thematisieren zu können, muss der Therapeut unabhängige Informationen über das Delikt haben.

Abschließend möchte ich noch die *hauptsächlichen Bedrohungen* für eine forensische Psychotherapie ansprechen (vgl. auch Lackinger 2004).

Die Gefahr eines bewusst entschiede-

nen Therapieabbruchs ist relativ gering (in der Regel sind die negativen Folgen bei Therapieabbruch in anderen Bereichen stark, daher wird der Impulsivität hier eine mächtige Grenze gesetzt). Das macht die Therapie aber nicht leichter – im Gegenteil. Das Agieren der therapiefindlichen Selbstanteile innerhalb der Therapie wird in gewisser Weise unterdrückt und verschaffen sich in anderen Formen Ausdruck: das häufige Versäumen von Therapiesitzungen mit mehr oder weniger glaubwürdigen Begründungen; das versteckte, therapiegefährdende Agieren außerhalb der Therapie und das Trivialisieren der Therapieinhalte.

### Das Versäumen der Therapiesitzungen

Obwohl generell die Therapieweisung Vorrang vor z.B. beruflichen Verpflichtungen hat, ist es wichtig, dass sich Haftentlassene sozial integrieren und finanziell auf eigenen Füßen stehen. Wenn der Therapeut glaubt, dass die Terminalschwierigkeiten sich tatsächlich aus dem Bemühen der beruflichen Integration ergeben, dann sollte er so flexibel wie möglich mit Terminverschiebungen sein. Wenn er von einem unbewussten Widerstand gegen die Therapie ausgeht, dann sollte er sich nicht auf Diskussionen über die Dringlichkeit bestimmter externer Termine einlassen und auch nicht moralisch die Wichtigkeit der Therapie einmahnen. Vielmehr sollte er die Beziehung zwischen Patient und Therapeut thematisieren und herauszufinden versuchen, vor welchen Ängsten der Patient ausweichen möchte.

Wenn es sich tatsächlich um ein bewusstes Manipulieren handelt, dann muss unterschieden werden zwischen einem passageren Widerstand, der mit der aktuellen Entwicklung in der Therapie zu tun hat oder es ist Ausdruck einer generell psychopathischen Einstellung zur Therapie, d.h. der Patient will die Therapie nur äußerlich und mit minimalem Aufwand erfüllen, sich aber innerlich von der Therapie so wenig wie möglich berühren lassen. In der Regel steht dahinter, dass er überzeugt ist, dass in erster Linie der Therapeut unaufrichtig ist. Er versucht ihn sogar zu korrumpieren (projektive Identifizierung), indem er ihm nahe legt, ein Auge zuzudrücken, dann hätte er doch selbst auch eine freie

Stunde, die er doch wohl verrechnen könne. Dahinter steckt die unbewusste Überzeugung, dass jede Nähe trügerisch ist. Alles Lügen und Täuschen muss angesprochen werden und als Schutzmechanismus gedeutet werden.

## Das Agieren außerhalb der Therapie

Das Agieren kann die Form von Regelverstößen annehmen. Die Therapie kann gefährdet werden, wenn der Delinquent bestimmte Regeln des Justizsystems nicht einhält – die größte Gefahr stellt der kriminelle Rückfall dar.

Die Therapievereinbarung muss die Verpflichtung zur Einhaltung aller Vollzugsregeln, Weisungen und Gesetze beinhalten. Der Therapeut unterliegt der therapeutischen Verschwiegenheitspflicht, so wie jeder nicht-forensische Psychotherapeut auch. (Regelverstöße jeglicher Art sollten ja in der Therapie besprochen werden, um die damit zusammenhängenden Konflikte und Phantasien des Patienten in der Therapie bearbeiten zu können.)

Der forensische Therapeut kann aber durch die Verschwiegenheitsverpflichtung in arge Gewissenskonflikte kommen, wenn er etwa von Delikten erfährt, die sein Patient begangen hat, laufend begeht oder zu begehen plant. In der Realität ist dies zwar extrem selten der Fall, weil rückfällige Patienten dies in aller Regel auch vor ihrem Therapeuten geheim halten. Aber es kann vorkommen und vor allem: Es beschäftigt die Phantasie des delinquenten Patienten, wie weit sein Therapeut verschwiegen bliebe, wenn etwas vorfiele.

Es ist einerseits schwierig, dem Patienten glaubhaft zu machen, dass keinerlei Informationen über Therapieinhalte an Anstaltsbedienstete, Gutachter oder Richter gehen – eine gewisse immanente Paranoia ist dem Justizsystem eigen. Das Ausmaß des paranoiden Misstrauens ist allerdings von der individuellen Psychopathologie abhängig.

Andererseits muss der forensische Psychotherapeut auch ehrlich genug sein, um die Grenze der Verschwiegenheit, die ihm sein Gewissen diktiert, zu skizzieren.

## Trivialisieren der Therapieinhalte

Dies ist in den forensisch-therapeutischen Therapien häufiger als sonst. Es

kann sich äußern, in dem der Patient von Verstimmungen zwischen den Sitzungen erzählt, die in den Sitzungen nicht in Erscheinung treten oder der Patient hinterlässt telefonische Nachrichten, die er in den nächsten Sitzungen nicht einmal erwähnt. Oder der Patient stellt bestehende Probleme als „allgemein übliche“ dar, die man sich nicht näher anschauen müsste.

Der Therapeut muss das Abgleiten zu unwichtigen Themen aufzeigen, konfrontieren und deuten. Oft ist abgewehrter Hass auf den Therapeuten oder die Therapie die psychodynamische Wurzel.

## Das Thematisieren des Deliktes

Der Patient kann dazu verschiedene Haltungen vorbringen:

- a) Er habe das Delikt (jedenfalls in seinen wesentlichen Aspekten) nicht begangen. Er könne daher auch nicht darüber reden.
- b) Er habe das Delikt zwar begangen, aber nicht so, wie es das Gericht festgestellt habe. Er könne natürlich nur über das reden, was er gemacht habe.
- c) Das Delikt sei ungefähr so vorgefallen, wie es das Gericht festgestellt habe. Er habe jedoch schon so viel darüber geredet, dass er jetzt nichts mehr davon wissen wolle.

Ad a) Umgang mit abgestrittenen Delikten:

Oft ist das Delikt für den Täter nicht leicht zugänglich. Er kann Gedächtnisprobleme haben, weil das „Undenkbare“ auch für „unmöglich“ erklärt wird oder es besteht ein schambesetztes Gefühl, das gegenüber nicht vertrauten Personen versteckt wird. Und in noch anderen Fällen besteht eine psychopathische Haltung, der zufolge „alles abstreiten“ im Zweifel immer die beste Vorgehensweise ist.

Oft ist es in den Vorgesprächen nicht eindeutig möglich, den Grund für das Abstreiten des Deliktes heraus zu finden. Wenn der Patient irgendeine eigene Therapiemotivation vorbringen kann, auch wenn diese nichts mit dem Delikt zu tun hat, ist ein bedingter Therapiebeginn möglich – es wird in den Vereinbarungen festgehalten, dass die Therapie nur unter der Voraussetzung begonnen werden kann, wenn später noch einmal auf das Delikt zurück gekommen wird. Abgestrittene Delikte sollten zu keinen

vorzeitigen Machtkämpfen zwischen Patient und Therapeut führen. Es ist abzuwarten, ob eine verbesserte therapeutische Beziehung mittelfristig zu mehr Offenheit führt. Auf der anderen Seite kann eine forensische Therapie nicht als erfolgreich gelten, wenn im Laufe der Therapie kein klares Bild über das Delikt entsteht.

Ad b) Vermeidung des Delikt-Themas:

Auch hier ist ein bedingter Therapiebeginn möglich, wenn der Patient eine nachvollziehbare Therapiemotivation aufweist. In bestimmten Fällen ist das Delikt auch für den Täter ein Trauma gewesen. In diesem Fall muss der Therapeut versuchen, Anschluss an das psychische Material zu finden, das mit dem Delikttrauma verbunden ist. In anderen Fällen repräsentiert die Vermeidung des Delikt-Themas eine Beschämung oder Angst vor einer Verachtung durch den Therapeuten. Gerade diese Gefühle müssen im Zusammenhang der Übertragung gedeutet und schrittweise aufgelöst werden.

## Literatur

- Hoffmann SO (2000) Angst – ein zentrales Phänomen in der Psychodynamik und Symptomatologie des Borderline-Patienten. In: Kernberg O, Dulz B, Sachsse U (Hg) Handbuch der Borderline-Störungen: Stuttgart, New York: Schattauer, 227-236
- Kernberg O (1992) Schwere Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart: Klett-Cotta
- Lackinger F (2004) Übertragungsfokussierte Psychotherapie mit forensischen Patienten. Unveröffentlichtes Manuskript

*Anschrift der Verfasserin:  
Mag. Doris Fischer-Danzinger  
Einwaggasse 23/12, 1140 Wien  
doris.fischer@existenzanalyse.org*

# Leben in der Enge – Lernen von der Weite

Peter Winzeler

*In diesem Vortrag wird über die Erfahrungen aus einem erlebnispädagogischen Projekt auf einem Segelschiff für weibliche und männliche Jugendliche (6 Gruppen mit insgesamt 40 Jugendlichen), die sich in länger dauernden akuten Krisen oder Gefährdungssituationen befanden, berichtet.*

*Es werden die drei Bereiche des Zusammenlebens dargestellt, das Schiff mit seinen Randbedingungen, die BetreuerInnen und die Jugendlichen. Zwei Teams und zwei Jugendliche werden stellvertretend hervorgehoben.*

## 1. Einleitung

Als erstes möchte ich an dieser Stelle den Jugendlichen für das Vertrauen danken, das sie mir geschenkt haben. Sie hatten so viel Vertrauen, dass sie mir im Laufe der Reise eine Welt, ihre Welt eröffnet haben, die ich sonst nicht erlebt hätte. Ich durfte durch und von den Jugendlichen sehr viel lernen. Durch diese Erfahrung habe ich mein Leben neu überdacht, und es wurde mir bewusst, wie viel Glück es war, dass mein Leben anders verlaufen ist als das der Jugendlichen, weil mir die Chance gegeben wurde, Menschen zu treffen, welche mir jeweils an zentralen Punkten in meinem Leben weiterhalfen.

Ich bin in meinem Erstberuf Fachingenieur für Systemtechnik. Ich habe 30 Jahre Hochseerfahrung vor allem mit Regattasegeln. Ich war in England auf der Seefahrtsschule und habe acht Jahre als Kapitän in verschiedenen Anstellungen gearbeitet, vier Jahre davon als Kapitän und Betreuer in einem sozialpädagogischen Projekt. Ich habe die Ausbildung zum Erwachsenenbildner und zum Organisationsberater und Coach gemacht und bin seit zehn Jahren selbständiger Berater, Coach und Trainer in Chur (CH).

Was mich sicher für die Rolle des Kapitäns auszeichnet, ist das Interesse an Menschen, wie sie die Probleme im Alltag angehen und der Wille, mich mit diesen Jugendlichen zu reiben. Ich wollte auch etwas von meinen Erfahrungen in dieser Lebensform weitergeben.

Ich bin kein Therapeut und erwarten Sie von mir auch keinen Therapie-

bericht. Ich versuche die Zeit auf dem Schiff unter den Aspekten, welche sich aus dem Blickwinkel dieses Kongresses ergeben, zu schildern.

## 2. Das Schiff als Therapieraum

Jugendliche werden aufgrund unterschiedlicher Indikationen von den Behörden (Justiz bzw. Sozialamt), vereinzelt auch privat, einer Therapieeinrichtung zugewiesen. Die Behörden, vertreten durch den so genannten Versorger, waren denn auch die Kostenträger der Institution. Bezahlt wurde nach Tagessätzen, welche im Rahmen von vergleichbaren Therapieeinrichtungen waren.

Bei der Seefahrt gibt es in der Schweiz eine Zeit vor und eine Zeit nach Alinghi. Die Schweiz als Siegerin im America's Cup, der Formel 1 des Segelns, gehört heute zu den Seglernationen. Obschon viele Schweizer zur See fahren, ist die Seefahrt in der Öffentlichkeit nicht sehr verwurzelt. Landläufig tönt es etwa: „Ein bisschen Böötlifahren!“ Oder: „Was tun Seeleute außer saufen und ins Puff gehen?“ Entsprechend dieser vorgefassten Meinung wurden uns Jugendliche zugewiesen, für die man eigentlich die Hoffnung auf eine Änderung in ihrem Lebensskript aufgegeben hatte oder einfach nicht wusste, was mit den Jugendlichen zu tun wäre. Zu Beginn war es vor allem ein Kreis der Jugendlichen mit langer Heim- oder Gefängniserfahrung. Da waren Jugendliche dabei, die mit 19 Jahren das erste Mal einen Erwachsenen 24 Stunden um sich erlebten. Ihr großes Aha-Erlebnis war die Entdeckung, dass Erwachsene auch Probleme und nicht

einfach alles im Griff haben. Die Jugendlichen waren von kräftiger Statur und muskulös.

Später änderte sich das Umfeld, aus dem die Jugendlichen zu uns kamen. Sie kamen vermehrt aus der Wohlstandsverwahrlosung, oder weil sie im Leben keinen Sinn sahen. Man erhoffte sich, dass durch die Distanz zur Schweiz auch eine Distanz zu Freunden und Szene möglich wurde. Sie waren eher von feiner Statur und dröhnten sich mit Drogen zu, weil ihnen das Leben nach ihrer Empfindung zuviel abverlangte, sie irgendwie orientierungslos im Leben standen und nicht wussten, was mit dem Leben anzufangen sei. Es kam mir vor wie der Ruf: Haltet die Welt an, ich will aussteigen! Ihr Äußeres war schrill oder mindestens auffällig.

Sie lebten in der Szene, wurden aufgegriffen und in ein Heim gesteckt. Im Heim gab es nur einen Gedanken: abhauen, und sie gingen „auf Kurve“. So lebten sie wieder in der Szene oder als Stadtindianer und der Kreislauf begann von vorne. Ihr Lebensinhalt war das Organisieren des Lebensunterhaltes in Form von „mischeln“ oder stehlen. Ein Beispiel: Sie wussten, wann die Einkaufszentren ihr abgelaufenes Gemüse zum Abholen herausstellten. Viele von ihnen hatten hohe Fertigkeiten im „Organisieren“. Die Leistung, das Geld für den täglichen Drogenbedarf zu organisieren, ist nicht zu unterschätzen.

Ihr Ideenreichtum zur Lösung des Problems war beachtenswert. Leider war ihre Energie dabei häufig außerhalb der gesetzlichen Toleranz.

**2.1 Zeitlicher Ablauf der Schiffszeit**  
Insgesamt waren es neun Monate, die sich wie folgt aufteilten:

*Ein Monat in der Schweiz:*

- Abklärungsgespräche mit den Versorgern;
- Zusammenfügen der Gruppe;
- Vorarbeiten für das Schiff;

- Lernen der Seemannsknoten;
- Tagesstrukturen.

*Ein Monat das Schiff für den Törn bereitstellen:*

- Kennen lernen des Schiffes;
- Namen der nautischen Einrichtungen;
- Identifikation der Gruppe mit dem Schiff (Heimat);
- Finden der inneren Bereitschaft für die Schiffszeit;
- Klarheit der Randbedingungen;
- Bilden der Kleingruppen/Wachstruktur;
- Arbeitsrhythmus;
- Seemannschaft;
- Notfallübungen;
- Reparaturen.

*Sechs Monate Fahrzeit*

*Ein Monat für die Suche eines Nachfolgeprogramms:*

- Ablösung von der Schiffszeit;
- Gespräche mit den Versorgern für eventuelles Nachfolgeprogramm;
- Auflösen der Gruppe.

## 2.2 Organisation der Betreuung

*Allgemein*

Es gab vier Betreuer<sup>1</sup> und acht Jugendliche, dabei hatte jeder Betreuer zwei Jugendliche.

Durch den Status der Selbstversorgung hatte jeder Betreuer noch zusätzliche Aufgaben.

*Schiff und Zeit auf dem Meer*

Die nautische Führung lag in der Hand des Kapitäns und eines Stellvertreters. Die therapeutische Leitung war Aufgabe der Psychologen oder Sozialarbeiter.

Die Gruppe wird in ein Wachsystem von drei Gruppen mit jeweils zwei mal vier Stunden eingeteilt. Es sind dabei Aufgaben zu erledigen wie Reparaturen am Schiff, Brot backen, Deck reinigen, Frühstück, Mittagessen und Nachtessen richten, Abwaschen und Schiff aufräumen.

*Schiff und Zeit im Hafen*

Die Tätigkeiten waren:

- Bunkern von Esswaren, Wasser und Diesel;
- Reparaturen;

- Ausflüge;
- Berichte.

Es gab gemeinsame Arbeitszeiten, wenn Gelegenheit war wurden kulturelle Anlässe besucht. Es gab Ausgang bzw. Landgang.

## 3. Eckpfeiler des Zusammenlebens

### 3.1 Allgemeines

Im Wesentlichen ist eine Situation auf dem Schiff folgenden Faktoren unterworfen:

- Schiff mit der Seemannschaft und dem Lebensrhythmus auf dem Meer (Entdeckung der Langsamkeit, beschränkter Lebensraum);
- Gruppe mit den jeweiligen Interaktionen;
- Meer als Lebensform und -raum (bei dem alles in Bewegung ist; bei dem vieles so weit ist, so unendlich ist; bei dem vieles im Leben so endlich wird).

Was mich von Beginn an bei der Arbeit mit den Jugendlichen immer wieder erstaunte war, wie die Jugendlichen hoch intellektuell und sehr analytisch über ihre jeweiligen Diagnosen reden konnten. Das hatte für mich immer etwas Absurdes. Es hatte selten einen wirklichen Bezug zu ihnen. Mir kam es vor wie der Spruch: „Vor 14 Tagen wusste ich nicht wie man Inschinör schreibt und jetzt bin ich einen!“ Die zugewiesenen Defizite trugen sie oftmals wie Orden auf der Brust.

### 3.2 Randbedingungen des Schiffes

Das Schiff war eine Therapieeinrichtung, die nicht nur in der physischen Distanz fern der Heimat war. Das Leben an Bord ist eine eigene Welt. Bei allen Gesprächen mit der Koordinationsstelle wurde einem immer wieder bewusst, wie weit die Erlebniswelten von Schiff und Schweiz auseinander waren.

Das Leben an Bord war geprägt von eigenen, nicht immer klar benennbaren Interaktionen. Jede Gruppe gab sich innerhalb von zwei bis drei Wochen eine eigene Kultur. Auffallend war für mich immer wieder, wie die Sprache als erstes Zeichen die Gruppenkultur sichtbar machte. Eine Gruppe hat es geschafft,

sich nur noch mit 13 verschiedenen Wörtern zu unterhalten, und trotzdem wusste jeder was los war. Äußere Zeichen waren auch äußere Gemeinsamkeiten, sei es in kleinen oder größeren Zeichen. So hat eine Gruppe am Tallship Race mit roten Kopftüchern, Jeansjacken mit abgeschnittenen Ärmeln, das Image des Schiffes, das Pirata hieß, nach außen getragen. Wie sich die Jugendlichen sahen, zeigte sich immer wieder in aberwitzigen Details.

Was immer wieder erstaunte war, wie die Jugendlichen sich nach etwa drei Wochen mit dem Schiff identifizierten. Es war eine merkwürdige Liebesbeziehung, die den Jugendlichen eine „Heimat“ bot. Diese Liebesbeziehung hatte etwas ganz Reales, Persönliches. Etwas, das weit über eine Identifikation mit dem Schiff als Lebensraum hinausging.

Man war entweder in dieser Welt drinnen oder man war draußen. Mit der Koordinationsstelle in der Schweiz zu telefonieren konnte ohne weiteres einen Betreuer einen Tag beschäftigen: Bis die Verbindung geklappt hat und alle Informationen ausgetauscht waren brauchte es meist mehrere Anläufe.

Das beschränkte Raumangebot sorgte dafür, dass viele Reibungsflächen allein durch diesen Umstand vorgegeben waren. Einander ausweichen war unmöglich. Ein Holzschiff ist so ringhörig wie der Klangkörper eines Instrumentes. Trotz verschiedener Kabinen ist die physische Nähe permanent da, ein Rückzug praktisch unmöglich. Es fehlt der Sichtkontakt, doch bleiben die Geräusche und Gerüche. An Deck wird einem die Beschränkung des Raumangebotes noch bewusster. Diese Enge gibt einerseits Geborgenheit in der weiten Welt des Meeres, aber andererseits auch einen permanenten Druck. Das Leben an Bord lässt praktisch kein Privatleben zu. Post von zu Hause gibt es nur in den größeren Häfen etwa zwei bis dreimal pro Törn. Besuche aus der Schweiz bringen die Post mit. Telefone sind nur über Funk möglich, und das ist mit Stress für alle verbunden. Motor

<sup>1</sup> Der leichten Lesbarkeit halber wird nur die männliche Form verwendet.

laufen lassen und langes Warten auf eine Funkverbindung. Meist ist nur eine kurze Mitteilung an den Funker von Bern Radio möglich. Diese Telefonate sind so privat wie ein Inserat in der Zeitung.

Die längeren Zeiten auf See verlangsamten den eigenen Rhythmus. Alles geht im Rhythmus des Schiffes, nur unterbrochen, wenn es ein Manöver mit dem Schiff gibt. Wecken, aufstehen, Rudergehen oder Arbeiten der Wache erledigen – durch das Schaukeln des Schiffes ist alles anstrengender als an Land, und man geht wieder schlafen. Absuchen des Horizontes nach Schiffen oder in der Nacht nach Positionslichtern lässt es zu, dass man vermehrt den eigenen Gedanken nachgeht. Das Rudergehen ist etwas sehr Ruhiges und verlangt nach extremer Langsamkeit. Wenn am Steuerrad gedreht wird passiert durch die Größe und Trägheit des Schiffes erst einmal gar nichts. Wenn das Schiff sich anfängt zu drehen und man gibt zuviel Gegenruder, schaukelt sich das Schiff immer mehr zu einem unruhigen Zickzackkurs auf. Als Kapitän schläft man selten tief. Das Ohr und die Aufmerksamkeit sucht jede Veränderung im Wellenschlag an der Bordwand, und jede Bewegung an Bord wird registriert. Kursabweichungen von mehr als fünf Grad rufen dann schon den „Alten“ an Deck, und daran hat niemand Interesse. Die Crew kennt man am Schritt. Das braucht keineswegs so auffällig zu sein, wie das Holzbein bei Ahab im Moby Dick.

Stürme stellen hohe Anforderungen an die Konstitution der Besatzung. Da sieht man die Mitglieder der anderen Wachen nur bei den Manövern. Jeder Schritt an Deck ist eine Herausforderung und verlangt große Achtsamkeit, weil man sonst von einer Welle geduscht wird, oder man schlittert von einer Welle getrieben über das Deck. Das Gehen ist geprägt von der Bewegung des Schiffes, ein Schritt geht steil bergauf und der nächste dann gleich wieder nach unten. Die großen Wellen sind wie im Lift eingeschlossen sein, wie ständiges pendeln zwischen dem Parterre und dem sechsten Stock.

Noch schlimmer sind die Flauten.

Das Verdammt sein zum Warten treibt die Besatzung an die Grenzen des Erträglichen. Das sind therapeutisch besonders wertvolle Zeiten. Der Wunsch an den Kapitän, den Motor doch bitte laufen zu lassen um weiterzukommen, wird mit den unterschiedlichsten Versprechen verknüpft.

Die langen Seereisen sind ein wesentlicher Bestandteil der Therapie. Zu einer Reise aufbrechen hat immer auch etwas mit dem Aufbrechen der eigenen Krusten zu tun. 20 bis 30 Tage auf See ohne Sicht auf Land und Ablenkung, konfrontiert jeden und jede mit sich selbst. Die 2789. Welle ist nicht viel anders als die 10476. Nach einer Woche sind die Batterien in den Geräten schlapp, und der Walkman oder der Bordradio eiert nur noch vor sich hin. Die Inhalte der Tonträger kennt sowieso jeder auswendig. Nach 500 Mal Pink Floyd „The Wall“ wird es zur Tortur. So bleibt einem schlussendlich nur der treueste Begleiter im Leben und es beginnt die Beschäftigung mit sich selbst. Die dreidimensionale Bewegung des Schiffes hilft, dass die „eigene Welt“ mit anderen Augen gesehen wird. Horizontal und vertikal sind nicht mehr klar erlebbare Richtungen. Ausdruck einer veränderten Wahrnehmung ist, wenn bei der Ankunft in einem kleinen Hafen, der mehr Dorf als eine Stadt ist, die Jugendlichen, denen keine Disco zu hektisch und kein Film nervös genug sein kann, bei einem Landgang nach einer Viertelstunde wieder an Bord kommen, um sich über die Hektik und Überflutung der Sinne zu beklagen.

Dieses Verlangsamten im Lebensrhythmus wird mit jeder Seemeile zusätzlich spürbarer. Mit der Verlangsamung steigt der innere Energiepegel. Das Aufbrechen der Krusten wird immer sichtbarer. Die Krusten, bestehend aus unendlichen Verletzungen, die – wie ein Panzer – das Lebendige, Weiche bei den Jugendlichen umschließen, ähnlich einem Panzer bei einem Krebs – diese Krusten zeigen Risse, und das Lebendige wird sichtbar und beginnt über die dunklen Seiten der Vergangenheit zu strahlen.

### 3.3 Realitäten im Schiffsbetrieb

Es wurde zwar immer verlangt, dass jeder Törn ein pädagogisches Konzept vorlegt, doch die Realität hat etwas anderes aufgezeigt. Trotz Konzepten und dem Willen diese auch zu leben, kam die Person des Kapitäns unvermeidbar ins Zentrum und unterwanderte die Arbeitsteilung von nautischer und pädagogischer Leitung auf See immer wieder. Die Jugendlichen richteten sich auf den Kapitän aus als dem Mann, an dem sie Mass nehmen. Die Projektionsfläche der Figur „Kapitän“ ist in ihrer Ausgestaltung tief in der Phantasie der Menschen als etwas geradezu Archaisches verankert. Da sind so viele Sehnsüchte und Wunschvorstellungen damit verbunden, die wenig bis gar nichts mit der realen Person gemein haben. Ein Aspekt der Projektion ist sicher, dass die Person ganz oben in der Hackordnung und fern dem Festland mit fast grenzenloser Macht über Leben und Tod ausgestattet scheint. Das wird als Bild und Vorstellung durch Philosophen (Foucault), in vielen Geschichten (Meuterei auf der Bounty, Moby Dick) oder Filmen (Piratenfilme, Das Boot) auch genutzt. All dies macht die Rolle des Kapitäns zu der zentralen Identifikationsfigur.

Die Projektionsfläche macht wiederum den Spielraum dieser Rolle eng und hat seine Tücken. Es wird sehr viel vom Inhaber dieser Rolle verlangt und sie ist alles andere als einfach zu erfüllen. Was immer der Kapitän macht, alle zeigen auf ihn. Es hat aber auch seine Chancen. Man kann sich gegen diese Identifikation mit viel Kraft auflehnen, oder man kann die Möglichkeiten dieser Rolle nutzen. Die Verführung durch die Macht ist nicht zu unterschätzen. Von mir darf ich sagen, dass das Interesse an der Auseinandersetzung mit der Crew und den Jugendlichen zum Glück immer größer war als mein Interesse an der Figur des Kapitäns.

Meine männliche Identifikation, die ich auch immer versucht habe zu leben, entspricht weder dem allgemeinen Bild Mann, noch der vorherrschenden Vorstellung von Kapitän oder „Seewolf“. Diese Jugendlichen haben mich immer

wieder an meine Schwachstellen heran geführt und neu hinterfragt, ob mein Leben auf See eine Lebensform, ein Abenteuer oder einfach ein Ausbruch ist. Meine Bereitschaft mich nicht hinter der Rolle zu verstecken, sondern mich auf eine Auseinandersetzung einzulassen, das war meiner Meinung nach ein wesentlicher Beitrag in dieser Therapieform. Für mich war es immer eine Einladung an die Jugendlichen, sie auf ein Stück Lebensweg in meine damalige Lebensform einzuladen. Mein Leben auf See war mir mehr Pilgerreise als ein Abenteuer, die ich aus verschiedenen Gründen gewählt habe. Ich habe mich, zwischen Kloster und See, für die See entschieden. Vielleicht war es mir auch deshalb möglich, die Rolle des Kapitäns in meinem Verständnis eher als Vaterfigur, in homerischem Sinne, denn als abgehobene Leitfigur zu leben. Die spirituellen Seiten des Lebens an Bord, die unendliche Weite der See, der ewige Rhythmus der Wellen, die unendliche Ruhe der Nacht – diese Momente öffnen jeden von uns und machen das Vertrauen in die Kraft eines höheren Wesens erfahrbar. Meiner Meinung nach fehlt uns eine solche Spiritualität auf unserem Weg durch den Alltag. Ich meine Spiritualität, nicht Religiosität.

#### **4. Das Team und seine Zusammensetzung**

Die Zusammensetzung des Teams, und die Interaktionen im Team, haben einen wesentlichen Einfluss auf das Leben an Bord und auf den Therapieverlauf bei den Jugendlichen. Was auch immer wünschenswert gewesen wäre; die Teambildung fand praktisch auf dem Schiff statt. Man sah sich meist noch zu einem Nachtessen vor der Abreise zum Schiff. Später hat sich dies verändert, doch hatten es die Teams nicht einfacher in der Teamfindung. Der Verein schaute nicht auf lange Arbeitsverhältnisse, damit war ein großer Wissensabfluss verbunden.

Die Rekrutierung der Teammitglieder erfolgte vor allem aus Personen, welche zwischen Ausbildung und Berufseinstieg standen. Jedes Team war anders. Ich möchte zwei Teams herausgreifen und beleuchten, um meine Erfahrungen darzulegen.

Eines der Teams wurde von einer Psychologin als pädagogische Leiterin geführt. Sie hatte eine langjährige Erfahrung als Supervisorin und als Psychologin mit eigener Praxis. Sie hatte jedoch keine praktische Erfahrung mit solchen Jugendlichen in einem solchen Umfeld und keine nautische Erfahrung. Sie hatte dem Verein ein pädagogisches Konzept vorgelegt, das von den Psychologen im Verein als beispielhaft bezeichnet wurde. Auf dieser Reise wurden der nautische und der therapeutische Betrieb klar getrennt. Es war meine erste Reise mit den Jugendlichen, und es war für mich eine lehrreiche Erfahrung. Das Team wurde immer wieder darin geschult, wie die Gespräche geführt werden müssen und wo mögliche Klippen sein könnten. So verliefen die Gespräche mit den Jugendlichen immer sehr strukturiert. Für mich bekam das Leben an Bord – geformt durch dieses Team – den Eindruck eines schwimmenden Heims. Niemals wieder war für mich der Unterschied zwischen den Welten der Erwachsenen und jener der Jugendlichen so stark. Wie schon gesagt, es war mein erster Törn mit den Jugendlichen und so habe ich das Symbol unterschätzt als drei Jugendliche im Hafenzug auftauchten. Das Machogehabe dieser Jugendlichen eskalierte dann auf See und führte zu einer Meuterei der Jugendlichen. Die Situation an Bord und die aufkommende Wetterlage, zwangen mich, schon aus Sicherheitsgründen, über die bestehende Teamstruktur hinweg eine hierarchische nautische Struktur zu installieren. Das Team bekam Risse und machte meinen Job an Bord zu einer sehr einsamen Sache. Es wurde nicht einfacher dadurch, dass sich die Jugendlichen offen mit mir solidarisierten. Die Wettersituation zwang uns alle, einen kühlen Kopf zu bewahren. Ich habe auf keiner Seereise jemals wieder bei den Jugendlichen eine solche Aggressivität erlebt.

Bei der Reflexion dieses Vorganges, steht nach meiner Meinung die Vorstellung der Jugendlichen vom Schiff im Zentrum: Das Schiff als schwimmendes Heim wollte nicht in ihre Vorstellung des Lebens an Bord passen. Ihre

Identifikation mit dem Schiff und dem Leben an Bord war bestimmend für ihren Entscheid.

Im Ablauf der Schiffsphase gab es, neben den Identifikationsphasen, auch andere Phasen bei der Grundhaltung der Jugendlichen. So gab es die Phase in der die Werthaltung der Betreuer ohne weiteres angenommen wurde. Es kam dann die Phase der Rebellion, oder das Hinterfragen dieser Werthaltung, und dem Finden und Ausleben der eigenen Werthaltung.

Das zweite Team, das ich herausgreifen möchte, war letztlich geprägt durch die Wechselwirkung von einem Psychologen ohne praktische Erfahrung auf See und mir. Wir arbeiteten nicht nach einem Konzept, sondern nutzten die Unterschiede unserer Lebenshaltung in der Auseinandersetzung mit den Jugendlichen. Vereinfacht könnte man sagen: Das Spielerische war die Sache des Psychologen und das konkret Notwendige war meines, ohne damit etwas über die Qualität unserer Arbeit zu sagen. Die beiden Frauen im Team waren sehr mit sich, bzw. ihrer Situation an Bord beschäftigt, und trotz unserem Bestreben sie mehr ins Team einzubinden, gelang es nicht. Es wäre uns allen wichtig gewesen das Cliché der Männerwelt an Bord zu durchbrechen, doch verstärkte es sich eher. Wir beiden Männer waren in den jeweiligen Führungspositionen und die Konstellation, sowohl im Team, als auch in der Gruppe, entfachte eine Dynamik, die sich an den Männern orientierte. Wir hatten ein paar außergewöhnliche nautische Herausforderungen zu meistern. So ist uns bei dichtem Nebel im englischen Kanal der Radar ausgefallen. Aus verschiedenen Gründen drohte die Situation an Bord zu eskalieren und ich kam vier Tage nicht in die Koje. Nur das tiefe Vertrauen unter uns Männern gab uns den Rückhalt Entscheidungen zu treffen, die offenbar die Richtigen waren.

Wir beide waren sehr an der Lebensgestaltung der Jugendlichen interessiert. Voller Interesse haben wir immer wieder spontane Gespräche, über das Leben und wie es zu gestalten wäre initiiert. Wir durften viele Fortschritte bei den

Jugendlichen erleben. Ich bin fest überzeugt, das geschah aus der Wechselwirkung unserer Lebenshaltungen. Unser Interesse, gepaart mit dem Einständnis unserer eigenen Unvollkommenheit, gab diese Mischung von Spontaneität, Ernsthaftigkeit und Lust Neues zu versuchen. Wenn ich heute in meine Aufzeichnungen schaue, so bin ich immer wieder überrascht, wie häufig wir intuitiv das Richtige taten. Wir Männer hatten eine große gegenseitige Wertschätzung, welche heute noch anhält. Diese Leichtigkeit des Seins war auch für die Jugendlichen ansteckend.

Ein wichtiger Punkt scheint mir dabei die Erfahrung der Jugendlichen, dass viele Interaktionen zwischen ihnen und der Umwelt aus gegenseitiger Verachtung bestand. Auf dem Schiff erlebten sie gebraucht zu werden, für die Manöver und den Alltag des Bordlebens. Das gab ihnen die Möglichkeit, die aufgeladenen Muster abzulegen, sich anders zu verhalten und damit Neues zu erfahren.

Die Frauen auf dem Schiff hatten es nicht leicht. Zwei Aspekte scheinen mir wichtig zu beleuchten: Erstens die Konfrontation mit dem Frauenbild, welches die Jugendlichen mitbringen und zweitens sind viele der Frauen in ihrer Ausbildung einen Weg der Emanzipation gegangen, der jetzt standhalten musste. Das Leben an Bord stellt Fragen an unsere Existenz.

Was an therapeutischer Herausforderung den Jugendlichen zugemutet wurde, gilt auch für uns als Teil der Crew. Auch wir machen einen Weg zu uns selber. Dieses Eintauchen in die Welt des Schiffes traf fast alle, nicht nur die Frauen, unvorbereitet. An Bord galt nur das reine Leben. Andererseits kenne ich keine andere Männergesellschaft, welche so durch ihre weiblichen Energien zusammengehalten wird, als die der Seeleute. Aber das wäre ein Thema für ein anderes Referat.

## 5. Die Jugendlichen

Wie bereits angedeutet entwickelte jede Gruppe ihre eigenen Muster des Verhaltens und der Kommunikation. So

hat ein Jugendlicher, der aus einem anthroposophischen Heim kam, die Geflogenheit eingeführt, dass die Gruppe von Punks in Ledermontur, jeden Morgen die Kollegen und das Team mit Händeschütteln zu begrüßen.

Das war für die Besucher fast ein Schock, weil sie die Ernsthaftigkeit dieser Geste nicht einordnen konnten.

Unter den rein männlichen Gruppen tauchte das Thema Gewalt in jeder Form auf. Der Umgang mit dem Thema war immer auch eine Herausforderung für das Team.

Auf einer Reise hatten wir die eine Hälfte Mädchen und die andere Hälfte Jungs. Im Unterschied zu den rein männlichen Gruppen war da auffällig, wie die Fragen rund um das Thema Gewalt in den Hintergrund traten, und die Paarbeziehung in den Vordergrund kam.

Ich möchte aus den Jugendlichen zwei Beispiele herausgreifen. Beide zeigen typische Verhaltensmuster und stehen stellvertretend für die ganze Gruppe.

### *Thomas*

Der erste Jugendliche, nennen wir ihn Thomas, kam im Alter von drei Wochen in ein Heim. Thomas neigte zu Riesenwachstum und wurde im Alter von 16 Jahren mit Hormonen im Wachstum gebremst. Thomas war 2.15 Meter groß, mit sehr schlanker, um nicht zu sagen magerer Statur. Thomas kam etwas später zu der Gruppe und hatte schon aus diesem Grund einen schweren Stand in der Gruppe.

Das Outfit von Thomas war sehr auffällig. Ein grellgrünes Neon Stirnband schmückte seinen Kopf, zusätzlich zu der Irokesenfrisur. Ein leuchtend rotes T-Shirt umflatterte seine schmale Brust wie eine Fahne den Mast. Seine Hosen waren ein knalliges Gelb, und der breite Nietengurt saß so tief wie der Colt von John Wayne. Seine Füße steckten in nicht zu übersehenden Westernstiefeln der Größe 56.

Thomas weigerte sich am Anfang, sich in die Gruppe einzufügen und nässte

alle eineinhalb bis zwei Wochen das Bett. Dieser Geruch förderte nicht die Zuwendung der Jugendlichen. Körperhygiene war für ihn ein Fremdwort. Seine Intelligenz war eher unterdurchschnittlich. Auffällig war sein unterschiedliches Verhalten im Hafen und auf See. In der Kleingruppe auf See konnte er sich viel besser einfügen und seine Aufgaben einigermaßen verrichten. Im Hafen war er immer am Rande der Gruppe und sein Verhalten eher schwierig. Es kam immer wieder zu verbalen Auseinandersetzungen.

Durch seine Größe und sein Verhalten waren Landgänge mit ihm etwas ganz besonderes. Es war auch für mich nicht immer einfach, da man mit ihm überall aufgefallen ist, und die Leute einem nach starrten. Wir feierten im Team die kleinen und grösseren Erfolge mit Thomas. Zum Beispiel als wir Thomas dazu bewegen konnten, weniger auffällige Kleider zu tragen, zweimal in der Woche die Zähne zu putzen und sich gelegentlich zu waschen. Mit seinem Betreuer entwickelte Thomas ein gutes Verhältnis, das ihn zu immer neuen Veränderungen anspornte. Er machte uns zusehends Freude und die Integration in die Gruppe kam voran, doch sein Verhältnis zu beiden Frauen im Betreuer-team war eher schwierig und von heftigen verbalen Attacken gekennzeichnet.

Durch seine Größe war seine Wahrnehmung immer wie bei den Doppelstockbussen in London. Er oben, und ich unten, mit den entsprechend unterschiedlichen Wahrnehmungen. In Spanien musste er sich an der Bar immer hinknien, um mit dem Kopf in etwa auf gleicher Höhe mit den anderen Gästen zu sein. Er wurde auch immer von den Leuten richtig angestarrt, was dazu führte, dass niemand mit ihm auf Landgang wollte.

Thomas blieb in den Gesprächen sehr verschlossen: Unter einer ruhigen Oberfläche war viel Wut und Aggression zu spüren. Wir wussten, dass Thomas viel Zurückweisung erfahren haben musste. Seine Mutter gab ihm eine Adresse in Norddeutschland, an die er all seine Post sandte. Doch er wusste,



dass die Mutter in der Nähe von Schaffhausen lebte.

Auf den Kap Verden freundeten sich die Jugendlichen mit der Besatzung eines Deutschen Bergungsschleppers an. Solche Schlepper sind überall dort auf den Meeren anzutreffen, wo die Möglichkeit besteht, Schiffe, die in Seenot geraten, zu bergen. Mit zwei Bergungen pro Jahr haben sie gut verdient. In den Bereitschaftszeiten ist nur der Funker beschäftigt. Die Mannschaft weiß wenig mit sich anzufangen, und da ist Alkohol nicht weit. Die Jugendlichen waren schon mehrfach auf dem Schlepper und klönten oder spielten mit der Mannschaft Kartenspiele. Am dritten oder vierten Abend floss reichlich Schnaps, und auf dem Heimweg im Beiboot gab es unter den Jugendlichen Krach. Der Streit eskalierte, Thomas zog ein Messer und verletzte einen anderen Jugendlichen schwer am Ohr und fügte ihm auch eine Schnittwunde am Arm zu. Dieser Vorfall riss bei Thomas tiefe innere Wunden auf. Es war noch schwieriger mit ihm in Kontakt zu kommen. Schlussendlich wurde die Therapie von Thomas auf dem Schiff abgebrochen. Die Aggression lief vor allem gegen die Frauen in dem Betreuersteam und löste viele Ängste aus. Ich war der Einzige, der auf ihn noch Einfluss hatte. Das war für uns beide eine sehr intensive Zeit. Er bat mich, ihm zu helfen, einen Brief an seine Mutter zu schreiben. Sinngemäß ging es darum, dass er ein Jahr arbeiten will, um seine Mutter im nobelsten Restaurant von Zürich, der Kronenhalle, zum Nachtessen einladen zu können. Einzige Bedingung war, dass die Mutter ihm eine halbe Stunde zuhört. Er wollte ihr einfach mal sagen, was so in ihm vorgeht. Die Erarbeitung dieses Briefes war etwas vom Bewegten, was ich je erlebt habe. In dieser Situation hätte ich mir sehr gewünscht, dass ich mehr therapeutische Erfahrung gehabt hätte. Die Institutionen in der Schweiz organisierten für ihn zwei Wochen Ferien in Klosters. Aus diesen Ferien wurde er in die psychiatrische Klinik überwiesen. Ich habe ihn da besucht, aber er hat mich nicht erkannt. Ich bin der festen Überzeugung, dass er sich für das Schiff so etwas wie eine letzte Chance gab, um seinem

Leben einen Sinn zu geben. Seine Hoffnungen, die sich anfangs auf dem Schiff in Form der kleinen Schritte erfüllten, führten dann aber doch nicht zu dem erhofften Erfolg. War es für ihn einfacher, den Schritt in die Psychose zu machen, als sich der Enttäuschung zu stellen? Es erschien mir wie ein Wechsel in eine andere, für ihn erträglichere Welt.

*Paolo*

Der zweite Jugendliche, ich möchte ihn Paolo nennen, hat einen anderen Hintergrund. Paolo ist ein Jugendlicher in zweiter Generation von Einwanderern aus Italien. Er hat früh seinen Vater verloren und lebte mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern in Zürich. Paolo war viel mit anderen Secondos in der Stadt unterwegs. Als er aufs Schiff kam, war er 15 Jahre alt. Wenn man ihn sieht schätzt man ihn wesentlich älter ein durch seine Art, sich wie ein italienischer Gigolo zu kleiden. Paolo hat mit 13 Jahren irgendwie zwei Prostituierte organisiert, die für ihn arbeiten. Damit sorgt er dafür, dass seine Schwestern studieren können. Niemand fragt nach, woher Paolo sein Geld hat. Bei einer Polizeirazzia im Milieu wird er von der Sittenpolizei aufgegriffen. Mutter und Sozialamt sind von der Situation überfordert, und so kommt Paolo aufs Schiff.

Für Paolo gibt es auf dem Schiff zwei Leben: Das Leben auf See und das Leben im Hafen. Auf See ist Paolo ein fröhlicher, lebenslustiger Bub, der oftmals nicht weiß, was er mit seiner übersprudelnden Energie anfangen könnte. Mir ist immer noch dieses Bild vor Augen, wie er am Ruder, die italienische Gastlandflagge an seiner Bluse befestigt und mit einem Arm nach außen hält, mit der anderen Hand steuert und dazu Arien von Verdi singt.

Kaum kommt der Geruch von Land auf, verändert sich Paolo. Aus dem Buben wird ein melancholisch abgeklärter Stenz, der sich langweilt und irgendwie des Lebens überdrüssig ist. Gel in die Locken, die italienische Designjacke montiert und Paolo ist wie aus dem Film „Rocco e sui fratelli“ von Visconti. Die

Frauen in den Häfen reagieren sehr stark auf ihn. Das ist auch ein zentrales Thema der Gespräche. Sein Kontakt bleibt an der Oberfläche. Er identifiziert sich sehr mit mir, respektive seinem Bild, das er auf mich projiziert. Das geht soweit, dass er aus der gewaschenen Wäsche Hemden und meine Takelblusen zum Gebrauch entwendet, was zu intensiven Reibungsflächen zwischen uns führt. Sein Überprüfen ob das, was ich sage auch hält, stellt mich auf eine harte Probe. Wie ich schon gesagt habe, diese Momente sind es, in denen für mich immer wieder die Frage entstand: Wer fordert hier wen? Es war wie bei der Seefahrt: Sich gegen das Meer zu stellen, führt zum Zusammenbruch, weil die Energie, um zu bestehen, nicht ausreicht. Also gibt es nur die Möglichkeit mit den Energien zu gehen. Dieses Miteinander tanzen – sowohl mit den Jugendlichen, als auch mit dem Meer – hat mir und den Jugendlichen geholfen. Meine Lust, eine andere Art von Autorität zu leben, gab die Chance für die Jugendlichen zu einer anderen Art von Umgang mit Hierarchie.

## 6. Grenzen des Schiffes als Therapieraum

Die Grenzen und Möglichkeiten des Schiffes als Therapieraum werden durch das Meer gegeben. Förderlich ist die Situation an Bord. Der beschränkte Raum schafft Nähe, welche einen permanenten Prozess in Gang setzt. Die Spannung zwischen der Enge des Schiffes und der unendlichen Weite des Meeres spannt einen Bogen, der jeden Menschen an sein Innerstes führt.

Das Leben an Bord war Therapie. Die Kombination aus allem, das war die Therapie. Da gab es nicht eine Welt der Betreuer und eine Welt der Jugendlichen. Klar gab es Unterschiede, aber der Kern war die gemeinsame Gestaltung des Alltags. Normalerweise gibt es in einer Therapie ein Setting, in dem der Therapeut bewusst Interaktionen steuert. An Bord war ein solches Setting nur beschränkt möglich. Das Leben an Bord ist eine netzwerkartige Verflechtung von den gegenseitigen Beeinflussungen. Heute würde man vielleicht von ganzheitlichen Ansätzen reden. Die Erwachsenen

konnten nur wählen zwischen dem sich Einlassen, und dadurch Teil des Ganzen werden, oder dem sich Nicht-Einlassen, und daher nur ein Teil zu bleiben. Dieses sich selber ausschließen wurde von den Jugendlichen registriert und nur teilweise akzeptiert.

Ich sehe die Grenzen des Schiffes als Therapieraum vor allem in der Begrenzung der Möglichkeiten in Bezug auf die Therapiegestaltung an Bord. Ich finde die Zeit an Bord ist eine Erfahrung, welche die Menschen zu sich bringt, die bestehenden Panzerungen aufbricht und dadurch einen guten Einstieg in eine Therapie möglich macht. Ich meine aber auch, es ist nicht eine Möglichkeit für jede Frau oder jeden Mann.

Die größte Einschränkung erfährt ein solches Projekt durch die Anforderungen an die Betreuer. Die Ansprüche und die Belastungen sind sehr hoch. Die Anforderungen an den Kapitän verlangen viel Idealismus. Von den Betreuer wird ein extrem hohes Engagement verlangt, und die Entlohnung ist klein, um nicht zu sagen erbärmlich. Aus diesen

Randbedingungen erfolgen eine hohe Fluktuation und ein hoher Wissensabfluss.

Das Schiff ist idealerweise ein altes Schiff ohne technischen Schnickschnack. Dort, wo mit der Mannschaft – also mit den Jugendlichen – eine echte Zusammenarbeit erforderlich ist, geschehen die besten Erfolge. Eine Yacht kommt nicht in Frage. Ein altes Schiff erfordert vom Kapitän aber die klassische Seemannschaft, und das macht den Kreis möglicher Kandidaten nicht größer.

## 7. Fazit

Das Schiff ist ein guter Platz für verhaltensauffällige oder dissoziale Jugendliche. Ich denke, dass dort eine hervorragende Zeit ist, um sich im Leben neu zu orientieren und mit sich selber einen anderen Umgang zu finden.

Wenn man nach den Erfolgen fragt, ist zuerst zu definieren, was man unter Erfolg versteht. In Anbetracht der Einstufung der Jugendlichen durch die Be-

treuer und Versorger als Fälle mit wenig Chancen waren wir sehr erfolgreich. Wenn das Ziel eine autonome, innerhalb des Gesetzes verlaufende Lebensgestaltung ist, kann man sagen, dass ein Drittel sofort diesen Weg gewählt hat, ein Drittel eine Ehrenrunde mangels Nachfolgeprojekt gewählt hat und ein Drittel mangels Nachfolgeprojekt nicht wusste, wohin mit diesen guten Gefühlen und der Energie nach dem Törn. Es fehlte die innere Konsequenz, die nötigen Schritte mit dieser Energie zu vollziehen, und so wurde der Weg in die alten Muster vorübergehend vorgezogen. Dass der Verein damals keine vernünftigen Nachfolgeprogramme initiierte, war für mich ein wichtiger Grund für mein Aufhören.

*Anschrift des Verfassers:  
Peter Winzeler  
Alexanderstr. 38  
CH-7000 Chur  
p.winzeler@moins.ch*

GERALD GATTERER, ANTONIA CROY

## **Geistig fit ins Alter. Neue Gedächtnisübungen für ältere Menschen**

Wien/New York: Springer, 2002

Das Trainingsbuch enthält Gedächtnisübungen für ältere Menschen in drei Schwierigkeitsstufen. Spielerisch, bunt und gut lesbar gestaltet und in mehreren Auswahlmöglichkeiten werden Übungen für die Bereiche Konzentration, Merkfähigkeit, Wortflüssigkeit, logisches Denken, Rechenfähigkeit und räumliches Vorstellungsvermögen angeboten.

Der Abschnitt C ist für Menschen geeignet, die bereits an Alzheimer erkrankt sind. Er enthält wertvolle Hinweise für Betreuende, wie sie Halt und Orientierung im Alltag bieten können. Durch gemeinsames spielerisches Üben werden Nähe und Beziehung ermöglicht.

Ziel der Übungen ist es, möglichst lange Fähigkeiten zu erhalten, die ein selbständiges Leben ermöglichen. Das fördert den Selbstwert und gibt das Gefühl, etwas Sinnvolles für sich zu tun.

*Eva Dušek-Hess*

BATTHYANY ALEXANDER, BILLER KARLHEINZ,  
FIZZOTTI EUGENIO (HRG.)

## **Viktor E. Frankl. Gesammelte Werke. Band 2**

Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, 2006, 301 Seiten

Nunmehr liegt der zweite von insgesamt zwölf geplanten Bänden vor, die das gesamte, monumentale Werk von Viktor Frankl, d.h. seine sämtlichen Schriften, aber auch Reden, Notizen und transkribierte Interviews enthalten sollen. Bei dieser Gesamtausgabe wird aus drei Textquellen geschöpft: den zu Lebzeiten veröffentlichten Büchern und Artikeln, den im privaten Nachlass und im schriftlichen Privatarchiv Viktor Frankls enthaltenen Texten, Vorträgen, Interviews und Briefen sowie den transkribierten Tonband- und Videomitschnitten aus dem Medienarchiv des Viktor-Frankl-Instituts in Wien. Dazu zählt auch bisher unveröffentlichtes oder unzugängliches Material aus dem privaten Nachlass Frankls. Die Texte sind mit biographischen und werkgeschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen versehen, die als Verständnis- und Orientierungshilfe dienen. Jeder Band enthält überdies einen Bildteil mit historischem Material aus dem Privatnachlass, was den lebens- und wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang illustrieren soll. Insgesamt umfasst die vollständige Bibliographie Frankls 32 Bücher, über 640 Artikel, Vorträge und Interviews, das hier durch unveröffentlichtes Material noch ergänzt wird.

Die gewaltige Fülle des Materials gestaltet die Frage des Ordnungsprinzips offensichtlich schwierig. Die Herausgeber haben sich hierbei für eine weitgehend thematische Anordnung entschieden und der Vollständigkeit den Vorzug vor der Vermeidung von Wiederholung gegeben. Dieses Ordnungsprinzip unterscheidet die vorliegende Werkausgabe auch von den bisher im deutschen Sprachraum erschienen Editionen. Gleichzeitig lässt das Konzept jeden Band ein eigenständiges, in sich vollständiges Buch sein.

Ganz durchzuhalten ist das thematische Ordnungsprinzip aber nicht, weil Viktor Frankls Schriften und Reden eng mit seinem Lebensweg verknüpft sind. Deswegen behandelt der erste Band vornehmlich das KZ-Erleben und seine Verarbeitung, während sich der zweite Band vornehmlich mit Viktor Frankls Äußerungen als Psychiater zu den Problemen befasst, die sich im Nachfeld der Erfahrungen der nationalsozialistischen Diktatur und des Zweiten Weltkriegs stellten. Die Beiträge des vorliegenden Bandes sind in fünf Kapiteln zusammengefasst: 1. Synchronisation in Birkenwald. Eine metaphysische Conférence, 2. Psychologie und Psychiatrie des Konzentrationslagers, 3. Psychologische und philosophische Betrachtungen über die Kriegszeit (1946-1988), 4. Kleinere Beiträge und Manuskripte 1946-1949 sowie 5. Fragmente, Notizen und Exzerpte. Allein diese Kapitelüberschriften zeigen, wie schwierig es ist, das umfangreiche Material thematisch zu ordnen.

Am Ende des Bandes findet sich ein Personenregister, das bei konkreten Recherchen helfen kann. Es bleibt abzuwarten, ob der 12. Band ein Gesamtregister der Schriften enthalten wird und hoffentlich auch eine chronologisch geordnete Auflistung des Materials.

Nach dem Personenregister folgt noch eine Vorstellung von „Logotherapie und Existenzanalyse“, deren Autorenschaft nicht klar benannt ist und das für die vom Viktor-Frankl-Institut akkreditierten Ausbildungsinstitute wirbt. Das mutet schwer vereinbar mit einer wissenschaftlichen Gesamtausgabe an, zumal allgemein bekannt ist, dass sich mehrere Psychotherapierichtungen auf Viktor Frankl berufen. Trotzdem ist diese Gesamtausgabe, sofern sie das hält, was die ersten beiden Bände schon auf Grund ihrer Textfülle und ihres Bildmaterials versprechen, für jeden an Viktor Frankl Interessierten eine Goldgrube.

*Godela von Kirchbach*

## NEUE ARBEITEN AUS DER EXISTENZANALYSE UND LOGOTHERAPIE

In dieser Rubrik wollen wir den großen Fundus an Bearbeitungen existenzanalytischer Themen bekanntmachen. Es sollen sowohl in anderen Medien veröffentlichte wissenschaftliche Arbeiten zur Existenzanalyse als auch die Abschlussarbeiten zur Beratungs- und Therapieausbildung vorgestellt werden.

### ABSCHLUSSARBEITEN

#### **Die Arbeit mit einem Genogramm innerhalb eines psychotherapeutischen stationären Settings aus der Sicht der Logotherapie und existenzanalytischen Beratung**

P. Siegbert Braun

Ausgehend von der allgemeinen Beschreibung eines Genogrammes mit entsprechenden Einsatzmöglichkeiten wird der Blick auf wesentliche logotherapeutische Begriffe wie ‚Freiheit der Person‘ und der ‚Personenbegriff‘ überhaupt gelenkt. Dabei werden auch die Bedeutung der vier Grundmotivationen zur Sinnermöglichung der Person und die Methoden der Logotherapie und Existenzanalyse angeschaut. Von den Methoden werden die Sinnerfassungsmethode und Willensstärkungsmethode näher beschrieben, und die Sinnerfassungsmethode wird anhand eines Falles aus meiner Praxis auf Patientin B. angewandt.

Nach der theoretischen Fundamentlegung wird am Beispiel von Frau B. unter Einbeziehung ihrer klinischen – und Sozialparameter die praktische Anwendung aufgrund der Anwendung der Logotherapie und existenzanalytischen Beratung demonstriert. Dabei wird deutlich, welche krankmachenden Einflüsse in der biografischen Entwicklung von Frau B. eine Rolle gespielt haben und welche Determinationen diesen Zustand in ihrem Leben krankhaft fixieren ließen. Mit Hilfe des stationären Settings, bei dem die Genogrammarbeit ins Blickfeld gerückt wird, wird veranschaulicht werden, wie diese Determinationen überwunden werden und die Freiheit der Person in ihrem Können und der Verwirklichung ihrer Möglichkeiten Schritt für Schritt umgesetzt werden.

*Schlüsselwörter:* Falldarstellung, Genogramm, Person

#### **Logotherapie und existenzanalytische Beratung und Begleitung in der Sozialarbeit**

Ursula Fehlbaum

Die Autorin stellt sich mit dieser Arbeit die Frage, wie weit sie in ihrem Berufsalltag als Sozialarbeiterin bei älteren Menschen, in ihren Beratungen Logotherapie und existenzanalytische Beratung und Begleitung anwendet. Dabei geht es ihr darum herauszufinden, worin sich die zwei Beratungsansätze der Sozialarbeit und der Logotherapie und existenzanalytischen Beratung unterscheiden, was das ihnen Spezifische ist und was sie gemeinsam haben. Anhand eines Fallbeispiels aus dem Berufsalltag wird die Anwendung der Sozialarbeit und Logotherapie und existenzanalytischen Beratung und Begleitung dargestellt.

*Schlüsselwörter:* Logotherapie und existenzanalytischer Beratung und Begleitung, Sozialarbeit, Unterschiede und Gemeinsamkeiten

#### **In Liebe loslassen**

*Existenzanalytische Betrachtung und Therapieansatz der Co-Abhängigkeit*

Dr. Monika Habel und Mag. Gabriele Kainz

Die vorliegende Arbeit geht von der Annahme aus, dass die Neigung zu co-abhängigem Verhalten durch Defizite in der Kindheitsentwicklung mitverursacht wird. Über die Betrachtung des derzeitigen Forschungsstandes der Co-Abhängigkeit auf dem Hintergrund der Grundmotivationen nach A. Längle wird eine existenzanalytische Psychotherapie erarbeitet.

*Schlüsselwörter:* Co-Abhängigkeit, Existenzanalyse, Grundmotivationen, Psychotherapie, Sucht

#### **Die Lebensqualitäten der Palliativ-Pflege aus der Sicht der Logotherapie und Existenzanalyse**

Marina Habich

In meiner Abschlussarbeit stelle ich die Lebensqualitäten der Palliativ-Pflege der Existenzanalyse und Logotherapie gegenüber. Die Palliative Begleitung und Behandlung des schwerkranken und sterbenden Menschen und dessen Angehörigen basiert auf dem holistischen Menschenbild, das die biologischen, psychologischen, sozialen und geistigen Qualitäten einbezieht. – Mit Hilfe von Assessments werden diese vier Lebensqualitäten erhoben, geklärt und immer wieder aufs Neue überprüft, so dass alle Beteiligten gleich informiert sind, denselben Weg anstreben und nichts verloren geht bei der weiteren Begleitung. Diese Lebensqualitäten vergleiche ich mit den vier Grundmotivationen der Existenzanalyse. Dabei wird ersichtlich, dass die Existenzanalyse diese Themen mit zusätzlichen bedeutungsvollen Anfragen ergänzt, ausbaut und vertieft. – Die Person wird in der Begegnung, im Dialog angesprochen, um so ihre eigene Berührung und die daraus entstehende Stellungnahme herauszukristallisieren und zu beantworten. Das bringt ein umfassenderes, tieferes Erkennen und Verstehen der entsprechenden Situation und der wahren Person.

*Schlüsselwörter:* Existenzanalyse, Grundmotivationen, Lebensqualitäten, Palliativpflege

#### **Zur Therapie bei sexuellem Missbrauch**

Mag. Verena Heiß und Mag. Gertrud Elisabeth Köck

Die therapeutische Arbeit mit Missbrauchopfern wird aus unserer Sicht durch ein Basiswissen darüber erleichtert, was in einem Missbrauchopfer innerpsychisch vorgeht.

Die Auseinandersetzung mit der Psychodynamik des Opfers ist einerseits hilfreich, um einen guten therapeutischen Zugang zu finden, andererseits hilft es KlientInnen, ein besseres Verständnis für sich selbst zu entwickeln.

Ausgehend von den personalen Grundmotivationen beschreiben wir, wie sich die Opferdynamik auf die existenzielle Erlebnisweise auswirkt und ziehen daraus Schlussfolgerungen für die Psychotherapie. Zwei Falldarstellungen sollen die Psychodynamik sowie die therapeutische Zugangsweise verdeutlichen.

*Schlüsselwörter:* Grundmotivationen, Sexueller Missbrauch, Psychodynamik, Trauma

## **Stress aus existenzanalytischer Perspektive**

Irene Kloimüller

Diese Arbeit setzt sich mit dem Thema Stress aus existenzanalytischer Sicht auseinander. Die Grundlagen zu dieser Arbeit bilden einerseits meine langjährige Arbeit als Stress-trainerin bzw. Coach, andererseits meine zunehmende Verschränkung der Erkenntnisse aus meiner Psychotherapieausbildung mit meiner beruflichen Arbeit.

Im Zuge dieser Arbeit versuche ich im ersten Teil einen Überblick über verschiedene Stressmodelle zu geben, im zweiten Teil zu zeigen, dass Stress ein Wegweiser zu Sinn sein kann.

*Schlüsselwörter:* Grundmotivationen, Sinn, Stress (noetische Definition)

## **„Die Weisheit des Alters“ oder „In Ruhe verrückt werden dürfen“**

*Demenz-Kranke und ihre pflegenden Angehörigen*  
Mag. Christine Schnaiter

Bei vielen Menschen treten jenseits des 60. Lebensjahres fortschreitende Störungen des Gedächtnisses, der Konzentrationsfähigkeit, der Orientierung und des Denkvermögens auf. Das führt zu einer eingeschränkten Alltagsbewältigung und im fortgeschrittenen Stadium zu einer „Demenz“. Die häufigste Form ist die Alzheimer-Krankheit. Die meisten Demenzkranken werden zu Hause von ihren Angehörigen betreut. Für das Zusammenleben in Partnerschaft und Familie bedeutet eine Demenzerkrankung eine kaum vorstellbare Belastung. Es kommt zu einer anhaltenden Überforderung, die die Angehörigen der Erkrankten an die Grenzen ihrer seelischen und körperlichen Kräfte bringt. Sie brauchen dringend Hilfen und Unterstützung. Angehörigengruppen sind eine wichtige Form der Unterstützung, in denen Wissen über die Krankheit vermittelt wird, der Umgang mit schwierigen Verhaltensweisen besprochen wird und vor allem ein Erfahrungsaustausch unter den betroffenen Angehörigen stattfindet. Die Existenzanalyse kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten. Mit den vier Grundmotivationen einerseits, der Wertelehre und dem Sinnkonzept andererseits kann ein gutes Gerüst erstellt werden, um sowohl den Angehörigen als auch den Erkrankten eine bessere Lebensbewältigung und eine bessere Lebensqualität zu ermöglichen.

*Schlüsselwörter:* Alter, Demenz

## **DIPLOMARBEIT**

### **Evaluation der Psychotherapieausbildung in Existenzanalyse und Logotherapie**

Wolfgang Simacek

Fakultät für Psychologie der Universität Wien, 2006

Die Einführung des Psychotherapiegesetzes war eine wichtige Maßnahme zur Sicherung der Strukturqualität einer Psychotherapieausbildung – doch blieb der Bereich der Prozess- und Ergebnisqualität davon weitgehend unberücksichtigt.

Hier setzt die Diplomarbeit an und evaluiert erstmals die Psychotherapieausbildung in Existenzanalyse und Logotherapie. Es wurde hierzu der Fragebogen zur EXISTENZ-ANALYSE-AUSBILDUNGS-QUALITÄT (kurz EAQ) entwickelt, welcher die Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität der Ausbildung durch Befragung der Auszubildenden ermittelt. Ihre Erfahrungen und Gedanken über die Ausbildung werden genutzt, um ein umfassendes Bild über die Ausbildung zu generieren.

Die Analyse der Daten umfasst die drei methodologischen Dimensionen der Deskription, der Exploration und der Hypothesenprüfung. Als Hypothese wird mit fortgeschrittenem Ausbildungsstadium eine höhere therapeutische Kompetenz postuliert.

Zur theoretischen Untermauerung dienen die Erkenntnisse der Evaluationsforschung, Ausbildungsforschung und Psychotherapieforschung. Den therapiespezifischen Hintergrund bildet eine Einführung in die Grundlagen der Existenzanalyse und Logotherapie.

Im theoretischen Teil der Arbeit wird einführend die Bedeutung von Evaluation im Qualitätsmanagement verdeutlicht. Anschließend wird auf die Evaluation näher eingegangen und die unterschiedlichen Ziele, Funktionen, mögliche Klassifikationen von Evaluation und deren mögliche Herangehensweisen beschrieben. Es wird in einem weiteren Kapitel auf die Merkmale der Bildungsarbeit eingegangen und die grundlegenden Fragen, Ziele und Schwierigkeiten der Ausbildungsforschung erörtert. Das Kapitel über Psychotherapie und Psychotherapieforschung dient als theoretische Basis zum Verständnis und zur Operationalisierung von wirksamen Prozessen innerhalb der Psychotherapie. Aus den Erkenntnissen der Ausbildungs- und Psychotherapieforschung werden in einem eigenen Kapitel Kriterien für eine Psychotherapieausbildung abgeleitet. Diese Arbeit soll einen Beitrag zur Qualitätssicherung der Ausbildung in Existenzanalyse und Logotherapie leisten und Grundlage für weitere Evaluationsprojekte sein.

*Schlüsselwörter:* Ausbildungsforschung, Existenzanalyse, Psychotherapieforschung, Qualitätssicherung, Wirkmechanismen

## **Schwellenphase Studium**

*Eine existenzanalytische Deutung von Initiation*

Stefan Holzhammer

Unveröff. Dipl.-Arb. des Psychol. Inst. d. Univ. Innsbruck, 2003

Wie verändert ihre Sozialisation eine Person auf existentieller Ebene?

Am Beispiel der Studienzeit erläutert die vorliegende Arbeit allgemeine Merkmale und soziale Funktionen von Schwellenphasen, versucht aber vorrangig deren existentielle Bedeutung zu untersuchen, denn in Zeiten der Umstrukturierung von Identität ist die Kontaktaufnahme mit den existentiellen Grundlagen, dem Rahmen in dem wir uns befinden, besonders gut möglich und kann zu einer weiteren persönlichen existentiellen Entwicklung beitragen.

Als Grundlage für die Untersuchung diente das Konzept der 4 Grundmotivationen der Personalen Existenzanalyse nach Alfred Längle. Es wurden Interviews von 7 StudentInnen an die strukturierte Inhaltsanalyse angelehnt ausgewertet und die erhaltenen Codes nach ihrem Inhalt den Grundmotivationen, sowie nach der Eigenschaft als Bedrohung bzw. Erfüllung der jeweiligen Motivation zugeordnet. Im Darstellungsteil werden Interviewpassagen geordnet angeführt und erläutert.

Es zeigte sich u.A., dass im Beispiel der Schwellenphase Studium besonders viele existentielle Erfahrungen möglich sind, welche der ersten und dritten Grundmotivation, also den Konflikten um ein Grundvertrauen und um einen Selbstwert, zurechenbar sind.

## PUBLIKATIONEN

- Heitger B (2006) **Le sens de la vie: un facteur de prévention du suicide.** In: Rutgers-Cardis J. (Hg) *Suicide: liens sociaux et recherche de sens.* Genf: Labor et fides
- Längle A (2006) **Schto dwischet tschelowekom? – Exsistenzialno-analitscheskaja teorija emozij.** Moskwa: Genesis
- Nindl A, Längle A, Gamsjäger E & Sauer J (2006): **Zwischen existentieller Sinnerfüllung und Burnout: eine empirische Studie aus existenzanalytischer Perspektive.** Psychotherapie Forum, Vol.14, No.3, S 153-159
- Petrova GA, Ribakova EV (2006) **Metody issledovaniya ekzistencialnoi ispolnennosti.** In "Sovremennije principii terapii i reabilitacii psihicheski bolnyh". Materialy Rossijskoi konferencii (Moskva, 11-13 oktyabrya 2006). Moskva, 2006. p.348.
- Torres R N, Ayala M P (2004) **Estudio Cualitativo Descriptivo sobre el Desarrollo Diferencial en Personas Diagnosticadas con Cronicidad de Enfermedad: una Mirada Existencial.** Tesis (Diplomarbeit) de la Escuela de Psicología de la Universidad de las Americas, Santiago de Chile
- Salazar L H (2006) **Estandarización de la Escala Existencial de A. Längle, C. Orgler y M. Kundi en una Muestra de Universitarios.** Tesis licenciatura. México: Universidad Nacional Autónoma de México – Facultad de Psicología

## REZENSIONSBUCHER

- Braun-Scharm H **Depressionen und komorbide Störungen bei Kindern und Jugendlichen.** Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH
- Braus FD **Einblick ins Gehirn. Moderne Bildgebung in der Psychiatrie.** Stuttgart: Thieme
- Ciampi L **Die emotionalen Grundlagen des Denkens.** Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Essau C **Depression bei Kindern und Jugendlichen.** München: Ernst Reinhardt
- Franz M, Lieberz K, Schepank H **Seelische gesundheit und neurotisches Elend. Der Langzeitverlauf in der Bevölkerung.** Wien/New York: Springer
- Gatterer G, Croy A **leben mit demenz.** Wien/New York: Springer
- Greve W (Hrsg) **Psychologie des Selbst.** Weinheim: Beltz Presse
- Keenan JP **Das Gesicht im Spiegel. Auf der Suche nach dem Ursprung des Bewusstseins.** München: Reinhardt Verlag
- Kockott G, Fahrner EM (Hrsg) **Sexualstörungen.** Stuttgart: Thieme
- Krens I, Krens H (Hrsg) **Grundlagen einer vorgeburtlichen Psychologie.**Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Lehmkuhl U (Hrsg) **Abschied und Neubeginn, Kontinuität und Wandel in der Individualpsychologie.** München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Lohmer M **Borderline-Therapie.** Stuttgart: Schattauer GmbH
- Mertz JE **Borderline - weder tot noch lebendig ... Einheiten aus der subtilen Hölle des neuen Menschen.** Stuttgart: Enke
- Migge B **Handbuch Coaching und Beratung.** Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- Niklewski G, Riecke-Niklewski R **Leben mit einer Borderline-Störung. Ein Ratgeber für Betroffene und ihre Partner.** Stuttgart:Trias
- Peter K (Hrsg) **Fortschritte in Psychiatrie und Psychotherapie.** Wien/New York: Springer
- Rachel B **Die Kunst des Hoffens. Begegnung mit Gaetano Benedetti.** Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Reich G, Cierpka M **Psychotherapie der Essstörungen.** Stuttgart: Thieme
- Senf W, Broda M (Hrsg) **Praxis der Psychotherapie. Ein integratives Lehrbuch: Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Systemische Therapie.** Stuttgart: Thieme
- Spagnuolo Lobb M, Amendt-Lyon N (Hrsg) **Die Kunst der Gestalttherapie. Eine schöpferische Wechselbeziehung.** Wien/New York: Springer
- Spitzer M, **Gott-Gen und Großmutterneuron. Geschichten von Gehirnforschung und Gesellschaft.** Stuttgart: Schattauer
- Strauss B, Buchheim A, Kächele H **Klinische Bindungsforschung.** Stuttgart: Schattauer GmbH
- Verstegen I **arnheim, gestalt und art.**Wien/New York: Springer
- Zapotoczky HG, Fischhof PK **Psychiatrie der Lebensabschnitte. Ein Kompendium.** Wien/New York: Springer



# DAS WESENTLICHE SEHEN

## Phänomenologie in Psychotherapie und Beratung

### Internationaler Kongress

28. April - 29. April 2007

Wien

#### Veranstaltungsort

Wien, Universitätsklinik AKH

#### Kongressleitung

Alfried Längle

#### Organisationsteam

Ruth Kathan-Windisch, Karin Steinert,  
Godela von Kirchbach, Susanne Pointner,  
Christian Probst

#### Veranstalter

**Internationale Gesellschaft für Logotherapie und  
Existenzanalyse (GLE-International)**

Eduard-Sueß-Gasse 10, A-1150 Wien

Tel.: +43/1/985 95 66 Fax: +43/1/982 48 45

[kongress@existenzanalyse.org](mailto:kongress@existenzanalyse.org)

Programm unter:

[www.existenzanalyse.org](http://www.existenzanalyse.org)

Approbiert von der ÖÄK mit 17 DFP-Punkte

Approbiert vom ÖBVP mit 15 Fortbildungs-Einheiten

### Vorträge, Symposien, Workshops

#### Interdisziplinärer Dialog

- mit der Psychoanalyse
- mit KIP und konzentrativer  
Bewegungstherapie
- mit Neurowissenschaft und Genetik
- mit pädagogischer Forschung

#### Phänomenologie in der Praxis

- Neurophysiologische Grundlagen von  
Empathie und Übertragung
- Intuition und Gespür als Grundlage der  
Psychotherapie
- Praktische Anwendungsbereiche der  
Phänomenologie in Prophylaxe und  
Therapie
- Methoden der Phänomenologie
- Entwicklungen in der  
phänomenologischen Forschung

#### Symposia

- Klinische Psychotherapie
- Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie
- Lebensberatung und -begleitung

#### Gastvortragende

Prof. Joachim **Bauer**, Freiburg

Markus **Hochgerner** MSc, Wien

Univ.-Prof. Dr.phil. Anton **Hügli**, Basel

Prof. Gerald **Hüther**, Göttingen

Prof. Bin **Kimura**, Kyoto (Japan)

Univ.-Prof. Dr.phil. Ulrich **Kropiunigg**, Wien

Dr.phil. Ingrid **Reichmann**, Klagenfurt

Dr. Wolfgang **Schmidbauer**, München

#### Rahmenprogramm

In der Stigl Ambulanz mit originaler  
Pawlatschenmusik

**Rückseite wie immer**